



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries
and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-
ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Flodoard Frhr. von Biedermann
Schillers
Gespräche



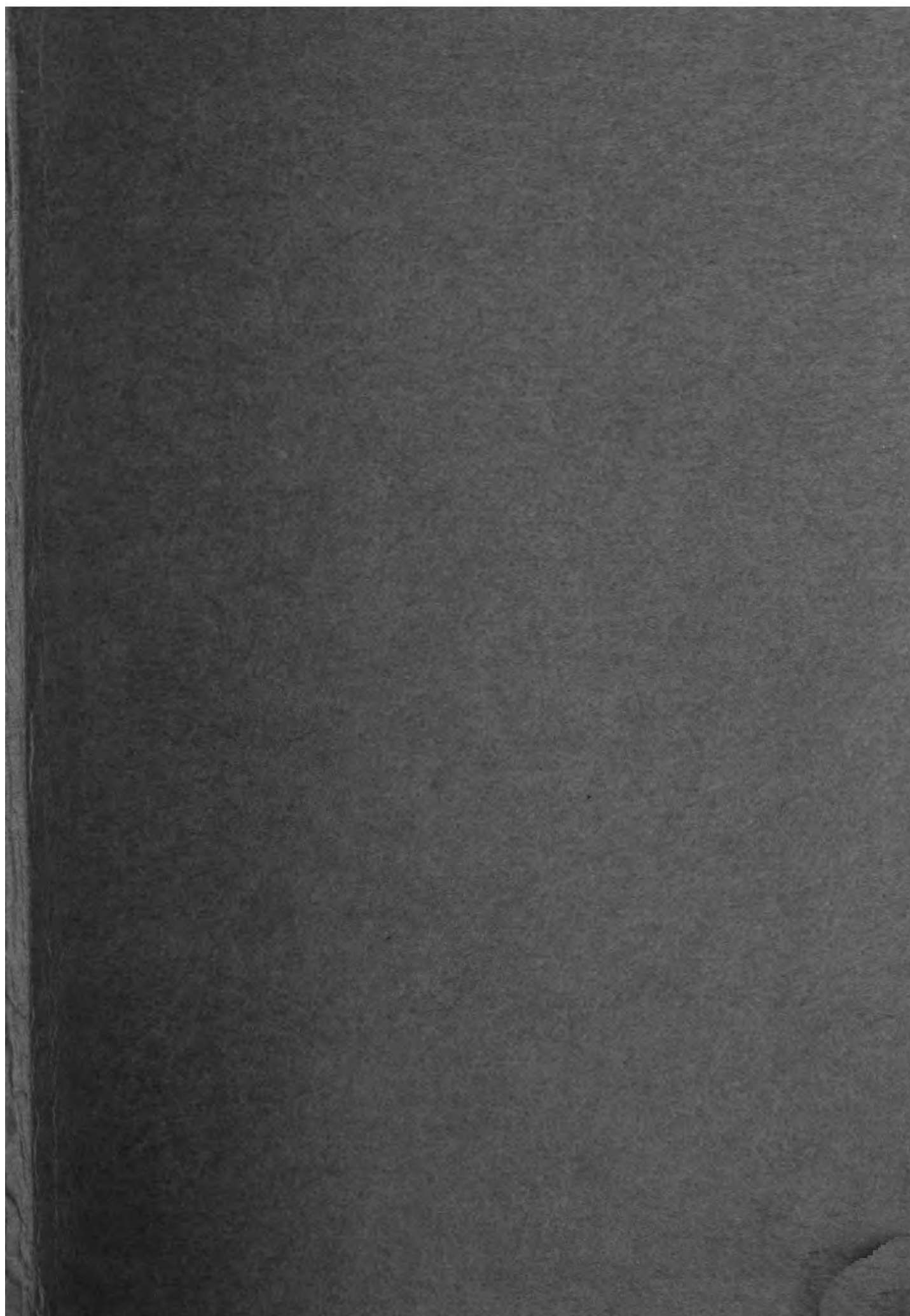
61/1276

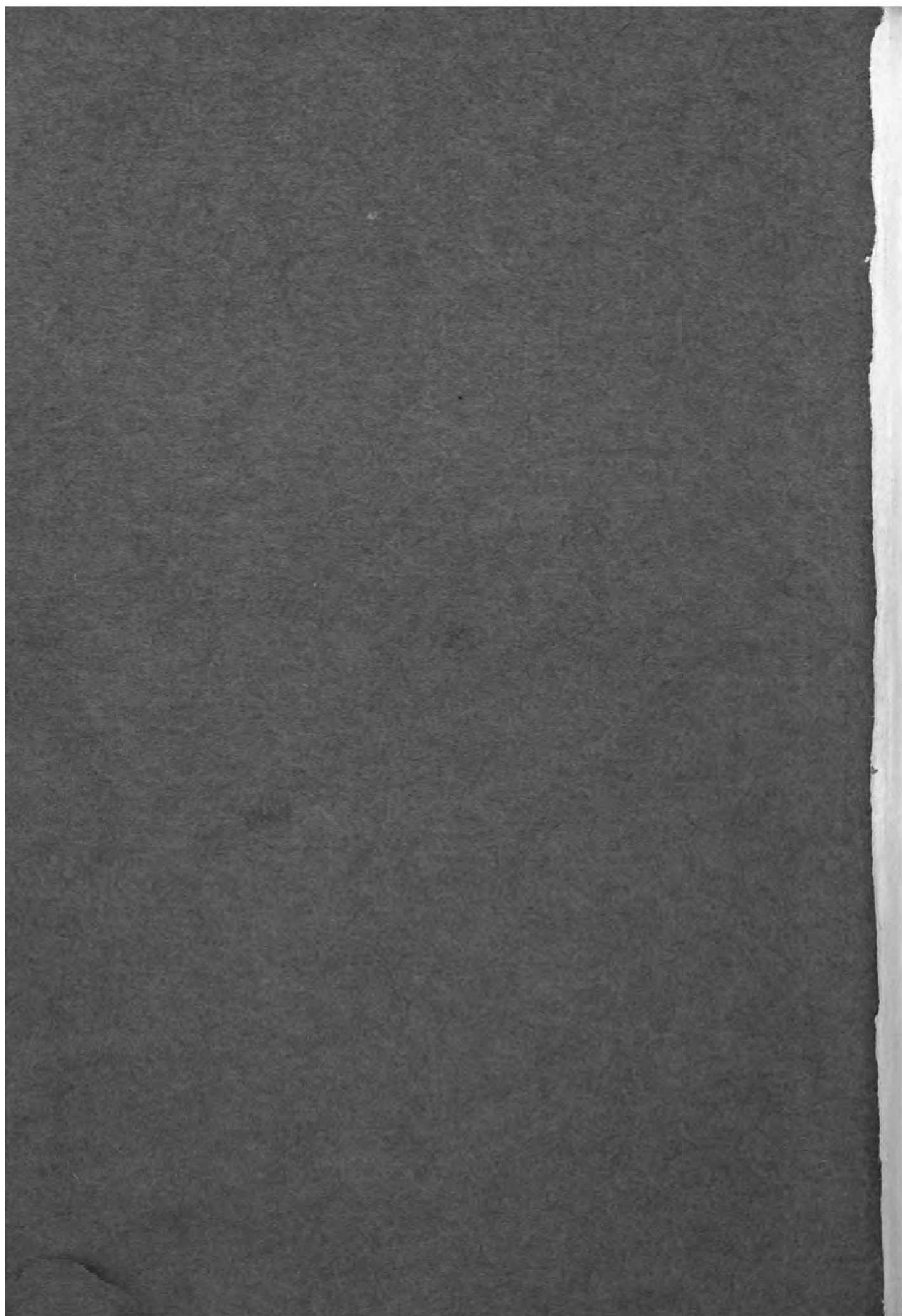
EP 919 A. 2

INR 7760



COPY ONE





Schillers Gespräche

und andere Zeugnisse
aus seinem Umgang



Volkstümliche Auswahl
von
F. Freih. von Biedermann



Hesse & Becker Verlag / Leipzig



Vorwort.

Daß aus den Lebensbeschreibungen bedeutender Menschen gewonnene Bild ihres Wesens ist immer getrübt durch die Fülle abseitiger Erörterungen und die aus dem Ermessen des Geschichtsschreibers getroffene Benützung der ursprünglichen Nachrichten. Diese Erwägung hatte zuerst im Jahre 1889 die Sammlung „Goethes Gespräche“ entstehen lassen, worin ohne jede Zutat die Berichte der Zeitgenossen über ihren Verkehr mit dem Dichter vereinigt waren. Und die bei diesem Werke gewonnene Erfahrung veranlaßte mich, in gleicher Weise Heinrich von Kleist zu bearbeiten — wie andere Literatur- und Geschichtsforscher nach dem gegebenen Beispiele eine Reihe von anderen Größen so zur Darstellung gebracht haben.

Der naheliegende Gedanke, neben die Gespräche Goethes auch die seines Freundes Schiller zu stellen, konnte nur aus äußeren Gründen von mir nicht früher verwirklicht werden, aber daß sich inzwischen andere schon an die Aufgabe gemacht hatten, konnte mich auch nicht abhalten, den seit vielen Jahren gehegten Plan zur Ausführung zu bringen und auf meine Art dem Genius Schillers ein Denkmal zu errichten.

Die im vorliegenden Bande gesammelten Zeugnisse über Schiller stammen von Personen, die ihn gekannt, mit ihm theils in engster verwandtschaftlicher oder freundschaftlicher Beziehung gestanden, theils zeitweise oder vorübergehend mit ihm in Berührung kamen. Was sie berichten, beruht aber alles auf eigener Wahrnehmung, und was sie über Worte des Dichters, über seine Art zu leben und sich zu geben zu sagen haben, darf als wohl beglaubigt angesehen werden. Nur in einigen wenigen Fällen sind auch mittelbare Berichte eingefügt, und soweit diese zu Zweifeln Anlaß geben, dies sogleich vermerkt. Die Unmittelbarkeit und Mannigfaltigkeit dieser Berichte bietet Gewähr, daß

wir aus ihnen ein richtiges, wahres Bild von der Persönlichkeit Schillers erhalten; denn wenn auch jeder von seinem begrenzten Standpunkte aus, der eine mit nüchternem Sinne, der andere mit begeisterter Hingebung die gewonnenen Eindrücke schildert, so ist das kein Hindernis, vielmehr eine Förderung der Wahrheit. Da wir Menschen solche starke Eindrücke, wie sie eine große Persönlichkeit macht, verschieden empfinden, so kann eines Mannes Darstellung auch niemals ein richtiges Bild geben; die Brechungen, welche es durch einen Spiegel erfährt, müssen durch einen anderen wieder zurecht gerückt werden. Der Leser wird sich bemühen, dieses Gesamtbild möglichst rein aufzufassen und auf sich wirken zu lassen; er wird dadurch zu dem Dichter und seinen Werken ein neues Verhältnis gewinnen und, wie er auch selbst dies oder jenes deutet, doch einen Gewinn aus dem Anschauen einer großen Persönlichkeit davontragen.

Der Herausgeber hat sich, wie es in der Natur des Unternehmens liegt, jeder eigenen Bemerkungen enthalten, abgesehen von kurzen Zusätzen, die zur Ergänzung und sachlichen Erläuterung dienen. Was zur Kenntnis der Berichterstatter und sonst erwähnten Persönlichkeiten, sowie der literarischen Fundstellen notwendig ist, ergibt sich aus den Nachweisungen am Schluß des Bandes, die auch sonst noch einiges Erläuternde enthalten.

Die Anordnung ist nach der Zeitfolge geschehen. Dabei konnte allerdings nicht durchgehend genau verfahren werden, da manche Berichte sich über längere Zeiträume, ja über mehrere Jahre erstrecken und es nicht immer angängig oder ratsam war, diese auseinander zu ziehen. Der Leser wird da manchmal vor- oder zurückschauen müssen.

Auf Vollständigkeit, wie bei der großen Ausgabe von Goethes Gesprächen, war es bei diesem Buche nicht abgesehen. Es schließt sich dieses vielmehr „Goethes ausgewählten Gesprächen“ an und will wie dieses den Bedürfnissen eines großen Leserkreises entgegenkommen. Ich habe also aus dem von mir gesammelten Materiale zu Schillers Lebensgeschichte eine Auswahl getroffen, die außerdem durch die dem Buche gezogenen Grenzen des Umfangs bedingt war.

Bei der Bearbeitung ist mir der ehrwürdige Karl Görig mit seinen Bücherschätzen wieder unermüdlich und liebenswürdig zur Hand gegangen, wofür ich ihm auch an dieser Stelle herzlichen Dank zu sagen habe.

Berlin-Steglitz, im September 1913.

Flodoard Freiherr v. Biedermann.

Übersicht des Inhaltes.

I.	Kinder- und Lehrjahre:	Seite
	a) Im Elternhause	11
	b) In der Karlschule	23
	c) Als Regimentsarzt	51
II.	Wanderjahre:	
	a) Mannheim und Bauerbach	70
	b) Leipzig und Dresden	151
	c) Thüringen	171
III.	Meisterjahre in Jena:	
	a) 1790—1794	190
	b) 1794—1797	272
	c) 1797—1799	298
	d) Nachlese zum dritten Buche	319
IV.	Meisterjahre in Weimar:	
	a) 1800—1801	327
	b) 1802—1803	355
	c) 1804—1805	386
V.	Nachflänge:	
	a) Allgemeine Charakteristik	433
	b) Kleine Erinnerungen	454
	c) Verhältniß zur Bühne	466
	d) Verhältniß zu Goethe	469
	e) Verhältnisse zu Verschiedenen	471
	Register	473

Erstes Buch

Kinder- und Lehrjahre (1759—1782).

1759—1772.

1. Schillers Jugendjahre. Eine Skizze von Christophine Reinwald geb. Schiller, des Dichters Schwester.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde den 10. November 1759 in dem württembergischen Städtchen Marbach am Neckar geboren.

Sein Vater war damals Leutnant bei dem Prinz Louis'schen Regiment*, das zu jener Zeit in Stuttgart in Garnison lag, seine Mutter aber hielt ihre Niederkunft bei ihren Eltern in Marbach. — Schon in früher Jugend war er ein zartes schwächliches Kind, das bei den gewöhnlichen Kinderkrankheiten oft krampfhafte Zufälle bekam, wobei es sich doch bald wieder erholte, und bis ins 14. Jahr größtenteils gesund blieb.

Schon frühe zeigten sich bei dem kleinen Fritz gute Anlagen. Als Kind von fünf Jahren war er schon auf alles aufmerksam, was der Vater seiner Gewohnheit gemäß im Familienzirkel vorlas: er fragte immer noch besonders über den Inhalt desselben, bis er ihn recht gefaßt hatte. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel las oder im Familientreise seine Morgen- und Abendandachten verrichtete, wo er sich immer von seinen liebsten Spielen lösmachte und herbeeilte. Es war ein erfreulicher Anblick, den Ausdruck der Andacht auf seinem jugendlichen Gesichte zu sehen. Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das rötlichgelbe Haar,

* Nur bis 1. Mai 1758, dann im Romannschen Regiment, stand im Würzburgischen.

daß seine feine Stirne ummalte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Ansehen, man mußte ihn lieben. Seine Folgsamkeit so wie sein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zog unwiderstehlich an und doch ließ er nie seine Geschwister noch kleine Freunde eine Überlegenheit fühlen, er war immer bescheiden und entschuldigte andern ihre Fehler. Daher wählten ihn alle gern bei ihren Spielen.

Im Jahre 1765* berief der Herzog von Württemberg Schillers Vater als Werbeoffizier an die württembergische Grenze, nach Schwäbisch-Gmünd. Aber der kostspielige Aufenthalt daselbst bewog Schillers Vater, den Herzog um die Erlaubnis zu bitten, sich mit seiner Familie in den nächsten württembergischen Ort zu begeben und von dort aus seine Werbungen zu besorgen, welches ihm auch erlaubt wurde. Es wurden ihm noch zwei Unteroffiziere beigegeben, welche er in der Folge noch zu verköstigen hatte, denn die armen Leute bekamen ebensowenig wie Schillers Vater die versprochene Besoldung — drei Jahre lang nicht einen Heller —, so daß die Schillersche Familie von ihrem eigenen wenigen Vermögen sich einrichten mußte.~

In dieser Lage war es eine Gunst des Himmels in diesem Orte — nämlich das Dorf und Kloster Lorch — so edle Menschenfreunde zu finden, die auf alle Weise Schillers Eltern den Aufenthalt zu erleichtern suchten. — Während der Zeit wurde die Familie wieder mit einer Tochter vermehrt, wobei sich die Anhänglichkeit der guten Menschen aufs herzlichste aussprach. Daher konnte auch nie das Dankgefühl erlöschen, solange ein Glied der Schillerschen Familie übrig ist.

Hier fand auch der kleine Schiller vom fünften Jahre an in dem Sohne des würdigen Pfarrers Moser daselbst seinen ersten Jugendfreund, den er sehr liebte**, und der

* Richtig: im Dezember 1763.

** Ebenso berichtet Christophine an Körner 28. 5. 11.

edle Mann hatte die Güte, ihn in die Stunde aufzunehmen, die er seinem Sohne gab, und versuchte im sechsten Jahre einen Anfang im Lateinischen mit ihm vorzunehmen; auch sogar im Griechischen sollte etwas versucht werden, weil der Herr Pfarrer selbst einer der ersten Sprachkundigen zu jener Zeit war: aber der Vater fand es noch nicht für gut. Hier also, in dieser Umgebung, und dem wahrhaft frommen Sinne jener Familie erwachte im jungen Schiller zunächst die Neigung, sich einst dem geistlichen Beruf zu widmen. Er fing auch selbst oft an zu predigen, stieg auf einen Stuhl und ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze statt dem Kirchenrock umhängen. — Dann mußte sich alles um ihn herum still und andächtig verhalten und ihm zuhören, außerdem wurde er so eifrig, daß er fortlief und sich lange nicht wieder sehen ließ, dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt.

So jugendlich diese Vorträge auch waren, so hatten sie doch immer richtigen Sinn, er reihte einige Sprüche sehr schicklich zusammen und trug sie nach seiner Weise mit Nachdruck vor. Auch machte er eine Abtheilung, die er sich von dem Herrn Pfarrer gemerkt hatte.

Er ging auch gern in die Kirche und Schule, und versäumte keins ohne wichtige Ursache. Nur einmal geschah es, daß er sich vergaß, es rief ihn nämlich die Nachbarin, die mit der Familie bekannt war (und durch deren Haus er immer den Gang nach der Schule machen mußte), er solle einen Augenblick in die Küche kommen. Sie wußte, daß es sein Lieblingsgericht war — Brei von türkischem Weizen — natürlich folgte er der Einladung, und war kaum über den Brei geraten, als sein Vater, der oft zum Nachbar ging, ihm etwas aus der Zeitung mitzuteilen, an der Küche vorüberging, ihn aber gar nicht bemerkte. — Allein der Arme erschrak so heftig und rief: Lieber Vater, ich will's gewiß nie wieder tun, nie wieder! Jetzt erst bemerkte ihn der Vater, und sagte nur: Geh nu nach Hause. — Mit einem entsetzlichen Jammerschrei verließ

er seinen Brei — eilte nach Hause, bat die Mutter inständig, sie möchte ihn doch bestrafen, ehe der Vater nach Hause käme, und brachte ihr selbst den Stock. Die Mutter wußte nicht, was das alles bedeuten sollte, denn er konnte vor Jammer kein Wort herausbringen — bestrafte ihn jedoch mütterlich.

Er war auch immer sehr gewissenhaft, wie schon aus diesem Vorfall zu ersehen ist — und sagte es gewöhnlich selbst, wenn er gefehlt hatte. Eine Hauptneigung bei ihm war, gerne zu geben. So bemerkte einmal sein Vater, daß er seine Schuhe mit Bändern statt mit Schnallen, die damals gebräuchlich waren, zugebunden hatte; als er ihn darüber zur Rede setzte, sagte er, daß er sie einem armen Jungen gegeben hätte. — Er hätte ja noch ein Paar auf den Sonntag. Darüber der Vater nicht unzufrieden war; wenn er aber von seinen Büchern welche verschenkte, die der Vater wieder anschaffen mußte, dann gab's Verweise, und nur aus Gehorsam unterdrückte er diese Neigung.

So vergingen nun in ländlicher Umgebung unter den guten Bewohnern Lorchs diese drei Jahre, wo Schillers Vater noch immer nebst seinen zwei Unteroffizieren keinen Heller Gehalt bekam, und genötigt war, den Herzog um seine Zurückberufung zu bitten, welches der Herzog auch genehmigte. Und so reiste denn die Familie 1768 (richtig 1766) von Lorch unter den herzlichsten Segenswünschen wieder ab, um nach Ludwigsburg, wo das Regiment, wobei Schillers Vater als Hauptmann angestellt war, in Garnison lag [zu ziehen]. Hier wurde nun der junge Schiller in die ordentliche lateinische Schule eingeführt. Sein erster Lehrer dort war der Professor Honold, der über den guten Anfang seiner Kenntnisse sehr zufrieden war, und er es auch in kurzer Zeit so weit brachte, daß er einer der ersten Schüler war; unerachtet ihn der Vater nie lernen sah und es ihm oft verwies, so bestand er doch die Schule, weil er sich gewöhnte, früh aufzustehen und

seine Lektionen zu repetieren. Er ging sehr oft nüchtern in die Schule, wenn das Frühstück nicht fertig war, und die Stunde schlug.

Einmal geschah es, daß ihn sein Lehrer aus Irrtum sehr hart bestrafte. Als er es gewahr wurde, so kam er zu Schillers Vater und entschuldigte sich deshalb. Der Vater wußte kein Wort von diesem Vorfall, und als er seinen Sohn darüber vernahm, sagte er, daß es so wäre — er hätte gedacht: sein Lehrer meinte es doch gut. Diese Mäßigung erwarb ihm sehr die Liebe des Lehrers und des Vaters.

Die Schillersche Familie lebte damals in Ludwigsburg ohnweit dem herzoglichen schönen Schlosse und dem dabei befindlichen Komödienhause. Den Offizieren mit ihren Familien wurde freier unentgeltlicher Zutritt gestattet. Daher kam es, daß statt einer Belohnung für Schülerfleiß der junge Schiller zuweilen mitgenommen wurde.

Es ist bekannt, wie glänzend damals unter der Regierung des Herzogs Karl die Opern, Schauspiele, Ballette gegeben wurden, denn größtenteils waren die Spielenden Italiener. Ganz natürlich mußten diese Vorstellungen auf das junge lebendige Gemüt des jungen Schiller, der aus der ländlichen Einfachheit sich hier wie in eine Feenwelt versetzt glaubte, einen großen Eindruck machen. — Er war ganz Aug und Ohr, bemerkte alles genau und versuchte zu Hause, durch die Bücher, die er zu einem Theater bildete, von Papier Figuren ausschchnitt und durch einen Faden geleitet sie ihre Rolle spielen ließ. Dies wurde er aber bald überdrüssig und fing an, mit seinen Geschwistern und Schulfreunden selbst zu spielen. Auch im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen, und jedes mußte mit Hand anlegen. Da gab er denn jedem seine Rolle: Aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler. Er übertrieb durch seine Lebhaftigkeit alles.

Doch bald nachher trat die erste Lieblingsneigung wieder hervor, und er widmete sich mit erneutem Fleiße dem

künftigen geistlichen Berufe. Er war auch schon dreimal in dem gewöhnlichen Landexamen in Stuttgart sehr wohl bestanden, als seine Hoffnungen eine andere Wendung nahmen.

Der Herzog von Württemberg errichtete zu jener Zeit auf der Solitude eine Pflanzschule für Söhne seiner Soldaten. Anfangs war sein Plan bloß, für den Militärstand sich diese Jugend nachzuziehen. Nachher aber erweiterte er ihn und nahm auch Offiziersöhne, welche gute Zeugnisse von ihrem Lehrer hatten, auf, wählte würdige Männer zu Lehrern und Vorgesetzten für Wissenschaften und Künste.

Schiller war indessen in die dritte, welches die vorletzte Klasse war, getreten, und erhielt von seinem Lehrer, Oberpräzeptor Winter, die besten Zeugnisse seines Fleißes, welches auch dem Herzog bekannt wurde. Er ließ also Schillers Vater, sowie mehrere Offiziere zu sich kommen und erklärte ihnen, daß er gesonnen wäre, auch ihre Söhne in die Pflanzschule aufzunehmen. Hierauf erwiderte nun Schillers Vater, daß er es für eine Gnade aufnehmen würde, wenn sein Sohn, seiner Neigung, dem geistlichen Stande sich einst zu widmen, folgen dürfe.

Diese Freimütigkeit schien dem Herzog nicht zu gefallen, der gewohnt war, alle seine Äußerungen als Befehle befolgt zu sehen — doch erklärte er, daß er für diese Wissenschaft keine Einrichtung getroffen hätte, aber jede andere könnte sein Sohn wählen.

Unter diesen Entschlüssen vergingen einige Tage, weil sie viele Überwindung vor den jungen Schiller kosteten. Der Vater wurde wieder zum Herzog berufen, und auf eine Erklärung gedrungen. — Endlich, aus Furcht, die Ungnade des Herzogs sich zuzuziehen, da der Vater unmittelbar unter dem Herzog stand, entschloß sich der junge Schiller, auch aus Gehorsam gegen die Eltern, zum juristischen Studium, zu dem er aber nicht im geringsten Lust hatte; dieses Opfer kostete ihn sehr viel, und man

kann annehmen, daß von dieser Zeit an seine Kränklichkeit anfang, da er gewohnt war, mit allen Kräften sich den Wissenschaften zu widmen; auch war die Einrichtung in der Pflanzschule, fast täglich zu baden, seiner Natur entgegen.

Er betrat also in seinem 14. Jahre diese Pflanzschule, nachdem er vorher in Ludwigsburg konfirmiert worden war; bald darauf erhielt sie den Namen Karlschule.

2. Johann Kaspar Schiller an seinen Sohn.

Die Geschichte Seines Geistes kann interessant werden, und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwicklungen der ersten Begriffe mit hinein, so wäre nicht zu vergessen, daß Er einmal den Neckarfluß gesehen und sonach, im Diminutivo, jedes kleine Bächchen ein Neckarle geheißen; wiederum hat Er einen Galgen bei Scharndorf, als Mama mit ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, einer Mäusefalle verglichen, weil Er vor diesem Mäusefallen gesehen, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unserem Quartier, der Herberge zur Sonne in Lorch, da man Ihm statt Mantel einen schwarzen Schurz, und statt Überschlages ein Predigt-Lümpchen antun müssen. Und dann die äußeren Umstände Seiner Eltern, da Er lernen, vornehmen und tun mußte, gerade das und so viel als die Umstände erlaubten. Endlich Sein Übergang in die herzogliche Militärakademie, woselbst Er erstlich als Theolog, nachher als Jurist und zuletzt als Arzt Sein Studium angefangen. Wie Er Sein erstes Trauerspiel „Die Christen“ in Seinem dreizehnten Jahre geschrieben; was für lateinische Distichen, Carmina und Epistolae usw. Er verfertigt; wie Er mit Herrn Professor Jahn in Kollision gekommen; doch das gehört mehr zu einer Lebensbeschreibung, und jezo abstrahiere ich.

3. Charlotte v. Schiller geb. v. Lengefeld.

Als er größer wurde, lebte die Familie einige Zeit in Lorch, wo die Verschiedenheit der Religionsbegriffe auch auf das äußere Leben einwirkte. Es war ein Lieblings-

gang des Knaben, auf einen Berg zu steigen, auf dessen Höhe eine Kapelle stand, und wohin die frommen eifrigen Christen die zwölf Stationen der Leidensgeschichte auch symbolisch reuevoll zurücklegten. Das Grab der Hohenstaufen bewahrt noch ein Kloster auf einer anderen Anhöhe, und unter diesen Bildern der Religion wie der ritterlichen Kraft empfing das Gemüt des Knaben seine früheren Eindrücke. Seine ältere Schwester besuchte mit ihm die Schule, und manchen hellen Wintertag brachten die Geschwister am Fuße der Berge mit kindischer Lustigkeit hin, statt in der engen Schulstube zu sitzen. Die Mutter lauerte still an dem Pfortchen des Tores, welchen Weg die Kinder einschlagen würden, und listig sprangen sie um die Ecke der Straße, von wo aus sie nicht mehr erblickt werden konnten, und freuten sich ihrer Freiheit und der List, die sie leichtsinnig gutmütig ausübten.

Was Knaben mit Mädchen vereint lernen können, teilten die Geschwister; aber die älteren Sprachen, die Schiller lernen sollte, um sich dem geistlichen Stand widmen zu können, nahmen bald seine ganze Zeit weg. Seines ersten Lehrers* gedachte er oft und gestand, daß er durch ihn nicht erreicht habe, was jener wohl währte.

4. J. G. Elwert.

Schiller war ganz mein coaetanus, ich bin im März 59, er einige Monate, ni fallor, später im nämlichen Jahre geboren. Von der zweiten Klasse in Ludwigsburg an erinnere ich mich, ihn immer neben mir in der Schule gehabt zu haben. Nun erinnere ich mich, daß ich als Sekundaner, da ich die zweite Klasse bald verließ, im neunten Jahre als petens ins Landexamen kam, das wäre also im Jahre 68 gewesen, da war auch Schiller in Sekunda. In der dritten Klasse in Ludwigsburg war er wieder mit mir, welche ich im Jahre 73 verließ, und in das Gymnasium in Stuttgart kam, von da ich im Januar 75 in

* M. Jahn in Ludwigsburg.

die Akademie kam. Bei meinem Weggehen aus der Ludwigsburger Schule war Schiller noch dort geblieben, da ich aber in die Akademie kam, traf ich ihn da auch schon vor mir (wie lang aber vor mir, weiß ich nicht) wieder an. Das ist alles, was ich ungefähr hierüber bestimmen kann.

Beim Prof. Jahn, der damals in den ersten Jahren, da wir in die dritte Klasse kamen, Oberpräzeptor war, las man nicht nur die in der veranstalteten Schulkollektion enthaltenen Bruchstücke aus den klassischen Dichtern, sondern Virgils Aeneide und Horaz' Oden auch in der Schule. Allein auf dichterische Schönheiten usw. erinnere ich mich nicht, daß wir gerade gelehrt worden wären. Jahns Behandlung dieser Dichter für uns Schüler ging außer dem Grammatischen auf Mythologie, Altertümer usw. Nach Jahn kam Winter, bei dem Virgil apokryphon war, und der Ovid zu seinem Leibautor machte, versteht sich tristia, und bei dem war ohnedem Lesen eines Dichters nichts als Phrasenjagd. Daß Schiller für sich mit Vorliebe und Applikation in seinen Schuljahren die Aeneide gelesen hätte, ist mir so wenig bekannt, als daß ich wüßte, daß er solches in der Akademie getan.

Ich erinnere mich im geringsten nicht, daß weder Lehrer noch Schulkameraden im mindesten etwas Auszeichnendes an Schiller bemerkt hätten. Er war unter den Ersten immer in seiner Klasse, aber nicht gerade der Erste, und die Ersten waren damals, die am wenigsten Grammatikfehler im exercitio machten. Des erinnere ich mich, daß wir zwei immer sehr viel beisammen waren, und in unsern Bubenjahren keine eigentlichen rechten Buben gewesen, die Ball und andere dergleichen Spiele auch getrieben hätten; häufig schlenderten wir in unseren Freistunden miteinander in den Ludwigsburger Alleen herum, und da ist mir noch mit Lachen erinnerlich, daß unsere Unterhaltung meist immer Klagen über unser Schicksal (wozu wir aber keinen Grund hatten) und kindisch schimärische Pläne für unser künftiges

Leben waren. Eine Anekdote aber, die ich mit Schillern gehabt habe, und die zwischen unser neuntes und zehntes Lebensjahr fallen mag, will ich ~ hauptsächlich aus dem Grunde mittheilen, weil sie auch Schillern unvergeßlich war und er vor zwölf Jahren, da er im Land war, mich gleich wieder daran erinnerte. Wir hatten als Sekundaner den Katechismus in der Kirche zu sprechen. Unser Präzeptor war Honold, ein sehr frommer, maliziöser und dummer Mann, der den Stecken weidlich zu führen wußte. Dieser drohte uns durchein zu bläuen, wenn wir ein Wort fehlten. Zu allem Unglück hielt gerade dieser Präzeptor die Kinderlehre, da wir den Katechismus zu sprechen hatten. Mit zitternder Angst also fingen wir an, zum Glück aber brachten wir es ohne Anstoß hinaus. Unsere Belohnung davor war zwei Kreuzer à Person, facit vier Kreuzer. So viel Barschaft hatten wir sonst nicht leicht beisammen. Wir sinnten also darauf, wie wir ihrer los werden könnten. Schiller machte den Vorschlag, eine kalte Milch auf dem Harteneker Schloßle zu essen, da wir aber dahin kamen, war keine zu haben. Schiller änderte das Projekt dahin, einen Bierling Käse zu nehmen, aber der Bierling Käse kostete allein vier Kreuzer und wir hätten dann kein Brot dazu gehabt. Dies Projekt mußte also aufgegeben und Hartenek mit hungrigem Magen verlassen werden. Wir wandten uns nun nach Neckarweihingen, kamen da in drei bis vier Wirtshäuser, bis wir in dem letzten eine kalte Milch bekamen. Noch schmeckt mir diese wohl, man gab uns eine reinliche zinnerne Schüssel und silberne Löffel dazu. Die Milch und das Brot, davon wir uns einbrockten, und noch jeder in die Tasche übrig behielt, kostete zusammen drei Kreuzer. Wir hatten also noch einen Kreuzer übrig, den wir in der Allee in Ludwigsburg in einem halben Kreuzerwecken und für einen halben Kreuzer Johannissträubchen, in die wir uns brüderlich teilten, vollends verzehrten, und ein so köstliches Mahl hatten, als ich nachher nie wieder bekam. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich

Schillers poetischer Geist schon in seiner völligen Blüte. Dann da wir Neckarweihingen verließen, stieg er auf einen Hügel, wo wir Neckarweihingen und Hartenef übersehen konnten, segnete das Wirtshaus, wo wir gespeist wurden, und verfluchte Hartenef und die übrigen Neckarweihinger Wirtshäuser mit einer so poetisch-prophetischen Emphase, daß ich noch es mir deutlich in das Gedächtnis zurückrufen kann.

5. J. G. Elwert an J. W. Petersen.

Da Zahn von der Ludwigsburger Schule wegtam, so wurde ein gewisser Winter zu seinem Nachfolger ernannt. Die Obliegenheit der ersten Schüler, unter welchen Schiller war, war es dann, den neuen Lehrer mit lateinischen Versen zu bewillkommen, und in Schillers Carmen paradierte dann der Pentameter:

Ver nobis Winter polliciturque bonum*,
über welchen wüthigen Gedanken Schillers Vater eine so große Freude hatte, daß er äußerte, keinen schicklicheren Namen hätte der neue Präzeptor nicht haben können, und wenn er Engel geheißen hätte; der neue Lehrer aber hatte einen heimlichen Triumph darüber, daß ihn einer der ersten in der Schule im Bewillkommungscarmen einen solchen Donatschnitzer** vorgefetzt, wie er es erst geraume Zeit nachher dann gelegentlich äußerte.

Lange war es mir von dem seligen Professor Haug auch auffallend, daß er, da ihm Schiller einmal ein, wie ich glaube unbedeutendes Gedicht [Der Abend] ~ in sein schwäbisches Magazin einzurücken gab, es ganz enthusiastisch gelobt und Schiller im prophetischen Geist ein os magna sonatorum*** genannt. Ich hörte aber nachher, daß dies ein Lieblingsausdruck von Haug gewesen, mit dem man es nicht so genau nehmen könne.

* Und der Frühling verheißt uns einen guten Winter.

** Statt pollicitur wäre richtig pollicetur.

*** Horaz, Satiren I, 4, 43.

6. 1772. April 25. J. W. Petersen.

Die Konfirmation des jungen Schiller fiel in das Jahr 1772 (26. April), als er seinen Kursus in der lateinischen Schule vollendet hatte. Seine Mutter, welche, vermutlich um dieser kirchlichen Feier beizuwohnen, den Tag vorher mit ihrem Gatten nach Ludwigsburg hinübergekommen war, sah ihren Sohn auf der Straße herumschlendernd und machte ihm über seine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des folgenden Tages Vorwürfe. Betroffen zog sich der Knabe zurück und überreichte nach wenigen Stunden seinem Vater ein deutsches* Gedicht, welches seinen Tafernerneuerungsbund zum Gegenstand hatte. Der Vater empfing ihn scherzend mit der Frage: „Bist du nährisch geworden, Friß?“

7. J. W. v. Hoven.

Wir (Schiller u. v. Hoven) waren von gleichem Alter, beide Offiziersöhne, frequentierten als Knaben zusammen die lateinische Schule in Ludwigsburg, wollten beide Theologie studieren, ja wir wohnten zuletzt in dem nämlichen Haus, in der damaligen Cottaschen Buchdruckerei in Ludwigsburg. Da unseren Vätern alles daran gelegen war, daß wir etwas Rechtes in der Welt werden sollten, so wurden wir so streng zum Lernen angehalten, und um hierzu keine Zeit zu versäumen, wurde uns außer der Schule wenig Umgang mit unseren Kameraden gestattet. Um so fester schlossen wir uns daher aneinander selbst an, spielten miteinander in unseren müßigen Stunden, und übten allerlei Mutwillen, wie z. B. an dem Seher in der Druckerei, welchem wir fast täglich einen neuen Streich spielten. So lebten wir in der innigsten Verbindung zusammen bis zu meiner Aufnahme in die militärische Pflanzschule auf der Solitude.

* Nach anderer Überlieferung soll es ein lateinisches Gedicht gewesen sein.

8. 1773. Januar. Prüfungszeugnis.

Johann Christoph Friedrich Schiller, konfirmiert, übersetzt die in den Trivial-Schulen eingeführten *collectionem autorum latinorum*, nicht weniger das Griechische neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit; hat einen guten Anfang in der lat. Poesie; die Handschrift ist sehr mittelmäßig.

Solitude, 10. Jan. 1773.

Prof. Jahn.

9. Ärztliches Attest.

Solitude, 16. Januar 1773.

Johann Christoph Friedrich Schiller, aus Marbach gebürtig, alt 13 Jahre, hat sich, bei vorgenommener Untersuchung seiner Leibesbeschaffenheit, mit einem ausgebrochenen Kopf und etwas verfrörten Füßen behaftet, sonst aber gesund befunden.

I. Hof- und Militärischer Pflanzschule Medikus D. Storr.

1773—1780.

10. F. W. v. Hoven.

Aber ehe zwei Jahre [seit v. Hovens Eintritt] verflossen waren, trat auch Schiller als Zögling in die Pflanzschule, und man kann sich denken, wie glücklich es uns machte, uns wieder miteinander vereint zu sehen. Das Band der Freundschaft war durch unsere Trennung nicht gelöst worden, es wurde durch dieselbe nur um so fester. Was uns aber noch mehr miteinander verband, war unsere gemeinschaftliche Neigung zur Dichtkunst. Bei Schiller hatte sich diese Neigung schon in Ludwigsburg deutlich ausgesprochen. Nicht nur übertraf er alle seine Mitschüler in der Emsigkeit, lateinische Distichen zu machen, sondern er versuchte sich auch in eigenen lateinischen, und bald darauf auch in deutschen Versen, wovon der erste Versuch ein bei seiner Konfirmation gefertigtes Lied an sich selbst war, in welchem er die Gefühle, welche diese heilige Handlung in ihm erregte, aussprach. Schon vor seinem Eintritt in die militärische Pflanzschule hatte

sich auch bei mir die Neigung zur Dichtkunst bereits geregt, ~ jedoch hatte ich mich noch an keinen eigenen poetischen Versuch gewagt. Dazu wurde ich erst von Schiller angeregt, der mich, nachdem ich ihm an einigen von den seinigen ein besonderes Wohlgefallen bezeugt hatte, zu ähnlichen Produktionen aufforderte. Was mich aber noch mehr bestimmte, seiner Aufforderung zu folgen, war der Beifall, welchen zwei seiner in dem von dem Professor Haug damals herausgegebenen Schwäbischen Magazin abgedruckten Gedichte: Der Eroberer und der Abend, von dem Herausgeber des Magazins erhielten, indem er von denselben sagte, daß sie die ersten Proben eines Jünglings seien, von welchem vorauszusagen sei, er werde einst ein os magna sonaturum werden. Außer Gellert, Geßner, Kleist und Gleim hatte ich bereits auch noch andere deutsche Dichter, Uz, Hagedorn, Hölty und später auch Klopstock kennen gelernt; doch zogen mich vorzüglich die von Urfinus herausgegebene Sammlung von Balladen, und einige Romane, die ich zufällig zu lesen bekommen hatte, wie der Dorfprediger von Wakefield, Wielands Agathon usw. an, während dagegen Schiller sich für Klopstock und Shakespeare, den wir zuerst durch die Wielandsche Übersetzung kennen lernten, auf das entschiedenste erklärte. ~

Schiller hingegen, dessen großes Muster Shakespeare, und weiterhin Goethe in seinem Götz von Berlichingen war, übte sich vorzüglich im Dramatischen, schrieb nach mehreren vorhergegangenen andern Versuchen seine Räuber, wozu ihm den Stoff eine in dem oben erwähnten Schwäbischen Magazin befindliche Erzählung gab, und ehe er die Akademie verließ, hatte er das Stück größtenteils vollendet. Daß er diesen Stoff wählte, war eigentlich ich die Ursache. Ich hatte ihn auf die Erzählung, als ein zu einem Drama trefflich geeignetes Stück, aufmerksam gemacht, und meine Idee war, darzustellen, wie das Schicksal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den schlimmsten Wegen führe; Schiller aber machte die Räuber

zum Hauptgegenstand, oder, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, zur Parole des Stücks, was ihm bekanntlich von vielen Seiten her übelgenommen worden, und was ihm auch selbst in der Folge leid getan zu haben scheint. ~

Da der Herzog kein Freund der Dichtkunst war, sondern allein einen Wert auf andere Künste, und auf wissenschaftliche Studien legte, so mußten wir natürlich unser dichterisches Treiben geheim halten. Wir dichteten also im stillen, arbeiteten jeder in dem gewählten Fach, so oft wir Zeit und Gelegenheit dazu fanden, teilten unsere Arbeiten uns gegenseitig mit, kritisierten sie gegenseitig, tadelten und lobten einander, natürlich das letzte mehr als das erste. So brachten wir nach und nach eine ziemlich ansehnliche Sammlung von poetischen Produktionen zusammen, und da wir glaubten, daß sie wohl gedruckt zu werden verdiene, so beschloßen wir, sie dem Druck wirklich zu übergeben; ~ Ich schrieb daher an einen Buchhändler in Tübingen, von welchem wir gehört hatten, daß er auch anonyme Schriften, denn natürlicherweise durften wir uns als Zöglinge der Akademie nicht nennen — in Verlag nehme, und schickte auf geheimem Wege einen Brief an ihn ab. Aber der Brief blieb unbeantwortet. Ich schrieb wieder, und es kam wieder keine Antwort. Endlich erfuhren wir, daß der Buchhändler schon vor einigen Jahren gestorben war.

11. Caroline v. Wolzogen nach F. W. v. Hovens Mittheilungen.

In den ersten paar Jahren nach seiner Aufnahme in dieses Institut, in welchem damals schon alles Wissenschaftliche, außer der Theologie und der Medizin, gelehrt wurde, erhielt er, neben dem fortgesetzten Unterricht im Lateinischen und Griechischen, auch Unterweisung in der französischen Sprache, in der Geographie, Geschichte, Mathematik und den Anfangsgründen der Philosophie. Erst im dritten Jahr, von 1774—75, fing er das Studium der Rechtswissenschaft an. In den gelehrten Sprachen, in denen er schon zu Ludwigsburg einen sehr guten Grund gelegt,

machte er immer bedeutende Fortschritte; auch verstand er die französische Sprache bald so weit, daß er ohne Schwierigkeit ihre Schriftsteller lesen konnte, und was die genannten Vorbereitungswissenschaften betrifft, so blieb er auch da nicht zurück; besonders zog ihn das Studium der Philosophie an. Um so weniger aber gelang es ihm in der Rechtswissenschaft. Er hörte die Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte nach Selchow, das Naturrecht, und später ein Kollegium über das römische Recht. War es die Schuld der Wissenschaft selbst, oder die der Lehrer, die freilich damals nicht die vorzüglichsten waren, genug, Schiller konnte diesem Studium keinen rechten Geschmack abgewinnen. Er blieb hinter seinen Mitschülern, die er in mehreren anderen Lehrgegenständen übertraf, hier offenbar zurück. Ja, seine Lehrer hielten ihn sogar für einen Menschen ohne Talent; wenigstens fragte einer unter ihnen nach einer vorgenommenen Prüfung, wo Schiller auf mehrere Fragen die Antwort schuldig blieb, einen seiner Kameraden: ob die Unwissenheit Schillers von Unfleiß oder von Mangel an Kopf herrühre? Der Scharfblick des Herzogs bewahrte ihn vor den ungünstigen Folgen dieses Vorwurfs. Geübt im Abwägen geistiger Kräfte, hatte er die Anlagen des Jünglings durchschaut. „Laßt mir diesen nur gewähren,“ sagte er, „aus dem wird etwas.“

Der Mangel an Interesse für das Studium der Rechtswissenschaft auf der einen, und auf der anderen Seite das fleißige Lesen der alten Klassiker, besonders der Dichter, welches er jetzt eifriger trieb als früher, wo es bloß dem Studium der Sprache galt, scheinen den Hauptanstoß zur Erweckung seines Dichtergenies gegeben zu haben. Soviel ich weiß, hatte er früher nie einen poetischen Versuch gemacht, wenn man nicht einige lateinische Carmina, die er in der Schule zu Ludwigsburg verfertigte, und die Leichtigkeit, mit welcher er ganze Seiten lateinischer Distichen in wenigen Stunden zustande brachte, als Äußerungen seines Dichtertalentes ansehen will. Allein jetzt übte er sich nicht

nur in metrischen Übersetzungen lateinischer Dichter, sondern er fing auch an, deutsche Dichter zu lesen, und machte schon damals einige Versuche, in eigenen, theils gereimten, theils ungereimten kleinen Gedichten.

Dies trieb er bis zu Ende des Jahres 1775, wo die militärische Pflanzschule zur Akademie erhoben und von der Solitude nach Stuttgart versetzt wurde. Unter anderen Erweiterungen, welche dieses Institut nach seiner Versetzung in die Hauptstadt erfuhr, war auch die, daß nun auch die Medizin in demselben studiert werden konnte. Auf die Anfrage des Herzogs: welche unter den Zöglingen sich diesem Studium freiwillig widmen wollten? war Schiller einer der ersten, die sich dazu stellten.

Ohne Zweifel war der Hauptgrund dieses Entschlusses sein Widerwille gegen das Studium der Rechtswissenschaft: aber offenbar zog ihn auch die Arzneikunde selbst an; und wenn er sich derselben auch nicht mit der ganzen Kraft seines Geistes widmete, so trieb er doch dieses Studium, besonders in den zwei letzten Jahren seines Aufenthaltes in der Akademie, mit Eifer. Nicht nur wurde er von seinen Lehrern für einen der vorzüglichsten Schüler gehalten, er erhielt auch bei den jährlichen öffentlichen Prüfungen mehrere Preise. Was für seine Kenntnisse, besonders in der Physiologie, noch stärker beweist, ist eine Abhandlung, welche er zuerst deutsch, unter dem Titel: Philosophie der Physiologie, und sodann auch lateinisch ausarbeitete, und in der letzten Gestalt als Probeschrift vorlegte. Da diese Abhandlung nicht gedruckt wurde, und der Verfasser in der Folge wenig Wert darauf legte, ging sie wahrscheinlich verloren. Gewiß wäre sie der Aufbewahrung wert gewesen, nicht nur als ein zuvor nie gemachter wohlgelungener Versuch, die Physiologie philosophisch zu bearbeiten, sondern auch als Beweis, wie gut Schiller schon damals schrieb. Auch die gedruckte Abhandlung, im Jahre 1779, vor seinem Abgang aus der Akademie geschrieben: Versuch über den Zusammenhang der

tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, scheint nicht so allgemein bekannt geworden zu sein, wie sie es verdiente. So viel leistete Schiller als Kandidat der Medizin, während eines vierjährigen Studiums. Aber in dieser Periode zeigte sich auch sein Beruf zum Dichter auf die entschiedenste Weise. Klopstocks Oden und die Messias, die auch seine Seele in frommen Gefühlen erregte, waren die ersten Dichtungen, die seinen eignen Genius befruchtend und formend ergriffen. Ein lyrisches Gedicht auf den Abend und eine Ode: Der Eroberer, gingen aus dieser Periode hervor. Beide sind gedruckt; ein episches Gedicht, Moses, ging verloren.

Deutsche Dichter zu lesen, gab es auf der Karlschule, sowie auf den meisten damaligen Unterrichtsanstalten in Deutschland wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Teil der vaterländischen Literatur; aber desto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Der schon genannte Klopstock, Uz, Haller, Lessing, Goethe und von Gerstenberg waren die Freunde seiner Jugend.

Auf dem deutschen Parnass begann damals ein neues Leben. Die besten Köpfe empörten sich gegen den Despotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darstellung der Leidenschaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantasie und der Sprache sollten allein den Wert des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußeren Umgebungen, sollte er als ein Wesen aus einer höheren Welt erscheinen, unbekümmert, ob er früher oder später bei seinen Zeitgenossen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, sondern allein durch sich selbst sollte die deutsche Dichtkunst sich aus ihrem Innern entwickeln. Beispiele einer solchen Denkart mußten einen Jüngling von Schillers Anlagen mächtig ergreifen. Daher besonders seine Begeisterung für Goethes Götz von Berlichingen und Gerstenbergs Ugolino.

Nun wurde er mit Shafespeare bekannt, durch seinen damaligen Lehrer, den nun verstorbenen Prälaten Abel, der überhaupt sich mehrfache Verdienste um ihn erwarb, und für den er immer die herzlichste Zuneigung bewahrte. ~ Gleich dem gewaltigen felsenentstürzenden Strome, ergriff dieser mächtige Geist sein ganzes Wesen, und gab seinem Talent die entschiedene Richtung zum Dramatischen. Nach Verlauf eines Jahres entstand ein Trauerspiel: Cosmus von Medici. Soviel sich sein Jugendfreund, dem er es mittheilte, erinnert, enthielt es echt tragische Szenen und vorzüglich schöne Stellen; mehrere derselben wurden später in die Räuber aufgenommen. Schiller ließ es jedoch nicht öffentlich erscheinen, wahrscheinlich, weil ihm die sichere Kritik, die seinem mächtigen Verstande angeboren schien, sagte, wie sehr es nicht nur hinter seinem großen Vorbilde zurückstehe, sondern auch unter Gerstenbergs Ugolino, Götz von Berlichingen und Julius von Tarent gestellt werden müsse. Längere Zeit hindurch machte er keinen neuen Versuch im Dramatischen, laß dagegen Klopstocks Werke wieder anhaltender, sowie die Boßschen und Gerstenbergischen Gedichte, und sein Talent neigte sich wieder zum Lyrischen.

Er laß auch in dieser Zeit fleißig historische Werke, vorzüglich die Biographien Plutarchs; auch philosophische Schriften zogen ihn sehr an, Mendelssohn, Sulzer, Lessing, Herder, vorzüglich Garve, sein damaliger Liebling unter den Philosophen, dessen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie er beinahe auswendig wußte. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibelübersetzung die deutsche Sprache studierte. In diese Periode, bemerkt von Hoven, fallen vorzüglich die Fortschritte, welche er im Studium seiner Berufswissenschaft, der Medizin, machte. Die Hallerschen Werke und die Dissertationen und Kollegienhefte des vormaligen großen Lehrers der praktischen Arzneikunde zu Göttingen, des Professors Brendel, waren seine Führer.

Indessen siegte die Neigung zur Dichtkunst bald wieder

über die zur Wissenschaft. Shafespeare und die vorzüglichsten deutschen Dramatiker wurden wieder vorgenommen, und bald wurde der Stoff zu einem zweiten Trauerspiele aufgesucht. Diesen gab die Geschichte eines durch seinen verstoßenen Sohn geretteten Vaters, in dem Schwäbischen Magazin; Schiller entwarf den Plan zu den Räubern. Die Ausarbeitung dieses Trauerspiels fällt hauptsächlich in das Jahr 1780, und es war beinahe vollendet, als er zu Ende dieses Jahres die Akademie verließ.

Was sein sittliches Betragen während des Aufenthaltes in diesem Institut betrifft, so erinnere ich mich, sagt von Hoven, von seiner Seite keines Vergehens gegen die Gesetze, das die Vorgesetzten zu ahnden Ursache gehabt. Freilich kostete es ihm bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und bei seiner natürlichen Liebe zur Freiheit viel Selbstüberwindung, sich immer in die eingeführte streng militärische Ordnung zu fügen; aber Energie des Charakters und seine mehr nach innen als nach außen gerichtete Thätigkeit machten ihm diese Selbstüberwindung weniger schwer. Dennoch geschah es zuweilen, daß er mit einem oder dem anderen seiner Vorgesetzten, zu denen nicht immer die verständigsten Menschen gewählt wurden, in Streit geriet. Gewöhnlich wußte er diesen durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der glücklicherweise von jenen selten, aber desto besser von seinen Mitzöglingen verstanden wurde, abzubrechen. Wie in seinem Knabenalter, hatte er auch als Jüngling unter den dreihundert Zöglingen der Akademie nur wenig vertraute Freunde. Bei seiner Wahl sah er ebenso sehr, ja beinahe mehr, auf die Güte des Herzens und Haltung im Charakter, als auf ausgezeichnete Geistes Talente. Wen er für gemein, unzuverlässig, niedrig, bössartig hielt, den verachtete er; und wenn er nähere Berührungen nicht vermeiden konnte, so betrug er sich gegen ihn mit zurückschreckender Kälte; beschränkte Menschen ertrug er; Beschränktheit mit Dünkel gepaart, ward von ihm geneckt, während eben diese, mit Güte des

Herzens verbunden, gegen die Neckereien anderer an ihm immer einen Beschützer fand.

12. J. W. Petersen.

Klopstocks Gedichte wirkten mit solcher Stärke auf ihn, daß sich eine Zeitlang religiöse Gefühle seines Gemütes bemächtigten, und er, trotz seiner im allgemeinen schon veränderten Bestimmung in dieser Stimmung noch lange das Verlangen trug, sich den geistlichen Stand zu seinem Berufe auszuwählen. Nicht selten wandelten ihn heilige Schauer und gottesdienstliches Entzücken an; er ergoß sich oft in Gebete, und hielt, auch in Gesellschaft, Andachtsübungen; aber nie gesellte er sich zu den schwärmerischen Betbrüdern und verschrobenen Kopfhängern, die unter dem Namen Pietisten ebenfalls in der Akademie einige Jahre hindurch ihr Wesen trieben.

Außer den genannten Klopstockischen hatte sich Schiller mit keinen anderen dichterischen Schöpfungen vertraut gemacht, als mit Virgils Aeneide und den herrlichen Liedern und Hochgesängen des alten Morgenlandes nach Luthers kräftiger Übersetzung. Sein immer regerer Geist wollte aber jetzt nicht mehr bloß aufnehmen und empfangen, er wollte zugleich auch selbst zeugen, bilden, gestalten. Schon im Jahre 1773 versuchte Schiller seine Dichtungskraft im Höheren; er arbeitete ein Gedicht, dessen Held der mächtig hervorragende Seher, Heerführer, Gesetzgeber und Staatsordner der Urwelt war, Moses. Freilich erkannte man in diesem ersten Versuche weniger eigenen Reichtum und eigene schaffende Kraft, als angestrengtes Nachstreben und mühevollles Nachbilden; allein was könnte nicht Schiller, in dessen späteren Schauspielen so oft ein echt epischer Geist in hohem Glanz und Schwung und in aller Fülle weht, in diesen bestimmten Gebieten und mit der Zeit geleistet haben, wenn nicht seine Phantasie, von empfangenen Eindrücken fortgezogen, ihren Flug in ein anderes Reich genommen hätte? Es war zu Ende des Jahres 1773 oder

zu Anfang des folgenden, daß ihm ein Freund mit Wärme und Bewunderung von Gerstenbergs Ugolino sprach, und ihm das Stück zu lesen gab. Dieses Trauerspiel, das an einzelnen Schönheiten, insonderheit an den rührendsten, erhabensten und erschütterndsten Auftritten, von keinem anderen bedeutend übertroffen wird, bewegte Schillern nicht nur auf das tiefste: es machte einen fortwirkenden Eindruck auf ihn. Ugolino und Götz von Berlichingen gaben seinem Dichtungsgeist eine andere Richtung: sie hoben ihn gleichsam unwillkürlich in die tragische Laufbahn hinüber. ~

Von neueren deutschen Dichtern zogen ihn, außer den genannten, nur wenige an. Unter seine damaligen Lieblingschriften gehörten aber Lessings Schauspiele, die Gedichte des vielversprechenden Friedrich Müller, des Malers, und vornehmlich Leisewitz's Julius von Tarent. Wie sehr jene und diese Schriftsteller auf Schillers Ausdruck, Sprache und ganze Darstellungsart gewirkt haben, muß dem vergleichenden Leser seiner früheren, selbst seiner späteren Werke einleuchtend sein.

13. J. W. Petersen.

Je mehr Schiller mit der wirklichen und idealistischen Schauspielwelt bekannt ward, desto mehr verminderte sich sein Hang zur Gottesgelehrsamkeit. Auch wählte er im Dezember 1775 einen ganz anderen Stand zu seinem künftigen Berufe. Zu dieser Zeit wurde in der nach Stuttgart versetzten Akademie eine ärztliche Lehranstalt errichtet, und es erging ein Aufruf an die Zöglinge, sich zu erklären, wer Lust zur Erlernung der Heilkunde habe. Schiller meldete sich, doch nicht aus wahrer Neigung zu dieser verwickelten, trüglichen Kunstwissenschaft, sondern durch das Zureden einiger Vertrauten und durch die Meinung bestimmt: Seelenlehre, Menschen-Naturforschung und verwandte Kenntnisse, auf die er sich jetzt legen müsse, könnten ihm bei seiner dermaligen Beschäftigung, theils als Dienerinnen,

teils als Helferinnen vom bedeutendsten Nutzen sein. Einerseits urteilte er richtig. Während dem ganzen zweiten Zeitraume seiner Entwicklung leistete er im Felde geschichtlicher und wissenschaftlicher Kenntnisse nur wenig. Zwar betrieb er das Erlernen einzelner Zweige der Heilkunde mit wahren Feuereifer, doch immer nur stoßweise, nie anhaltend. ~

Wie bei Schiller alles von Poesie aus und auf Poesie zurückging, oder damit im Zusammenhange stand, so war er auch in der Wahl seiner Freunde. Seine Vertrautesten waren alle feurige Musenverehrer. Wie oft hätte der ganze Kreis dieser Freunde sich vor dem Verfasser eines dichterischen Meisterstücks, zum Beispiel der Leiden des jungen Werthers, Götzens von Berlichingen und anderen, niederwerfen mögen, in Bewunderung und Gefühlen mancher Art zerflossen!

Zu Ende dieses Zeitlaufs war Schiller ein ganz anderer Mensch, als zu Anfang desselben. Damals einsam, verschlossen, eingeschüchtert, ist im Gefühle der aufsteigenden, treibenden Kraft mutwillig, neckend, foppend, und zwar oft sehr derb und stechend. Einem seiner Mitlehrlinge, einem ausgezeichneten Esser, der ihn um ein Andenken in sein Stammbuch bat, schrieb er die Worte hinein: Wenn du gegessen und getrunken hast, und NB. satt bist, so sollst du den Herrn deinen Gott loben.

14. J. W. Petersen.

Das Hauptwerk, an welchem er diese Jahre (1777—80) über arbeitete, waren die Räuber. Den Grundgedanken zu diesem Schauspiel hatte er nicht aus sich selbst geschöpft. Die Geschichte des Räubers Roque im Don Quichotte und die Bemerkung: Rousseau rühme es an Plutarch, daß derselbe erhabene Verbrecher zum Gegenstande seiner Schilderungen gewählt habe, führten ihn darauf*. Das Stück ist nicht das

* Dies erzählt Schiller selbst im Württembergischen Repertorium. Auch wußten es noch seine alten Vertrauten.

v. Biedermann, Schillers Gespräche.

Werk eines Gusses. Schiller arbeitete einzelne Selbstgespräche und Auftritte aus, ehe er das Grundgewebe des Ganzen überdachte, ehe er Anlage, Verwicklung und Entwicklung bestimmt, Schatten und Licht verteilt und die Formen gehörig aneinander gereiht hatte. Was auf diese Weise ausgearbeitet war, ließ er sich teilweise von Bekannten vorlesen, um Eindruck und Wirkung besser beurteilen zu können. Schiller widmete den Räubern jeden Tag wenigstens einige Stunden, und doch wurden sie nach zehnfacher Abänderung nicht früher als im Jahr 1781 vollendet.

Neben den Räubern dichtete er in diesen Jahren mehrere kleinere, lyrische und lyrisch-dramatische Stücke. Die merkwürdigsten darunter waren die Fürstengruft und der Triumph der Hölle*. In letzterem sang der Chor der Teufel die wiederkehrenden Schlußverse: Pfui! heilige Dreifaltigkeit! Pfui! heilige Dreifaltigkeit! Schiller liebte auch im Lyrischen das Große, Markergreifende, Tiefschütternde, selbst wenn es sich dem Gräßlichen und Graushaften näherte. Aber deswegen war er nicht unempfänglich für das Rührende und Sanftschwermütige. Oft las er mit gerührtestem Gefühl die kleinen Lieder Ossians, z. B.:

Selma! dich hüllt Schweigen ein!
 Minervens Gebüsch weckt kein Laut:
 Einsamkeit herrscht am Strande,
 Wo sich die Woge bricht.

In ihrer äußeren Wirkung betrachtet, war die Begeisterung bei Schiller in der That korybantischer Art. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Strampfen, Schnaufen und Brausen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michelangelo während seiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat. Mehr als hundertmal haben Schillers

* Beide Stücke sind, wie es scheint, verloren. Das erstere fing an: Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Gräfte. Auch erinnere ich mich noch folgender Verse daraus:

Schwerer murt der Donner überm Tanze,
 da verstimmt das wilde Saitenspiel.

Bekannte diese Erscheinung bei ihm beobachtet, und völlig wahr ist folgende kleine Geschichte: Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer besuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als Schillern einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, geriet der Dichtende in solche brausende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnwitz und Tobsucht verfallen sein*.

Dichten war Schillers Hauptbeschäftigung. Aber deswegen versäumte er seine sogenannte Brotwissenschaft keineswegs. Bei den öffentlichen Prüfungen im Jahre 1778 zeigte er in der Zergliederungslehre so viele Kenntnisse als der erste, dem der Preis durch das Los zufiel, und das Jahr darauf erhielt er drei Preise zumal, einen in der Arzneimittellehre, einen in der äußeren und einen in der inneren Heilkunst. Von allen Zweigen und Theilen der so viel umfassenden Gesundheitskunde war die Menschennaturlehre (Physiologie) die anziehendste für ihn. Haller war darin sein bedeutender Führer, doch huldigte er dessen Behauptungen nicht unbedingt. Vielmehr bestritt er mehrere derselben in einer eigenen Abhandlung. In der eigentlichen Krankheitslehre (Pathologie) gab er Brendel** den Vorzug. Brendel, ein Beobachter ganz im hippokratischen Geiste, ward von Schiller ungemein geschätzt, aber deswegen nicht auch befolgt. Statt den Gang der Natur mit Sorgfalt und Bedachtsamkeit zu belauschen, die Erscheinungen darin prüfend zu vergleichen und mit Scharfsinn Folgerungen daraus zu ziehen, trug des Dichters Einbildungskraft Geseze in Schöpfung und Geschöpfe hinein.

* Diese Geschichte wird der noch lebende Hofmusikus St. [Strähle?] bezeugen, er war der Kranke.

** Johann Gottfried Brendel, † 1758, öffentlicher Lehrer der Arzneikunst in Göttingen.

Schiller war in der That eine Zeitlang auf demselben Irrwege, auf welchem unsere neueren Naturphilosophaster herumtaumeln.

Die Fortschritte, die er übrigens in den Jahren 1779 bis 1784 machte, und zwar im Denken überhaupt, in einer erweiterten Naturansicht, in Sprache, Darstellung und Geschmacksbildung, sind wirklich merkwürdig. Mit Vergnügen und Belehrung vergleicht man die noch übrigen Denkmäler und Zeugen hiervon.

15. J. W. Petersen.

Schiller dichtete besonders einen Triumph der Hölle, der fürchterlich schön war, und eine Gruft der Könige. In jener regellosen Ode zählte Satan alle seine Erfindungen auf von Beginn der Welt bis auf heute, um das Menschengeschlecht zu verderben, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemischen Chören ein. ~ Ein kleines Vorspiel: Der Jahrmarkt, welches am Geburtstage des Herzogs im akademischen Gebäude von den Zöglingen der Akademie aufgeführt wurde, verriet schon den genialischen Kopf, der mit Proteus-Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß.

16. J. W. Petersen(?).

Ich erinnere mich, daß Schiller in seinem Exemplare von Klopstocks Oden: So schweigt der Jüngling lang usw., nach den Worten: ich liebe dich, mein Vaterland! die übrigen Strophen durchstrich, weil sie den großen Eindruck sonst nur schwächen. „Die Genesung“ durchstrich er, weil der Inhalt trotz der pompösen Worte doch nur sei: Wäre ich gewesen, so wäre ich gestorben, und hätte meine Messiade nicht vollenden können.

17. G. F. Scharffenstein.

Anno 1771 kam ich im elften oder zwölften Jahre in die damals sogenannte Militärpflanzschule des regierenden Herzogs Karl auf der Solitude. Schiller war, glaube

ich, schon da*. Es waren meistens Jünglinge von diesem Alter, außer einigen älteren Patronen, vor welchen wir entsetzlich Respekt hatten. Damals waren noch keine wissenschaftlichen Fächer fixiert: Das Ganze war in zwei Klassen oder vielmehr Kasten eingeteilt. Kavaliere- oder Offiziersöhne und Eleven, letztere meistens Soldatenkinder, außer einigen Individuen aus guten bürgerlichen armen Familien. Die erste Klasse war vorläufig dem Militär bestimmt, der größte Teil der Eleven aber den Künsten; Maler, Bildhauer, Architekten, Musiker, Stuckatoren, Gärtner usw. Es gab auch eine Abteilung von Schneidern und Schuhmachern. Gewisse Korvee, z. B. das Einheizen im Winter, gingen nach der Tour. Der Anzug war für gewöhnlich so: die Offiziersöhne hatten hellblaue kommißtuchene Westen mit Ärmeln; der Kragen- und Ärmelausschlag waren von schwarzem Plüsch; die Hosen waren von weißem Tuch, der Kopfschmuck war ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite und Puder. Die Eleven hatten gestreifte Zwillingskittel, dergleichen Hosen, wollene Kappen, Papilloten ohne Puder. Alles trug sehr lange falsche Zöpfe nach einem bestimmten Maße. Der Paradeanzug hatte mehrere Gradationen; zum größten Puz trug alles Uniformen. Es gab zum Beispiel eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug stattfand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da sah mein Schiller komisch aus: er war für sein Alter lang, hatte Beine, beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Kaliber, sehr langhalsig, blaß mit kleinen rotumgrenzten Augen. Er war einer der unreinlichen Burschen und wie der Oberaufseher Nies brummte: ein Schweinpelz. Und nun dieser ungeleckte Kopf von Papilloten mit einem enormen Zopf! Ich könnte ihn noch malen! Dieser Oberaufseher Nies aus der Klasse der Sergeanten, und die andern

* Schiller kam erst 1773 zur Karlschule.

Aufseher aus der Klasse der gemeinen Soldaten waren in ihrem Fache gewiß sehr exemplarische Männer; Nies besonders hatte eine Übersicht, einen esprit de détail, und eine Betriebsamkeit ohnegleichen; er führte aber auch ein Kommando, daß man in seiner Nähe kaum atmete. Die militärische Form war übrigens bei der Organisation dieser ganzen Anstalt der beste Griff, und dieser Korporalismus hörte nach und nach um vieles auf, als das Institut eine höhere Tendenz erhielt, Offiziere vorgesetzt, Professoren angestellt, Fakultätsfächer und Lehrstunden bestimmt wurden. Es vergingen etwa zwei Jahre, ehe ich das Deutsche so lernte, daß ich die deutschen Dichter nicht allein verstehen, sondern auch in Saft und Blut fühlen konnte. Dieser prädominierende, durch Hindernisse (denn diese Beschäftigung war eine Art Konterbande) geschärfte Sinn verband mich genauer mit Schiller, der schon damals dem Ungestüm des feinigigen in einigen verstohlenen Gedichten Luft gemacht hatte. Diese Produkte waren nicht, wie sonst gemeiniglich debütiert wird, von weicher, sentimentaler Art, keine Expansion einer von den Schönheiten der Natur ergriffenen jugendlichen Phantasie, sondern sie kündigten schon ein starkes, mit den Konventionen bereits in Fehde begriffenes Gemüt an. Kraftäußerung begeisterte ihn vorzüglich, und ich erinnere mich, daß er ein gewisses damals aufsehen-erregendes Benehmen von mir gegen unseren Intendanten, das wirklich etwas Festes hatte und [das] ich jetzt noch nicht ganz als Petulanz ansehe, in einer Ode besang, die er für sein Meisterstück hielt. Von dieser Epoche an datiert sich auch unser intimer Anschluß und der völlige Wechsel unseres Innersten. Diese Freundschaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenstand seiner Lieder, wobei, wie ich mich dunkel erinnere und jezo urteile, daß die natürliche, ungeduldige Glut des Herzens wenig poetische Bearbeitung zuließe. Ich weiß nicht, wo diese Stücke hingekommen sind. Schiller selbst, als er lange später Gedichte zur Auswahl sammelte, forschte vergeblich danach.

Um diese Zeit hatte sich eine Art von ästhetischer Association zwischen Schiller, H[aug], P[etersen] und mir errichtet; man träumte schon von edieren, drucken lassen usw. Jeder sollte etwas machen. Schiller, glaube ich, machte ein dramatisches Stück tragischen Inhalts. H. einen Roman à la Werther, P. auch ein weinerliches Schauspiel, ich ein Ritterstück. Wir verzensierten uns nachher schriftlich, wie natürlich auf das vorteilhafteste. Unser ganzer Kram taugte aber im Grunde den Teufel nichts, und es war schwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werter Zug darin anzutreffen, wahrscheinlich weil es paradien sollte. Ich besonders, obgleich ich von den andern präkonisiert wurde, lieferte ein erbärmliches Ding, an dem nichts als nachgepfuschte Phraseologie des Götz von Berlichingen anzutreffen war. (Goethe war überhaupt unser Gott.)

Wir standen noch in dem gar süßen Wahn der Autorschaft, als eine grobe, nicht ohne Wiß erfundene Posse des französisch gebliebenen Kameraden Masson erschien, worin jeder von uns in dem angenommenen Gewande tüchtig und plump verflopfte wurde. Wir sahen uns etwas kleinlaut und verblüfft an, und unsere Efferveszenz von Autorschaft hatte vorjezt ein Ende.

Es war ohnehin um die Zeit, wo die Zöglinge sich bestimmten Fächern widmen mußten und genug zu tun hatten, in den Pensien nicht zurückzubleiben. Schiller wurde Mediziner, ich Soldat. Man kann nicht sagen, daß Schiller diesen Stand aus Vorliebe wählte; es war mehr ein Raptus, oder weil er ihn für liberaler und freier hielt, oder hauptsächlich, weil die darin angestellten Lehrer ihm besser behagten. Es war aber das Urtheil seiner reiferen Jahre, daß es auch für den Dichter gut sei, irgendein wissenschaftliches wenn auch heterogenes Fach absolviert zu haben, sei es, was es wolle, und er wußte hierüber einleuchtend und kurz zu argumentieren.

Hier ist der Platz, des Vorfalls zu erwähnen, der uns

bis zu meinem vorangegangenen Austritte aus dem Institut entzweite. In einer nach der besten Bedeutung des Wortes treuherzigen Stunde legte ich Schiller mein Bekenntniß ab, verbreitete mich nicht nur mit Wärme über die klassischen Schönheiten einiger bekannten Gedichte, sondern hatte auch die unglückliche Maladresse, eine für die seinigen nachtheilige Parallele anzustellen, ja sogar diejenigen anzugreifen, die mir gewidmet [waren], welche die Freundschaft zu mir inspiriert hatte. Das traf sein Gemüt, ich sage sein Gemüt, denn gewiß wurde dieses mehr verletzt, als der poetische Egoismus. Schiller wurde nicht kalt, denn kalt konnte er nicht sein, aber er zog sich mit einer zerfnirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer sehr schmerzhaften Empfindung denke; denn was einst sein Herz kränkte, ist in keiner nachfolgenden Zeit für kindisch und unbedeutend zu halten. Schiller selbst, der ohnehin im Grunde nur eine kurze Zeit seines Lebens ganz seinem Herzen, die übrige Zeit nachher mehr seinen Vorbeeren gelebt hat, würde mir gewiß immer gesagt haben, wenn dieses Vorfalles zwischen uns wieder erwähnt worden wäre: du tatest meinem Herzen sehr wehe. Er schrieb mir einen sehr langen Brief, worin seine ganze Seele in Aufruhr war; nie ist in einer totalen Brouillerie zwischen Verliebten so effectvoll geschrieben worden (dieser Brief nebst anderen ist mir auf eine recht heillose Art abhanden gekommen). Ich antwortete verweisend, daß er meine Meinung falsch ausgelegt usw., aber sei es gegenseitige mauvaise honte oder sonst was für eine Trugerei gewesen, sei es, daß die Freundschaft in diesen Jahren mehr in der warmen Phantasie als tief im Herzen stecke: die Verstimmung blieb, ohne je ein Wort mehr zu sprechen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie. Ich wurde als Leutnant bei einem Infanterieregiment angestellt. Bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen meiner neuen Existenz blieb mein Herz leer, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meinen ehe-

maligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller, erwachte in mir; der Gedanke, mit ihm entzweit zu sein, wurde mir unerträglich. Ich schrieb an ihn; er antwortete in gleicher Stimmung und alle Wolken verschwanden; alles war rein vergessen. Inzwischen waren wir durch unsere Lage getrennt und hatten beinahe keine Kommunikation.

18. J. F. Abel.

Einiges über Schillers intellektuelle Bildung in der Akademie.

In der Akademie, in die Schiller 1773, ohngefähr 14 Jahre alt, kam, war der ganze Kursus, den der Schüler zu durchlaufen hatte, in drei Teile geteilt.

Den Anfang machte der philologische, während dessen ich Schillern noch nicht kannte; von diesem trat der Schüler in den sogenannten philosophischen Kursus über, in dem jedoch nicht bloß die eigentliche Philosophie, sondern auch alles andere gelehrt wurde, was nach der alten Einteilung zur philosophischen Fakultät gehörte; aber ich muß, da mir das übrige wenig bekannt ist, mich auf Schillers Fortschritte in der ersten und unter diesen auf das, was er bei mir gehört hat, einschränken.

Schiller hörte bei Professor Schwab, dem berühmten Gegner Kants und Reinholds und Verfasser mehrerer Preisschriften Logik, Metaphysik und Geschichte der Philosophie, bei mir Psychologie, Ästhetik, Geschichte der Menschheit und Moral.

Alle diese Wissenschaften interessierten ihn, denn er hörte nicht nur mit Aufmerksamkeit zu, und las nicht nur die besten Schriften in allen diesen Fächern, die er erhalten konnte, sondern er unterredete sich auch über dieselben, so oft er nur konnte.

Es geschah häufig, daß einzelne Zöglinge der Akademie ihren Lehrer an dem Akademietor, bis wohin ihnen zu gehen gestattet war, erwarteten, ihn dann in den Saal, in dem er die Vorlesung hielt, begleiteten und ebenso nach

vollendeter Vorlesung wieder bis an jene Stelle begleiteten, während welcher Zeit dann bald über die wissenschaftlichen Gegenstände, welche in der Vorlesung vorgetragen wurden, bald über andere, besonders politische Gegenstände, oder auch über Privatangelegenheiten einzelner, über welche sie ihren Lehrer als Freund zu Räte zogen, gesprochen wurde. Manchmal wurde ein vor Anfang der Vorlesung angefangener Diskurs, besonders, wenn er einen wissenschaftlichen oder politischen Gegenstand hatte, auch noch im Vorlesungsaal fortgesetzt und daher die Vorlesung — öfters nicht zum Nachtheil der Zöglinge — später angefangen.

Solche Gelegenheiten benutzte Schiller emsig. Besonders suchte er sich mit großem Eifer über Menschenkenntnis zu unterhalten, ein Studium, das er auch nachher, als er schon in den dritten Kursus, in dem das Berufsfach gelehrt wurde, folglich zur Medizin übergegangen war, fortsetzte. Vorzüglich bemühte er sich diese beiden Arten von Kenntnissen zu seinem Zwecke zu verbinden, sowie die eine Art durch die andere zu erweitern und zu erhöhen; sogar hörte er, nachdem er den dritten Kursus, das medizinische Studium, bereits vollendet hatte, die psychologischen Vorlesungen zum zweiten Male. Auch hatte seine erste Disputation einen psychologischen Gegenstand.

Noch erfreulicher für jeden, den Schiller interessierte, war die Bemerkung, daß Moral vorzügliche Wichtigkeit für ihn hatte. Fergusons Moralphilosophie war es, die ihn am meisten anzog. In der That hat dieses Buch Wirkungen auf das Herz, die man von einem in Aphorismen geschriebenen Buche nicht erwarten sollte. Ich kenne einen Mann von ausgezeichnetem Charakter, einst Mitschüler und durch das ganze Leben inniger Freund Schillers, der überzeugt ist, daß er die Bildung dem häufigen Lesen Fergusons vorzüglich schuldig ist.

Doch allerdings waren es am meisten die schönen Wissenschaften, die Schiller in dieser Periode liebte, Gersten-

bergs Ugolino, Götz von Berlichingen, Klopstocks Messias usw. wurden mit großer inniger Empfindung von ihm gelesen, aber alle diese mußten dem großen Shakespeare weichen, sobald er diesen kennen lernte. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen einer Szene, deren auch schon im Morgenblatt, wie in einer kurzen Lebensgeschichte Schillers Erwähnung geschehen ist. Ich war gewohnt, bei Erklärung psychologischer Begriffe Stellen aus Dichtern vorzulesen, um das Vorgetragene anschaulicher und interessanter zu machen; dieses tat ich insbesondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft oder einer Leidenschaft mit einer anderen Leidenschaft erklärte, welchen anschaulicher zu machen, ich einige der schönsten hierher passenden Stellen aus Shakespeares Othello nach der Wielandschen Übersetzung vorlas. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichtes drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, und kaum war die Vorlesung vollendet, so begehrte er das Buch von mir und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer. Goethe schildert in Meisters Lehrjahren den Einfluß, den das Lesen Shakespeares auf Meisters Bildung hatte; gewiß war der Einfluß dieses unbegreiflichen Genies noch größer auf einen Jüngling, dessen Geist, obwohl nicht gleicher Größe, aber doch einige Verwandtschaft mit dem Geist des Engelländers hatte. Ich setze gleich hier hinzu, daß Schiller bisweilen auch mit andern seiner Kameraden unter Leitung Uriots den Schauspieler machte, jedoch nicht mit ausgezeichnetem Erfolg.

Nach zwei Jahren ging Schiller zur Medizin über. Auch diese studierte er mit Eifer, ob er wohl die nun einmal liebgewonnenen Wissenschaften, besonders die schönen Wissenschaften und die Poesie, nicht hintansetzte, sondern sie vielmehr mit immer zunehmender Neigung fortsetzte. Nachdem endlich seine Laufbahn in der Akademie vollendet war, schrieb er nach Gewohnheit eine medizinische Disputation; allein diese enthielt so starke Stellen gegen Haller,

daß der Herzog den Druck verbot, weil [er] es durchaus unschicklich fand, daß ein junger Mensch, auch von noch so großen Talenten, einen Mann von Hallers Verdienste herunterzusetzen sich erühne. (Schiller hatte die damals neueste Physiologie kennen gelernt, und unterwarf aus dem Gesichtspunkt dieser Haller seiner Kritik.) Aus diesem Grunde mußte er in aller Eile eine andere Disputation schreiben, und da er sich seiner psychologischen Kenntnisse bewußt war und zugleich auch seine Kenntnisse in den medizinischen Wissenschaften zeigen wollte, so schrieb er über den Zusammenhang der tierischen und geistigen Natur des Menschen.

19. J. F. Abel.

Einiges über seine moralische Bildung während des Aufenthaltes in der Akademie.

Von der Bildung des moralischen Charakters Schillers ist mir folgendes bekannt. Offenbar wirkte auf denselben das Studium der Wissenschaften, sowie das Lesen besserer Schriften sehr wohlthätig. Außerdem war der Einfluß seiner Mitschüler und seiner Vorgesetzten, besonders einiger Lehrer bedeutend. Schon die Entfernung von anderen Menschen und öfters auch der Druck durch die militärische Disziplin bewirkte, daß sich die Herzen der Zöglinge mehr aneinander angeschlossen. Alsdann war es eine sehr gute Idee des verstorbenen Herzogs Karl, daß er das Lehramt von der Aufsicht trennte; dieses hatte die Folge, daß die Lehrer selten in den Fall kamen, die Zöglinge gegen sich aufzubringen; vielmehr wurde die Neigung dieser gegen jene um so größer, je mehr sie von ihren militärischen Vorgesetzten gedrückt zu werden glaubten; auf der Solitude, wo die Zöglinge außer ihren Vorgesetzten und Lehrern beinahe gar niemand sahen, mußte diese Verbindung noch inniger werden und endlich ward sie auch dadurch befördert, daß der größere Teil der Lehrer mit den ältesten der Zöglinge fast von gleichem Alter war; aus allen diesen

Gründen sah man in der Akademie, was man nicht leicht auf irgendeiner Universität fand: Lehrer und Lernende lebten zum Theil in der innigsten herzlichsten Freundschaft, die auch nachher durch das ganze Leben fort dauerte; der Schüler theilte dem Lehrer seine wichtigsten Geheimnisse mit, und fragte ihn in Gegenständen um Rat, die gewöhnlich vor niemand mehr als vor Lehrern und Vorgesetzten verborgen gehalten werden. Besonders auffallend war mir eine Folge der obengenannten Verhältnisse: Statt daß in ähnlichen Instituten jeder von allen Mitschülern als Verräther angesehen wird, der einem Vorgesetzten von einem Fehler oder dem strafbaren Verhalten eines Mitschülers Nachricht gibt, gaben hier gerade einige der vorzüglichsten Zöglinge ihre strafbar handelnden Kameraden, und zwar mit Wissen der letzteren bei einigen Lehrern an oder drohten ihnen damit, ohne sich damit auch nur im geringsten auszusetzen. Doch mußten freilich sowohl die Zöglinge, die dieses zu tun sich erlaubten, als die Lehrer, denen man solche Eröffnungen machte, in entschiedenem gutem Kredit stehen, so daß man sicher sein konnte, die Handlungsweise beider habe keinen anderen Grund als den Eifer für das Gute.

Schon frühe entstand sogar eine Art geheimer Verbindung zwischen einigen wenigen Lehrern und mehreren der besseren Zöglinge, die keinen anderen Zweck hatte, als die Bildung der Zöglinge theils durch die auf diese Weise verstärkte Einwirkung der Lehrer auf ihre jungen Freunde, theils durch wohlthätigen, unter Leitung jener Lehrer stehenden Einfluß der Zöglinge aufeinander zu befördern. Da solche Jünglinge in bedeutendem Ansehen bei ihren Kameraden, besonders den jungen, standen, so bemühten sich die letzteren mit den ersteren in Verbindung zu treten, und da die Bedingung Fleiß und Bildung des moralischen Charakters war, so war dadurch den besseren der Weg eröffnet auf andere, besonders die jüngeren höchst wohlthätig einzuwirken. Diese Verbindung war bald mehr bald

minder ausgebreitet und wirksam, aber ganz hat sie, wenigstens solange ich noch Glied der Akademie war und als solches Kenntniß davon haben konnte, nicht aufgehört.

In einer Anstalt, in welcher neben manchem, was die moralische Bildung beförderte, auch vieles statt hatte, was dieselbe hinderte, waren solche Mittel sehr nötig, und noch erinnere ich mich mancher, die durch Hilfe derselben, besonders durch ältere Zöglinge, vom Verderben gerettet oder zu höherer Bildung erhoben wurden. Auch Schiller hatte an allem diesem Anteil. Er lebte mit einigen, obwohl wenigen Lehrern in inniger Freundschaft, er war Vertrauter vieler vortrefflicher Jünglinge und besonders war seine Moralität nicht wenig befördert. Er verließ die Akademie als ein junger Mann, der nichts Höheres kennt als Moralität; nur mangelte ihm allerdings noch jene Stärke, durch die man allein fähig wird, auch die heftigste Leidenschaft, sobald ihre Befriedigung gegen Pflicht oder Klugheit anstößt, zu besiegen.

Ein Zug des Charakters, der hierher gehört, verdient noch besonders erwähnt zu werden.

Schiller kam, wie schon bemerkt worden, ohngefähr im 14. Jahre seines Lebens in die Akademie; damals war er ein furchtsamer, schüchterner Knabe, wozu vielleicht die militärische Strenge seines Vaters beigetragen hatte, auch äußerte er nur wenig Selbstgefühl; allein bald änderte sich alles dieses, denn kaum war er zum Studium der Wissenschaften übergegangen, so erwachte die Neigung für dieselben, seine Fortschritte waren schnell und ihm selbst sowohl als anderen auffallend, daher entstand bald Gefühl seiner überwiegenden Kräfte, Vertrauen zu sich selbst und Mut, welches alles überdies durch den Beifall seiner Vorgesetzten und Lehrer, und die Achtung, die ihm seine Mitschüler zollten, sehr erhöht wurde. Der vorher so schüchterne Jüngling fing nun an eine Rolle unter seinen Kameraden zu spielen und selbst mit den Vorgesetzten und Lehrern ging er auf viel freierem Fuße um.

Auch sein Äußeres kündigte die große Veränderung an. Eine Frau, an deren Haus Schiller gleich nach seinem Austritt aus der Akademie öfters vorbei ging, pflegte zu sagen: der Regimentsarzt Schiller trete einher, als ob der Herzog der geringste seiner Untertanen wäre. Indessen würde man ihm dennoch unrecht tun, wenn man ihn eines zu hohen Selbstgefühls, des Stolzes beschuldigen wollte. Schiller blieb selbst, nachdem sein Name schon berühmt geworden war und seine ersten Versuche großen Beifall erhalten hatten, noch so bescheiden, daß er die Ausstellungen auch solcher Freunde, die ihm an Genie bei weitem nicht gleich kamen, mit Dankbarkeit aufnahm.

20. Ungenannter Jugendfreund Schillers.

Ein Plan, nach welchem er sich im Jahre 1775 mit einigen vertrauten Freunden immerwährende Freiheit zu verschaffen suchte, mißlang, ohne jedoch verraten zu sein, völlig. Die Inspektoren, sagte Schiller einige Jahre später scherzend, würden von dieser Flucht keine neue Zeitrechnung eingeführt haben. Dem Aufenthalte in der Karlschule, dessen sich Schiller in reiferen Jahren mit vielem Vergnügen erinnerte, verdankte er seinen, im späteren Leben besonders auffallenden Gang. Ich bin noch immer an die Taktik der Militärschule gewöhnt, sagte er einst scherzend, da man ihm den leichten behenden Gang eines seiner Freunde rühmte.

21. 1780. Februar 11. J. W. Petersen(?)

Schiller lebte und webte nun ganz in der Schauspielwelt, so sehr, daß ihn die Lust anwandelte, auch einmal als wirklicher Schauspieler seine Kraft zu versuchen. Es war im Jahre 1780, als Zöglinge der Akademie in Stuttgart das Geburtsfest ihres Herzogs auch mit Aufführung eines Schauspiels begehen wollten. Die Wahl des Stückes, die Verteilung des Rollenfachs und andere Anordnungen wurden Schillern überlassen. Er wählte Goethes Clavigo und für sich die Hauptrolle des Stückes. Und wie trat er

auf, wie spielte er? Ohne alle Übertreibung darf man sagen — abscheulich. Was rührend und feierlich sein sollte, war freischend, strogend und pochend; Innigkeit und Leidenschaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz, sein ganzes Spiel war die vollkommenste Ungebärdigkeit, bald zurückstoßend, bald lachenerregend. In der Unterredung mit Beaumarchais, wo der Dichter in einer Klammer sagt: Clavigo bewegt sich mit höchster Verwirrung auf seinem Sessel: fuhr Schiller in so wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er falle herunter. — Die Wahrheit dieses Umstandes können viele noch in Stuttgart lebende Personen bezeugen.

22. Caroline v. Wolzogen.

Schiller bemerkte gegen uns im reiferen Alter, daß die Vielseitigkeit der Ausbildung, die sich viele andere Zöglinge in der Akademie erworben, gerade für ihn verloren gegangen sei. Ein Kommandowort konnte den inneren Kreislauf seiner Ideen nicht fesseln. Von einem Lehrsaal in den anderen folgte ihm seine Bilderwelt, und die Worte des Lehrers wurden oft nur unwillig vom Gedächtnis aufgenommen. Doch verkannte er die großen Vorteile dieser Anstalt nicht. Mangel an freier Bewegung, die diesem Alter so nötig ist, war ein Hauptübel, das sie veranlaßte. Dieses führte Krankheitsanlagen herbei, die das Leben mancher Zöglinge trübten und abkürzten. Auch die Unfähigkeit mehrerer Aufseher, ein reines Urteil über die Fähigkeiten und Moralität der Knaben fällen zu können, nährte ein dumpfes Gefühl erlittener Ungerechtigkeit. Viele ausgezeichnete Lehrer erhielten aber die reine Empfindung der Achtung und Liebe in den jungen Gemütern, und die gute Natur warf die widrigen Eindrücke wieder aus. Es zeugt für des Herzogs Charakter und hellen Verstand, daß er durch häufige persönliche Gegenwart Selbstgefühl in den Jünglingen zu wecken und zu nähren suchte, durch

Unterredung mit ihnen sie zu anständiger Äußerung veranlaßte. Er zeigte seine wissenschaftlichen Kenntnisse gern. Er warf Fragen auf, die die Zöglinge beantworten mußten, und veranlaßte gelehrte Diskussionen. Freiheit der Äußerungen und Geistesgegenwart erhielten seinen Beifall. Der gewählte Ausdruck in deutscher Sprache, die Redekunst, blieb ein Gewinn fürs Leben, so wie die Gewandtheit, das, was man zu sagen hatte, in eine anständige Form zu kleiden. Auch witzigen Einfällen lächelte der fürstliche Erzieher, selbst wenn sie an Unbescheidenheit grenzten. Die dem Geschäftsmanne so notwendige Fähigkeit, immer zu allem bereit zu sein, alles richtig zu fassen, und von einem Geschäft zum anderen mit voller Besonnenheit überzugehen, ist selten dem von der Natur zum Dichter Bestimmten erreichbar; doch hatte sich Schiller etwas davon angeeignet.

Die klösterliche Einschränkung der Jünglinge, die, aus der Freiheit ihres Familienkreises gerissen, hinter Mauern von der Welt durch eiserne Tore und Schildwachen geschieden wurden, mußte ihnen hart und drückend erscheinen. Die Mütter und noch unerwachsene Schwestern durften am Sonntag Söhne und Brüder besuchen. Die Eingeschlossenen vernahmen, wie sich die Welt um sie her bewegte, träumten von Genüssen, die ihnen als unerreichbar doppelt reizend erschienen; und wenn sie aus dem Kreise der Ihrigen in ihre öden Säle zurückkehrten, mußte die Sehnsucht nach Freiheit, mit Unmut gepaart, sie ergreifen. Außer ihrer Familie war die Gräfin Hohenheim, die mit dem Herzog die Akademie besuchte, das einzige weibliche Wesen, das die Zöglinge sahen. Zur Belohnung guter Aufführung und des Fleißes durften sie mit ihr und dem Herzog speisen.

Man kann sich vorstellen, wie unter den dargestellten Umständen die Leiden Werthers, die durch die eisernen Pforten der Akademie gedrungen waren, auf Schiller wirken mußten. Dieser Roman ward von ihm und seinen Freunden verschlungen, und, wie dieses in jugendlichen

Gemütern oft der Fall ist, er regte, gleich einem über das Meer fahrenden Sturm, in ihnen den Dichtungstrieb zu schwellenden Wogen auf. Die Jünglinge machten den Plan zu einem gemeinsamen Romane, einem zweiten Werther, der aber ungeschrieben blieb. Auch Siegwart hatte sich eingeschlichen. Dieses einfache herzvolle Gemälde der schönen Jugendliebe zog Schillern sehr an. Er sagte uns, daß er oft am einsamen vergitterten Fenster über seinen Lilien, die er in Scherben an demselben zog, stundenlang in den von diesen Büchern erweckten Gefühlen geschwärmt habe. Das Anschauen Goethes, der mit dem Herzoge von Weimar die Pflanzschule besuchte*, erregte ihn mächtig. Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen?

23. Charlotte v. Schiller.

Ein Trauerspiel, die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer, hatte Schiller ganz vernichtet. Noch früher entstand ein dramatisches Gedicht, Absalon, von dessen Ideen er nur noch die Erinnerung hatte.

24. J. F. Abel.

Schiller mußte, um Doktor der Medizin zu werden, eine medizinische Disputation schreiben; er schrieb solche und übergab sie der medizinischen Fakultät, die sofort dem Herzog darüber berichtete. Aber der Bericht war nicht ganz günstig; der Verfasser habe sich mit zu genialischem Übermut dem damals hochverehrten und hoher Ehren zu allen Zeiten würdigen Haller entgegengestellt, und sich in der Hitze des Kampfes unehrerbietige Ausdrücke gegen denselben erlaubt, daher verbot der Herzog, der Hallern wahrhaft hochachtete, und nicht dulden wollte, daß aus seiner Akademie eine [den] großen Mann beleidigende

* Am 14. Dezember 1779.

Schrift kommen sollte, den Druck. Ein Jugendfreund Schillers, Oberamtmanu Seufert, ist im Besiz dieser Disputation. Um jedoch dem Gesez Genüge zu leisten, mußte eine andere Streitschrift verfertigt und verteidigt werden und da eine andere medizinische zu schreiben, die Zeit nicht reichte, so ward eine mehr psychologische gewählt, teils weil Schiller in der Psychologie wirklich mit großem Eifer studiert hatte (er hörte sie noch nach Vollendung der meisten medizinischen Kollegien zum zweitenmal aus eigenem Antrieb), [teils] weil er aus diesem Fach eine Materie wählen konnte, die auch Kenntniß des menschlichen Körpers erprobte und insoweit auch zu einer Probefchrift für den *medicinae studiosus* sich eignete. So entstand der Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen 1780 als Probefchrift des *medicinae candidatus*.

1780—1782, September 22.

25. Christophine Reinwald.

Nachdem er acht Jahre sich mit unermüdetem Fleiß seiner Lehrer und Vorgesetzten Zufriedenheit erworben hatte, auch selbst der Herzog ihn immer vorzog und sich mit ihm unterhielt, so war er zu der Hoffnung berechtigt, durch eine gute Stelle nach so manchen Kämpfen endlich belohnt zu werden.

Aber leider — statt dieser eine ganz untergeordnete für Geist und Wirken, als Regimentsmedikus bei dem vom Augetischen Regimente, die einem Mann von 60 Jahren besser anstände, und wobei er sich dem militärischen Zwang, die Uniform zu tragen, unterwerfen mußte, welches schon an sich ihm verhaßt war — über dies alles trug die Stelle nicht so viel ein, daß er sich nur die nötigsten Lebensbedürfnisse schaffen konnte: sein Vater mußte ihn immer unterstützen, daher sah er sich genötigt, durch seine Nebenarbeiten, die ihm schon einigen Ruf verschafften, diesen Mangel zu er-

gänzen, und in dieser Zeit erschienen seine Räuber im Drucke, welche in Mannheim mit großem Beifall aufgenommen wurden. Und der Herr von Dalberg lud ihn feierlich zu der ersten Vorstellung ein, welches er auch annahm.

Hier wurden ihm die vorteilhaften Aussichten eröffnet, die er in der Folge auch annahm, da sich abermals wieder neue Schwierigkeiten entgegenstellten: Denn in den Räubern war nämlich eine Stelle, worüber sich die Graubünder beleidigt fanden, und deswegen den Dichter bei dem Herzog verklagten. Darauf wurde Schiller das Schreiben gänzlich verboten. Es schien, das Schicksal wollte ihn mit Gewalt aus dem Vaterlande treiben, das er doch so innig liebte, und so viel Kämpfe ertrug. — So blieb kein anderes Mittel (als) es zu verlassen, und obgleich die Trennung von ihm, seinen Eltern und Geschwistern noch den härtesten Kampf kostete, so mußte es geschehen. Im Auslande wurde er erkannt, geliebt, und die Folgen rechtfertigten seinen Entschluß.

26. J. F. Abel.

Schiller verließ die Akademie 1780 und trat nun als Regimentsarzt in die herzoglichen Dienste. Aber als Arzt schien er wenig Glück zu machen, man klagte, daß er theils zuviel auf seine (damals neueste) Theorie vertraue, theils gewöhnlich zu starke Portionen verschreibe. Er kam dadurch mit seinem Vorgesetzten, dem Leibmedikus Elwert, der übrigens seine Talente schätzte und ihn als seinen Verwandten liebte, in häufigen, jedoch niemals Erbitterung zeigenden Widerspruch, was um so mehr erfolgen mußte, da derselbe nicht nur ein sehr geschickter, sondern auch höchst pünktlicher Mann war.

Mit mehr Neigung widmete er sich auch jetzt wieder seinem Lieblingsfach, der Poesie. Besonders arbeitete er nun die Räuber aus, die er schon in der Akademie zu bearbeiten angefangen hatte. Die Idee zu diesem Werk

gab ihm theils der Räuberhauptmann Roque im Don Quichotte, theils die Geschichte des sogenannten Sonnenwirts oder Friedrich Schwans, von dem damals durch ganz Württemberg viel gesprochen wurde und über die er auch mich öfters fragte (mein Vater war der Beamte, unter dem Schwan eingefangen und hingerichtet wurde), und die er auch, jedoch mit einigen Abänderungen, in einem eigenen Aufsatze bearbeitet hat. Einige Namen wie einige Charaktere sind aus seinen Umgebungen in der Akademie entlehnt. Selbst der Plan Spiegelbergs, nach dem heiligen Lande zu wandern, ist eine Idee, mit der einer seiner Kameraden, welchen Schiller als schlecht denkenden Menschen verachtete, sich oft und lange getragen hatte; daß er Graubünden das Paradies der Jauner nannte, bezog sich auf einen der militärischen Aufseher, dem die Zöglinge abhold waren. Die Sensation, die die Räuber erregten, war selbst über Schillers Erwartung. Besonders war ihm ebenso unerwartet als angenehm, was ihm Herr von Dalberg aus Mannheim schrieb. Die Folge davon war, daß er mit größerem Eifer die Fehler des Stücks zu verbessern suchte; noch immer erinnere ich mich eines Spaziergangs, den er mit seinem innigsten Freunde dem Bibliothekar Petersen und mir machte, und auf dem die Fehler des Stücks der Gegenstand der ganzen Unterredung waren. Mit Verleugnung aller Eigenliebe und mit großem Scharfsinn spürte er selbst allen Fehlern nach und ohne allen Schein eines Mißvergnügens oder Unwillens hörte er den Tadel seiner Freunde an. Nun dachte er auch auf neue Pläne. Die, obwohl gescheiterte, Unternehmung des Fiesko hatte ihn schon lange begeistert. Er war gesonnen, die ganze Kraft seines Geistes auf dieses Drama zu wenden und dasselbe nicht eher bekannt zu machen, bis er die Urtheile eines Lessings, Goethes, Wielands vernommen, deren Kritik er aufs beste zu benutzen sich vornahm. Einst trat er voll Feuer zu mir ins Zimmer und stellte, durchaus begeistert, den Fiesko vor, wie er vor

das Gemälde des Romano tritt und dadurch zu großen Entschlüssen entflammt wird. Indessen blieb doch dieses Stück noch weit von dem Ideal entfernt, das Schillers Geist schon damals, nur dunkler, vorschwebte; die Flucht aus Stuttgart und Zerstreuungen mancher Art, die daraus entstanden, hinderten ihn; auch machte er es, durch äußere Verhältnisse bestimmt, früher bekannt als seine erste Absicht es gestattete. Jetzt arbeitete er auch in Gesellschaft einiger Freunde an dem württembergischen Repertorium und gab die Anthologie (1782) in Druck.

Aber alle diese Arbeiten wurden auf einmal unterbrochen; Geheimrat von Dalberg ließ in Mannheim die Räuber aufführen und gab Schillern davon Nachricht; dieser hatte nun keinen größeren Wunsch als der Aufführung beizuwohnen, besonders da er den Nutzen voraussah, den er bei Umarbeitung des Stückes daraus ziehen würde; aber eine abschlägige Antwort fürchtend, hielt er beim Herzog gar nicht um Erlaubnis an, sondern reiste ohne diese ab. Aber unglücklicherweise bekam dieser sogleich Nachricht davon, Schiller wurde auf mehrere Tage in Arrest gesetzt und ihm überdies verboten, Komödien zu schreiben. Daß der damalige Garteninspektor Walter mit im Spiel gewesen, wie im Schwäbischen Museum, 1. T., 227 erzählt wird, habe ich nie gehört; dagegen nahm man als wahrscheinlich an, daß der Herzog auf Schiller deswegen so sehr zürne, weil dieser, um seinen Obristen zu schonen, durchaus nicht habe eingestehen wollen, daß die Reise mit dessen Wissen und Willen unternommen worden sei. ~

Ich setze noch einiges von Schillers Moralität während dieses Zeitraumes bei. Die plötzliche Versetzung außer die Akademie und zwar unter Soldaten war in dieser Rücksicht nicht wenig gefährlich. Eingeschlossen in die Mauern der Akademie hatte er die Menschen meist nur aus Theorien und aus Büchern kennen lernen, besonders da die wenigen, die ihn umgaben, wegen Gleichheit der Verhältnisse sich ziemlich gleich waren; überdies hatte er bisher stets durch

die akademischen Geseze und Borschriften beschränkt und geleitet, seine Freiheit noch gar nicht gebrauchen lernen. Charakterstärke war ohnehin noch nicht vorhanden. Auch hatte sich wirklich selbst in Stuttgart das Gerücht verbreitet, daß Schiller einigen Arten von Ausschweifungen sich überlassen habe; allein da die Verbindung, die ich mit ihm als akademischer Zögling hatte, auch jetzt noch fortbauerte und einer seiner besten Freunde und häufigsten Gesellschafter mir nicht ohne sein Wissen von allem, was in dieser Rücksicht vorfiel, Nachricht gab, so kann ich mit Zuversicht sagen, daß ihm hierin nicht ganz aber doch größtenteils unrecht getan wurde.

Zweimal oder dreimal geschah es nämlich, daß der junge, unerfahrene, zutrauensvolle des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer lustigen Gesellschaft, die ihn dazu aufmunterte und sogar täuschte, zu viel trank; hauptsächlich geschah dieses einmal, als der General seines Regiments den Offizieren ein Essen gab, zu dem auch er eingeladen war, aber so endete, daß er von dem Haus des Generals in sein Logis getragen werden mußte. Von diesem Tage an war die Sage, daß er sich zu betrinken pflege, allgemein.

In Rücksicht auf eine zweite Art von Ausschweifungen habe ich nicht ein einziges zuverlässiges Faktum gehört; allerdings liebte er zwar eine Person, die seiner Dichtkunst viel mehr Vorzüge beilegte, als sie wirklich besaß, eben die Laura, welche der Gegenstand mehrerer Gedichte in der Anthologie ist, allein sicher ging zwischen ihnen nichts vor, das Tadel verdient hätte.

Dagegen ist es allerdings wahr, daß seine Ungewohnheit und Unfähigkeit mit dem Gelde umzugehen, ihn in einige, wiewohl nicht bedeutende Schulden stürzte, die jedoch nicht unbezahlt blieben.

27. J. F. Abel.

Schiller hatte schon während seines Aufenthaltes zu Stuttgart den Fiesko zu bearbeiten angefangen; Geist und

Herz war voll von diesem Gegenstand. Einst stürzte er in das Zimmer eines Freundes: — Hören Sie, hören Sie! rief er und deklamirte mit Begeisterung und frohem Selbstgefühl den 17. Auftritt, in welchem Verina und einige der Verschworenen mit dem Maler Romano bei Fiesko erscheinen. Noch sehe und höre ich ihn, wie er das Gemälde an der Wand des Zimmers betrachtete und sich selbst als Fiesko träumend im Zimmer auf und ab rannte und voll Begeisterung jene berühmten Worte sprach: Tritt her, Maler usw. Überhaupt lag ihm die Ausarbeitung dieses Stückes sehr am Herzen; es sollte sich — das war sein Vorsatz, der Vollendung möglichst nähern und durch keinen von den Fehlern befleckt werden, die er selbst in den Räubern fand; kurz auf dieses Drama sollte sich sein Ruf als dramatischer Schriftsteller gründen; auch war er entschlossen, das Manuscript vor dem Druck Lessing zuzusenden und diesen um strenge Beurteilung zu bitten (an Wieland und Goethe mochte er sich nicht wenden, weil der erstere in einem Brief an Werthes, der ihm auf Schillers Bitten die Räuber zugesandt hatte, kein ganz günstiges Urtheil über diese gefällt und Goethes Urtheil noch weniger günstig geschildert hatte). Allein Lessing starb, bevor er ihm das Manuscript zusenden konnte und Schiller, aus seinem Vaterlande entflohen und dadurch in vielerlei Verlegenheiten, Sorgen und Zerstreuungen gestürzt, auch nicht selten mit Geldnot ringend, überließ das Stück dem Druck früher, als es diejenige Vollendung erhalten hatte, welche ihm zu geben sein Vorsatz gewesen war.

28. K. Ph. Konz.

Schiller hatte bereits die Akademie verlassen, lebte in Stuttgart, als Regimentsarzt bei einem Grenadierbataillon angestellt, und hatte schon seine Räuber in Druck gegeben, als der Verfasser dieser wenigen Blätter, drei Jahre jünger als Schiller damals war, mit ihm bekannt wurde, oder eigentlich eine vorübergehende Jugend- oder Knabenbekannt-

schaft mit ihm erneuerte; denn da Schiller in Marbach geboren, mit seinem Vater, der, früher bei dem Geniecorps angestellt, den Ort seines Aufenthaltes nach der Bestimmung seines Dienstamtes öfters zu verändern hatte, auch einmal einige Zeit in dem Orte, wo der Verfasser dieses geboren ward (Lorch), sich aufhielt, so erinnere ich mich aus dieser Periode noch dunkel seines Bildes, und einiger weniger bedeutenden, mit ihm durchlebten Knabenszenen.

Jetzt, als Schillers Ruhm aufzublühen begann, und ich selbst in engerer von der Natur mir gezogenen Sphäre für die Musenkunst und ihre Lorbeeren nicht ohne jugendlichen Enthusiasmus glühte, brachte mich verwandter Trieb wieder in seine Nähe. Ich hatte damals mehrere Gedichte, theils in das Schwäbische, vom Professor Haug besorgte, Magazin, in das Schiller früher von der Akademie aus verschiedene Poesien lieferte, deren einige, ihrer genialen Merkwürdigkeit halber, dem größeren Publikum, ich glaube in dem Morgenblatte, mitgeteilt worden sind, theils in den ersten Jahrgang des Schwäbischen Musenalmanachs, dem Schiller ebenfalls eines seiner Gedichte an Laura einverleibt hatte, bereits einrücken lassen. Er würdigte sie seines Beifalls, auch öffentlich in einer für das Ganze des Instituts, da er bald nach der Erscheinung des Almanachs mit dem Herausgeber, von dem er sich, ich weiß nicht mehr wodurch, getränkt glaubte, zerfallen war, eben nicht günstigen Anzeige. Ich besuchte ihn öfters von Tübingen aus in den Ferien, und der schüchterne, jüngere Freund der Musen genoß von dem gereiften, kühnstrebenden jungen Manne viele Aufmunterung.

Ich erinnere mich noch mit Vergnügen, lange von ihm ein Stammbuchblatt aufbewahrt zu haben, um das ich bei der nachmaligen öfteren Veränderung meines Aufenthaltes endlich doch kam, ~ in das er mir aus Gallust, seinem damaligen Lieblingschriftsteller, folgende Sentenz eingeschrieben hatte:

Animi imperio, corporis servitio magis utimur. Quo

mihi rectius esse videtur, ingenii, quam virium opibus gloriam quaerere et, quoniam vita ipsa, qua fruimur, brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere.

Lebhaft schwebt mir noch das kleine Zimmerchen vor der Phantasie, worin Schiller damals wirtschaftete. Er bewohnte es eine Zeitlang in Gesellschaft mit einem Akademiefreunde und Jugendgenossen, dem Leutnant K—f, einem jungen Manne von Talent, heftig und aufbrausend, wie Schiller selbst damals war, im Professor Haugschen Hause.

Einst, als ich von der Straße aus, wo ich Schillern getroffen hatte, mit ihm nach seinem Logis ging, K. aber nicht zu Hause war, und Schiller seinen Schlüssel zu sich zu stecken vergessen hatte, stieß er in der Ungeduld, um die Mühe, beim Eigentümer des Hauses einen Schlüssel zu holen, so sich zu ersparen, ohne Umstände geradezu mit dem Fuße die Türe auf einen Ansprung ein. —

Einmal traf ich auf seinem Schreibtisch — er hatte meist wenige Bücher um sich her — Klopstocks Oden an, — den Karlsruher Nachdruck! — Als ich sie eröffnete, fand ich mit Befremdung, daß eine nicht gar unbeträchtliche Anzahl mit großen, quer ins Kreuz gezogenen derben Tintenzügen rein durchstrichen war. Als ich ihn lächelnd fragte, was dies zu bedeuten habe? sagte er: Diese gefallen mir nicht.

Ich blätterte nach und freute mich, daß meine Lieblingsoden: der Zürcher See, die an Sibili, an Fanny, an Ebert-Wingolf u. a. vor dieser strengen Kritik waren verschont geblieben, und sie doch meist nur diejenigen getroffen hatte, worin die Reflexion und eine oft grammatisch-wissenschaftliche Tendenz vor der eigentlich begeisterten lyrischen voranherrscht.

Als ich einst seines Gedichtes, das er einige Zeit früher schon in das Schwäbische Magazin gegeben hatte, „Der Eroberer“, gegen ihn mit Teilnahme erwähnte, sagte er: O, damals war ich noch ein Sklave von Klopstock. — Es war mir auffallend; denn nicht sowohl Klopstockische,

als schon Shakespearesche Nachbildung schien mir darin zu herrschen. Nur in der Idee des Ganzen und einigen Bildern schien er mir von Klopstocks „Gedicht über die Könige“ in der Messiasde ausgegangen zu sein. ~

Aus jener Periode erinnere ich mich ebenfalls lebhaft, wie mir Schiller öfter erzählte, daß er anfänglich dem geistlichen Stande gewidmet gewesen sei, es freue ihn aber, daß sein Schicksal nun diese Wendung genommen, er würde die langsame Klosterlaufbahn, wie die württembergischen Theologen sie gewöhnlich machen, eine Bahn, die in der Regel an die neun Jahre dauert, haben durchlaufen müssen, so sei er nun fertig, ausgerüstet für die Welt. Was wäre ich jetzt? — setzte er hinzu — ein Tübinger Magisterchen. — Ich war es selbst damals noch nicht, und so konnte die Rede, übrigens mit vieler Gütmütigkeit hingeworfen, für mich nichts Beleidigendes haben.

29. G. F. Scharffenstein.

Nach ungefähr anderthalb Jahren [nach Scharffensteins Abgang] kam er selbst aus der Akademie und wurde als Regimentsmedikus angestellt. Die Stunde, in welcher er auf der Parade sich präsentierte, war auch die erste des Wiedersehens; wie gram war ich dem Deforum, das mich hinderte, diesen Langentbehrten zu umfassen! Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in dieser Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt, und vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt! An jeder Seite hatte er drei steife vergipste Rollen; der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer, falscher Zopf gepflanzt war; der lange Hals war von einer sehr schmalen, roßhärenen Binde eingewürgt; das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den an weißen Gamaschen untergelegten Filz waren seine Beine wie zwei Zylinder von einem größeren Diameter als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Gamaschen, die ohnehin mit Schuh-

wichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so kontrastierende Apparat war oft nachher der Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen.

Nun beginnt die für Schillers Charakteristik als Dichter, als Mensch reichhaltigste Epoche, von der ich aus diesem Grunde zwar vollständig, aber nicht mit biographischem Zusammenhang sprechen könnte. Ich erstaunte und mein Geist beugte sich vor der imponierenden Superiorität und den Fortschritten, die ich bei Schiller antraf. Nicht allein, daß er seine Räuber schon ganz und Fiesko halb im Manuscript hatte, war er in der Geschichte, in den theoretischen, philosophischen Wissenschaften nicht nur professorenmäßig bewandert, sondern sein tiefer Sinn hatte ihren Gehalt fürs Leben gewürdigt. Die Wärme seines Gemüths war weniger brausend und schäumend zwar, aber wahrer, konzentrierter, einträchtiger mit der Phantasie, sein Herz hatte mit dem Geist mehr Takt gefunden. Dieser kurzen Epoche, in der der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwicklung und Bildung, ach, sehr viel! Schillers Philosophie hatte ein stoisches Gepräge; man findet in seinen Werken prononciert genug, wess Geistes Kind er war. Den fürs Lebens so praktischen stählenden Satz, Glückseligkeit sei mehr eine persönliche Eigenschaft, urgierte er mit schwellender Brust und pflanzte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im aktiven öffentlichen Leben zu werden; aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Los werden können. Die Räuber schrieb er zuverlässig weniger um des literarischen Ruhmes willen, als um ein starkes, freies, gegen die Konventionen ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen. In jener Stimmung hat er oft zu mir geäußert: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß.“

Nun sollten die Räuber ediert werden, eine hochwichtige

Angelegenheit, bei der es manche komische, ungeduldige Debatten gab. Zuerst wurde über eine Bignette deliberiert und solche ohne Mühe erfunden, ein auffspringender zorniger Löwe mit dem Motto: in Tyrannos*, welcher gratis von einem Kameraden aus den Kupferstechern radiert wurde. Nun ging's an den Afford mit einem subalternen Buchdrucker, der, dem Dinge nicht trauend, es nicht anders als auf Schillers Unkosten übernahm. Diese Edition, fast Fließpapier, sah aus wie die Mordgeschichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hausierern umhergetragen werden. Unbeschreibliche Freude machten die ersten Exemplare; inzwischen, da der Kram, der in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft veranstaltet worden war, wenig Abgang hatte, sah Schiller nachgerade den Wachstum des Hausens mit komisch bedenklichen Augen an.

Schiller wohnte in einem kleinen Zimmer parterre mit dem, mit ihm aus der Akademie gekommenen Leutnant Kapf (in Ostindien gestorben). Wir waren arm und hatten meistens gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendlich ausschlagend gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten; denn eine Knackwurst und Kartoffel mit Salat war alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibägern aus dem Erlös seines Magazins überraschen und erfreuen konnte, da war die Welt unser.

So blieb er eine gute Weile, doch fing nach und nach der Meteor am literarischen Himmel zu zündeln an. Ich erinnere mich, daß einige reisende (nicht vagierende) bel esprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, zum Beispiel Leuchsenring usw. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich, denn man befand sich in

* Diese Bignette schmückt erst die zweite, bei Köffler in Mannheim erschienene Auflage.

dem größten, nichts weniger als eleganten Negligé, in einem nach Tabak und sonstwie stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen usw. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der „Räuber“, in dem anderen ein Haufen Erdbirnen mit leeren Tellern, Bouteillen u. dgl. untereinander. Eine schüchtern stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran.

Um diese Zeit gab eine poetische Neckerei mit dem Dichter Stäudlin, dem Herausgeber des Schwäbischen Musenalmanachs und Koryphä der poetischen Zunft im Lande, Schillers Anthologie das Dasein; weniger (nach Schillers Sinn), um zu rivalisieren, als vielmehr den Almanach zu zermalmen; auch wollte man es mitunter hinsichtlich des Lufrativen, da die Räuber nicht viel einbrachten, mit etwas anderem probieren. Das Schwäbische Repertorium kam später, und als man schon von den Räubern mit Bedeutung sprach, heraus. Für Schiller sollte diese periodische Schrift vorzüglich dienen, die Kritik und Ansicht seiner anderen Produkte an den Mann zu bringen. Die meisten Gedichte in der Anthologie sind von Schiller, denn seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche, poetische Refruten eher abschreckte als anzog.

Die gehalt- und glutvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schillers Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlich, erst ausfliegenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hause einer Hauptmannswitwe; ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, etwas Gutmütiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses, in Ermangelung jedes anderen weiblichen Wesens, wurde Laura. Schiller entbrannte, und absolvierte übrigens diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch.

Endlich ging Schillers Sonne auf. Er ging, und so wurde er eigentlich in seine nachherige glänzende Laufbahn verstoßen. Schillers Stimmung war bei diesen Umständen sehr gefaßt und männlich. Unvergeßlich bleibt mir eine, dem Gefühl ganz ausschließlich geweihte Nacht, die er bei mir auf der Wache zubrachte. Der andere Morgen sah ihn nicht mehr in Württemberg; seine Bücher hatte er mir vermacht. Von der Sensation, welche dieses Verschwinden macht, ist nicht der Mühe wert zu erwähnen, die meisten sahen darin ein Pendant zu den Räubern usw. Er schrieb mir, ihm Absatz zu verschaffen, und um ein Porträt von ihm in Miniatur, das ich schon angefangen hatte; denn es war im Werk, daß Schiller eine Tochter des spekulativen Herrn Schwan heiraten sollte. ~ Es wurde nichts. In der Akademie hatten wir eine sozusagen mechanische, monotone Berührung mit anderen Menschen, entweder trockenen Aufsehern oder jungen Schwärmern. Diese Grundstimmung, diese Isolierung mit ideellen Vorstellungen währte auch eine geraume Zeit außerhalb der Akademie aus Blödigkeit und Ungewandtheit mit der Gesellschaft und ihren Verhältnissen fort. Diese Umstände erklären, deucht mich, viel die Richtung und den Sinn Schillers, er lebte und webte mit idealen großen Gestalten. Dieser große Geist planierte, sozusagen, über der höchsten Höhe und Tiefe des Menschen in einem Geisterflug. Wie ein höheres Wesen erfaßt er den Menschen in seinen größten Momenten; er weiß die geheimen, mächtigen Hebel zu regieren, des Menschen Herz und Nieren zu erschüttern. Andere haben vielleicht die Menschen in Saft und Blut, sozusagen besser porträtirt. — Von den epochemachenden neuen Dichtern war Goethe sein Liebling. Hier verdient bemerkt zu werden, daß, während Werther (nach meinem Gefühl noch heute einer der vorzüglichsten deutschen Romane) uns ganz fesselte, Schiller mehr an anderen Produkten des großen Dichters Behagen fand. Vorzüglich weidete er sich an der Kraftrolle des Beaumarchais

in Clavigo. — Einige kraftvolle Gedichte Schubarts machten bei ihrer Erscheinung starken Eindruck auf Schiller, vorzüglich die „Fürstengruft“. Er wallfahrtete deswegen ein paarmal auf den Asperg, um den damals noch scharf Surveillierten kennen zu lernen. Aber bei der Gegenwart eines steifen aufpassenden Sergeanten oder des Festungskommandanten (keine Alternation war möglich) konnte die Mitteilung nur flach sein. Schiller hatte kein fortgesetzt etabliertes Verhältniß mit Schubart. — Außer Klopstock[!] war U₃ von Schiller vorzüglich und beinahe mehr als ersterer goutiert. — Schiller trieb anfangs sein Fach als Arzt mit Ernst und nicht als Nebensache. Er wollte übrigens auch hier Kraftstücke liefern, die aber weder gerieten, noch zum besten rezensiert wurden. Das degoutierte ihn völlig vom Handwerk.

Schiller war von gerader, langer Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang. Er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Turnüre. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorpelig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen, auf Papageienart und spitzig. Die Augenbrauen waren rot, umgebogen nahe über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen, inklinierten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken besät; die Augenlider waren meistens inflammiert, das buschige Haupthaar war rot, von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, die Sprache war effektiv, wenn Schiller

deklamirte; aber seine Stimme war freischend, unangenehm. Er konnte sie ebensowenig beherrschen, als Affect seiner Gesichtszüge; dieses hätte Schiller immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden. Dannecker hat diesen unverbesserlich aus farrarischem Marmor gehauen.

Schillers Vater war von einem ganz verschiedenen äußeren Schlag, als der Sohn. Schillers Mutter hingegen war ganz das Porträt ihres Sohnes in der Natur und Gesichtsbildung; nur daß das liebe Gesicht ganz weiblich und mild aussah. Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt. Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wundertier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!

Unter Schillers Lehrern wurde der trefflich reine Mensch, der Professor der Philosophie Abel, Schillers Freund, Aufmunterer und sehr generöser Unterstützer in der Not. Während unserer ersten Trennung, als Schiller noch in der Akademie blieb, scheint ein Mann auf dessen Fortschritte, nicht nur in der spekulativen Philosophie, sondern im Erwerb rein praktischer Grundsätze den größten Einfluß gehabt zu haben, das war sein Mitzögling Lempp. Schiller sprach während unserer Wiedervereinigung oft und mit einer Art von Kult von ihm. In jener letzten Nacht, die ich mit Schiller zubachte, war es auch Schillers sehr gerührter Seele das Tröstendste, Genügendste, mir diesen damals noch unbekannten Freund vermachen zu können. Es hat seine Zinsen getragen; ohne die Erbschaft wäre ich sehr arm geblieben.

30. J. G. Elwert an J. W. Petersen.

Bloß von Dir erinnere ich mich, daß Du in meiner Gegenwart einmal ein solches Wort hast fallen lassen, das darauf hindeutete. Von Schiller, der mit mir immer auf solchem Fuße war, daß er keinen Anstand genommen hätte,

es gegen mich zu äußern, wenn er wider meinen Vater eine solche Klage gehabt hätte, und der mir nach Straßburg einige Male von seinem Verhältniß als Regimentsarzt schrieb, und den ich bei meiner Zurückkunft als solchen noch fand und öfter mit ihm zusammenkam, weiß ich nichts. Von meinem Vater aber weiß ich, daß er mit dem Betragen, das Schiller in seinem Verhältniß sich gegen ihn erlaubte, unzufrieden war. Herzog Karl gab Schillern auf, sich in wichtigen Fällen an meinen Vater zu halten, und ihm zu referieren, sagte aber dies meinem Vater selbst nicht. Nun kam mein Vater bei dem Herzog einmal feinetwegen in Verlegenheit, da er von meinem Vater Auskunft von einem Patienten Schillers verlangte, von dem mein Vater nichts wußte, bei der Gelegenheit sagte es dann Herzog Karl meinem Vater, daß er das dem Schiller aufgegeben habe, und mein Vater verlangte dann von Schiller, daß er ihm in wichtigen Fällen reportieren solle. Da Schiller dies aber auch in der Folge nicht tat, so traf mein Vater, um sich mit ihm nicht zu brouillieren und doch beim Herzog nicht in Verlegenheit zu kommen, die Auskunft, daß er Schillers Feldscherer beorderte, ihm immer Rapport zu machen. Auch weiß ich das, daß Schiller manchmal Rezepte verordnete, wie sie schlechterdings nicht gemacht und nicht genommen hätten werden können, ich habe selbst einmal ein Rezept zu einer Mixture von ihm gelesen, die zu keinem Schoppenglas hätte herauslaufen können, auch dieses kam dann natürlich durch die Feldscherer zu meines Vaters Notiz, dieser ordnete aber stillschweigend das Nötige ab, ohne dem Schiller je etwas darüber zu verweisen. Das ist das Wahre, wofür ich mich verbürgen kann, und das auch ganz mit meines Vaters Charakter übereinkam. Daß ihm die Lage als Regimentsarzt unbehaglich und hauptsächlich der damalige Regimentsfeldschererfittel mit dem blauen Kamisol, den er aus Augés Kaprize tragen mußte, unerträglich war, ist wahr; mein Vater aber hat sicher durch sein Benehmen gegen ihn

nicht dazu beigetragen. Auch hat mir Schiller schon in den ersten Wochen, da er bei Augé angestellt worden, und noch in keine Kollision mit meinem Vater gekommen war, nach Straßburg geschrieben, „Seine Knochen haben ihm im Vertrauen gesagt, daß sie nicht in Schwaben verfaulen wollen“.

31. J. W. Petersen.

Kein Sinn für körperliche Schönheit. Seine Liebe mit Fischerin [so!], einem wie an Geiste so an Gestalt gänzlich verwahrlosten Weibe, einer wahren Mumie. Dies die Laura, die er in der Anthologie besang.

Zumsteeg einer seiner Berggötter.

Sein Fourierschuh Kronenbitter, den er sich als Regimentärmedikus unter seinen 240 Grenadiers als Aufwärter aussuchte, eine seltsame groteske Gestalt.

Sommers alle Abende Regelspiel, Winter Manille, ein leichtes Kartenspiel.

Schiller ging oft um Mitternacht ganz allein durch den stundenlangen Solitudewald.

Ein Schnupfer wie Schiller war nicht leicht zu finden. Hatte er bisweilen gerade keinen Tabak, so kitzelte er seine Geruchsnerven mit Staub . . . Krachende Weine, schlechter Schnupftabak, garstige Weiber waren Beweise für mangelndes Feingefühl im Sinnlichen.

Reise nach Mannheim im Januar 1782 zur Aufführung der Räuber. Ein schmuckes Kellermädchen in Schwetzingen beschäftigte sie so angenehm, daß sie zu spät nach Mannheim kamen.

Um diese Zeit [1776] waren beinahe alle besseren Köpfe der Akademie in Parteien geteilt: einige waren Anhänger der Engländer, die meisten dagegen Freunde der Amerikaner. Schiller kümmerte sich um diese Völkersache im geringsten nicht, er las gar keine Zeitung??

Einem Spiel mit schöngefügten Gegensätzen opferte er die Wahrheit auf.

Bei Schiller reinigte, stärkte die Lust am Schönen und Erhabenen die sittlichen Gefühle, was selten vorkommt.

Eine dichterische Beschreibung einer Gegend machte mehr Eindruck auf ihn, als der Anblick in der Natur selbst.

Noch keine Begeisterung mit Besonnenheit unter der Zucht des Schönheitsgefühls, sondern eine Fülle von wildem Feuer, brausender Kraft.

Schiller liebte in seiner Jugend vorzüglich Schinken. Hätte er Schinken von Estremadura, abgekocht in rotem spanischem Wein, einmal zu essen bekommen, er würde ein Loblied auf diesen Leckerbissen gedichtet haben.

Als Schiller und ich, von Abel verleitet, im Jahre 1781 oder 82 Spittler besuchten, schwankte er von nichts als dem Wert der Geschichte und der Empfehlungswürdigkeit dieses Studiums, lauter längst abgedroschene Sachen: er glaubte Schüler vor sich zu haben.

32. K. Ph. Konz(?).

Er arbeitete in Stuttgart noch am Fiesko mit aller Geistesanstrengung und sagte damals zu mir: Meine Räuber mögen vergehen! Mein Fiesko soll bleiben.

33. Christophine Reinwald.

Frau Vischer hatte einen Sohn und eine Tochter; diese klammerten sich voll Liebe an den Jüngling, dessen Gemüt sich so gern dem kindlichen Alter hingab, und wenn er abends heimkehrte, trieb er rechte Kindereien mit ihnen.

34. K. F. (Graf v.) Reinhard.

Damals [1781] sahe ich zum ersten und letzten Male nur drei Tage lang Schillern, der soeben die Karls-Akademie verlassen hatte. Eine hohe hagere Figur, mit hochblondem Haar, blasser Farbe und militärischem Schritt, nicht Haltung; so erschien er mir damals. Meine metrischen Übersetzungen aus dem Arabischen und aus Tibull gefielen ihm. Er faßte zu mir eine Zuneigung, die ihn nie verlassen hat. Bei einer Fehde, die aus jugendlichem Übermut und aus

Rivalität sich entsponnen zwischen dem Herausgeber der Anthologie und dem Herausgeber des Schwäbischen Almanachs, gab er mir Beweise davon, und nach seinem Tode fand ich andere, mir wichtig und wert gewordene in Weimar.

35. Ch. F. Schwan.

Petersen ist in der Karlschule Schillers vertrautester Freund gewesen . . . Die Räuber hat Schiller noch in der Karlschule geschrieben und insgeheim bei einem Buchdrucker in Stuttgart drucken lassen. Öffentlich durfte es dort um so weniger erscheinen, als mehrere Hauptrollen darin unverkennbare Charakterzüge von einigen Vorgesetzten und Aufsehern in der Anstalt enthielten. ~

[Zur ersten Aufführung der Räuber in Mannheim, am 13. Januar 1782, kam Schiller] in Begleitung seines Freundes Petersen, und stieg bei mir ab. Er war heimlich, ohne Erlaubnis des Herzogs abgereiset, in der Hoffnung, daß seine Abwesenheit durch die Vorkehrungen, die er getroffen, verschwiegen bleiben werde. Man räumte ihm eine eigene Loge ein, wo er unerkannt und unbemerkt sehen und fühlen könne, was sein Stück auf der Bühne für Wirkung tue. Da er aber die Unvorsichtigkeit begangen, bei seiner Ankunft seinen Namen am Tore anzugeben, so ward es gleich in der ganzen Stadt bekannt, Schiller, der Verfasser der Räuber, sei selbst da. Wie konnte das nun in Stuttgart verschwiegen bleiben? Die Folge war ein derber Verweis und strenges Verbot, nichts mehr zu dichten oder für das Theater zu schreiben, nebst dem Befehl, sich bloß dem Studium der Arzneiwissenschaft zu widmen, worin er schon rühmliche Fortschritte gemacht.

Zweites Buch

Wanderjahre (1782—1789).

1782—1785.

36. Andreas Streicher.

Es war im Jahre 1780 in einer der öffentlichen Prüfungen, die — wie eingangs erwähnt worden — alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs daselbst gehalten wurden, und welche Streicher als ein angehender Tonkünstler um so eifriger besuchte, da meistens über den andern Tag eine vollstimmige, von den Zöglingen aufgeführte Musik die Prüfung beschloß, als er Schillern das erstemal sah. Dieser war bei einer medizinischen in lateinischer Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Professor Opponent, und obwohl Streicher dessen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die rötlichen Haare — die gegeneinander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponierte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schöngeformte Nase, und der tiefe kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Streicher hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Sein und Wesen desselben zogen ihn dergestalt an, und prägten den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute — nach achtundvierzig Jahren — diese ganze Szene auf das lebendigste darstellen könnte.

Als Streicher nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu sein, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog

auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte, und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponierte.

Als im Frühjahr 1781 die Räuber im Druck erschienen waren, und besonders auf die junge Welt einen ungewöhnlichen Eindruck machten, ersuchte Streicher einen musikalischen, in der Akademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Sein Wunsch wurde gewährt, und Streicher hatte die Überraschung, in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling zu erkennen, dessen erstes Erscheinen einen so tiefen Eindruck bei ihm zurückgelassen hatte.

Wie jeder Leser eines Buches sich von dem Autor desselben ein Bild seiner Person, Haltung, Stimme, seiner Sprache vormalte, so konnte es wohl nicht anders sein, als daß man sich in dem Verfasser der Räuber einen heftigen jungen Mann dachte, dessen Äußeres zwar schon den tiefempfindenden Dichter ankündige, bei welchem aber die Fülle der Gedanken, das Feuer seiner Ausdrücke, so wie seine Ansichten der Weltverhältnisse alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse.

Aber wie angenehm wurde diese vorgefaßte Meinung zerstreut! —

Das seelenvollste, anspruchloseste Gesicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen, die schmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwidert. Im Gespräch nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können.

Die Ansichten über alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich überzeugend, und doch im höchsten Grade natürlich.

Die Äußerungen über die Werke anderer sehr treffend, aber dennoch voll Schonung, und nie ohne Beweise.

Den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach reifer

Mann, mußte man seinem Maßstabe beistimmen, den er an alles legte, und vor dem vieles, was bisher so groß schien, ins kleine zusammenschrumpfte und manches, was als gewöhnlich beurteilt war, nun bedeutend wurde.

Das anfängliche blasse Aussehen, das im Verfolg des Gesprächs in hohe Röthe überging — die kranken Augen — die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die eben so vorteilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren.

Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien aneinander zu knüpfen, sie so zu reihen wußte, daß eine aus der anderen sich zu entwickeln schien, und trug wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte, und die Möglichkeit des schnellen Verlaufes der Zeit nicht begreifen konnte.

Diese so äußerst reizende und anziehende Persönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes und Abstoßendes blicken ließ — Gespräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, die jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten — Gefinnungen, die nichts als die reinste Güte ohne alle Schwäche verrieten — mußten von einem jungen Künstler, der mit einer lebhaften Empfänglichkeit begabt war, die ganze Seele gewinnen, und der Bewunderung, die er schon früher für den Dichter hatte, noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen beigesellen.

Auch Schiller schien mit seinem neuen Bekannten nicht unzufrieden; denn freiwillig lud er ihn ein, so oft zu ihm zu kommen, als er nur immer wolle. Diese Einladung wurde von Streicher so eifrig benutzt, daß während eines Jahres selten ein Tag verging, an dem er Schillern nicht gesehen oder auf kurze Zeit gesprochen hätte. Ein Vertrauen setzte sich zwischen beiden fest, das kein Rückhalt kannte, und von dem die natürliche Folge war, daß die

Verhältnisse Schillers, sowie seine wahrhaft unglückliche Lage der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche wurden. Auch schien beiden der Plan, dem Herzog auf neutralem Boden zu schreiben, um so weniger des Tadelns würdig, als Schiller durchaus nichts begangen, was ihm den Vorwurf eines schlechten Dieners seines Fürsten hätte zuziehen können, und er die zwei unerlaubten Ausflüge durch den ausgestandenen Arrest schon genug gebüßt zu haben glaubte. Außer Streicher machte Schiller auch seine älteste Schwester mit seinem Vorsatz bekannt, und anstatt, wie er befürchtete, von ihr Abmahnungen zu hören, glaubte sie, daß, weil ihm das gegebene Versprechen nicht erfüllt worden, jeder Schritt entschuldigt werden könne, den er, um sich vom gänzlichen Verderben zu retten, unternehmen werde.

Ein Gefährte, mit dem die heimliche Reise zu unternehmen wäre, und der die nötigen Anstalten dazu erleichtern könne, war schon in seinem Freunde Streicher vorhanden, der im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten wollte, um daselbst bei dem berühmten Bach die Musik zu studieren, wozu ihm dort wohnende Anverwandte die beste Unterstützung versprochen hatten, und der es nun bei seiner Mutter dahin zu bringen mußte, diese Reise jetzt schon machen zu dürfen.

Dem Vater Schillers mußte die ganze Sache ein tiefes Geheimnis bleiben, damit er, im schlimmsten Fall, als Offizier sein Ehrenwort geben könne, von dem Vorhaben des Sohnes nichts gewußt zu haben. Was aber am meisten zur Beruhigung der Teilnehmenden beitrug, war der schöne Grundsatz des Herzogs, die Kinder nie wegen der Fehler der Eltern, oder die Eltern wegen Vergehen der Kinder, etwas entgelten zu lassen. Man hatte schon zu viele Beweise von dieser wahrhaft fürstlichen Großmut, als daß man in dem gegenwärtigen Falle nicht auch darauf hätte rechnen können. Nachdem alles zur Sache Gehörige zwischen beiden Freunden mit der Selbsttäuschung, die dem Jünglingsalter so ganz natürlich ist, überlegt war,

als für mögliche, künftige Hindernisse ihre Einbildungskraft sogleich Mittel wußte, um sie zu überwinden oder zu befestigen, blieb der Entschluß Schillers unwiderruflich fest, indem er nur durch die Ausführung desselben hoffen konnte, seine Umstände in allen Theilen zu verbessern, und eine Selbständigkeit zu erlangen, die er bis jetzt nur dem Namen nach kannte. Nun aber mußte er sich mit Anspannung aller Kräfte der Dichtung seines Fiesko widmen, indem die Reise nicht eher ausgeführt werden konnte, als bis dieser vollendet war, und er bisher — da er in seinem Innern zu keiner Ruhe gelangen konnte — außer dem Plan kaum die Hälfte von dem Stück niedergeschrieben hatte. Die Gewißheit, was er tun wolle und, damit er dem Labyrinth entkomme, tun müsse, belebte seinen Mut wieder; seine gewöhnliche Heiterkeit kehrte zurück, und er gewann es über sich, alle Sorgen, alle Gedanken, die nicht seiner neuen Arbeit gewidmet waren, zu unterdrücken, indem er bloß für die Zukunft lebte, die Gegenwart aber nur insofern beachtete, als er ihr nicht ausweichen durfte.

Welch ein Vergnügen war es während dieser Beschäftigung für ihn, seinem jungen Freund einen Monolog oder einige Szenen, die er in der vorigen Nacht ausgearbeitet, vorlesen und sich über Abänderungen oder die weitere Ausführung besprechen zu können! Wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er erzählte, um wieviel er schon weiter gerückt sei, und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher als er anfangs dachte, beendigt zu haben. Je geräuschvoller die Außenwelt war, um so mehr zog er sich in sein Inneres zurück, indem er an allem dem, was damals, der Seltenheit wegen, jedermann beschäftigte, nicht den geringsten Anteil nahm. Denn schon zu Anfang des Monats August wurden nicht nur in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg, auf der Solitude usw., sondern auch in der ganzen Umgegend die größten Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfang des

Großfürsten von Rußland (nachmaligen Kaisers Paul) und seiner Gemahlin gemacht. ~

Unter den angekommenen Fremden befand sich auch Baron Dalberg, der einige Tage früher, als die Festlichkeiten ihren Anfang nahmen, eintraf, sowie die Gattin des Regisseurs Meier vom Mannheimer Theater, die aus Stuttgart gebürtig war. Schiller machte dem Baron Dalberg seinen Besuch, ohne von seinem Vorhaben das geringste zu erwähnen. Ebenso verschlossen blieb er gegen Madame Meier, die er öfter sah. Die Ursachen dieses Schweigens waren keine anderen, als weil der Vorsatz, etwas zu wagen, viel zu stark, und die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg — wenn er seine Bitten in diesem Tumult von Festivitäten und Vergnügen an seinen Fürsten gelangen lasse — viel zu groß bei ihm geworden war, als daß er sich der widerlichen Empfindung hätte aussetzen mögen, durch Zweifel belästigt, oder durch Beweise eines ungewissen Erfolges widerlegt zu werden.

Was den Freiherrn von Dalberg insbesondere betraf, so vermutete Schiller, daß, seiner dringenden Vorstellungen ungeachtet, nur darum keine Verwendung für ihn geschehen, weil er noch in herzoglichen Diensten stehe. Räthe aber das Schlimmste, daß er diese Dienste verlassen müßte, so wäre es ganz unmöglich, daß Baron Dalberg nach den vielen Versicherungen der aufrichtigsten Theilnahme und der größten Bereitwilligkeit seine Wünsche zu gewähren, ihn ohne Hilfe und Unterstützung lassen würde. Im Gegenteil hegte er die gewisse Hoffnung, daß er dann als Theaterdichter in Mannheim angestellt, und somit ein Ziel erreichen würde, welches er als das glücklichste und für ihn passendste anerkannte.

Madame Meier, als aufrichtige, wahrheitsliebende Landsmännin hätte zwar die Äußerungen der Schmeichelei, der Güte, des Wohlwollens, womit Schiller bei seiner letzten Anwesenheit in Mannheim überschüttet worden, sehr leicht in den Dunst und Nebel, aus dem sie bestanden, auflösen können, aber

sie hätte dann die schönsten Träume, die sehnlichsten Wünsche des jungen Mannes zerstört, und ihn wieder an die Klippe zurückgeworfen, die ihn zu zerschellen drohte. Das Beharren in dem jetzigen Zustande ließ allerdings den Regimentsdoctor, wie er vorher war, zernichtete aber den Dichter. Das Wagniß des Losreißen eröffnete Aussichten, die, auch nur zum Theil erfüllt, gegen den früheren Zwang gehalten, die Wonne eines Paradieses erwarten ließen.

Aber die Zeit verfloß. Nur wenige Tage waren noch übrig, welche so geräuschvoll und unruhig sein konnten, daß man unbemerkt eine Reise hätte antreten können. Schiller ging mit seinem Freund und Madame Meier auf die Solitude, um seine Eltern und Schwestern noch einmal zu sehen, besonders aber von seiner Mutter, die jetzt von allem auf das genaueste unterrichtet war, Abschied zu nehmen und sie zu beruhigen. Der in der lachendsten Gegend fortlaufende Weg dahin wurde zu Fuß gemacht, welches die Gelegenheit bieten sollte, um von Madame Meier unvermerkt alles erfahren zu können, was die innere Beschaffenheit des Theaters oder die Hoffnungen des Dichters betraf. Da aber alles dahin Einschlagende nur oberflächlich berührt wurde, auch ernsthaftere Fragen, aus Furcht, erraten zu werden, nicht wohl gestellt werden konnten, so blieb die Zukunft in derselben Dämmerung wie bisher, und es war nichts übrig, als sich auf das Glück zu verlassen.

Bei dem Eintritt in die Wohnung von Schillers Eltern befand sich nur die Mutter und die älteste Schwester gegenwärtig. So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich, sich so zu bemätern, daß Streicher die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte, und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise trat bald der Vater Schillers ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden

sollten, die Aufmerksamkeit so ganz an sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte.

Es war mir auffallend, bei diesem kleinen, untersehten Manne, außer einer sehr schönen großen Stirne, wenig Ähnlichkeit mit seinem Sohne wahrnehmen zu können, und auch in der klaren, bestimmten, durchaus scharfverständigen Sprache den Schwung und die milde Wärme zu vermissen, womit sein Sohn als Dichter und Philosoph jeden Gegenstand des Gespräches zu beleben und zu erheben wußte.

Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. ~

Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, sowie an seinen feuchten, geröteten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Übel zuzuschreiben, und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuten Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

Auf der Solitude erfuhr man, daß daselbst am 17. September die große Hirschjagd, Schauspiel und eine allgemeine, prächtige Beleuchtung stattfinden solle. Zu Hause angelangt, wurde zwischen Schiller und Streicher alles, was ihre Reise betraf, noch um so eifriger besprochen, als keine Zeit mehr zu verlieren war, da die Festlichkeiten bald zu Ende sein würden. Als man auch erfahren, welchen Tag Schillers Regiment die Wachen nicht zu besetzen habe, er folglich unter den Stadttoren Soldaten treffen werde, denen er nicht so genau wie seinen alten Grenadieren bekannt sei, so wurde die Abreise auf den 17.* September abends um 9 Uhr festgesetzt.

Die bürgerliche Kleidung, welche sich Schiller hatte machen lassen, seine Wäsche, die Werke von Haller, Shafespeare usw., noch einige andere Dichter, wurden

* Richtig: 22. September 1782.

nach und nach von Streicher weggebracht, so daß für die späteren Stunden nur wenig mehr zu tun übrig blieb. Am letzten Vormittag sollte nach der Abrede um 10 Uhr alles bereit sein, was von Schiller noch wegzubringen war und Streicher fand sich mit der Minute ein. Allein, er fand nicht das mindeste hergerichtet. Denn nachdem Schiller um 8 Uhr in der Frühe von seinem letzten Besuche in dem Lazareth zu Hause gefehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen, und aufß neue so aufregte, daß er sogleich — jetzt in einem so entscheidenden Augenblick — ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile, mußte Streicher dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören, welchem letzterem — gewiß weniger aus Vorliebe für seinen begeisterten Freund — der Schönheit der Sprache und Bestimmtheit der Bilder wegen, Streicher einen entschiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja, es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergessen sei, sowie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelassen werde. Erst am Nachmittag aber konnte alles in Ordnung gebracht werden, und abends 9 Uhr kam Schiller in die Wohnung von Streicher mit einem Paar alten Pistolen unter seinem Kleide.

Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer gelegt; die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen getan. Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst. Der Vorrat an Geld war bei den Reisenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anschaffung der nötigen Kleidungsstücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schillern noch dreiundzwanzig

und Streichern noch achtundzwanzig Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Mut auf das zehnfache gesteigert wurden.

Hätte Schiller nur noch einige Wochen warten und nicht durchaus sich schon jetzt entfernen wollen, so würde Streicher die nötige Summe bis Hamburg in Händen gehabt haben. Aber die Ungeduld des unterdrückten Jünglings, eine Entscheidung herbeizuführen, ließ sich schon darum nicht bezähmen, weil er fürchtete, eine so gute Gelegenheit zum unbemerkten Entkommen ungenutzt vorbeigehen zu lassen, und dann weit mehr Schwierigkeit bei dem Herzog für die Gewährung seiner Bitten zu finden. Bis Mannheim, wie auch für einige Tage Aufenthalt daselbst, konnte das kleine Vermögen ausreichen, und was zum Weiterkommen fehlte, sollte Streicher nachgeschickt werden.

Nachdem der Wagen mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier bepackt war, kam der schwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen bestanden, nun auch an Streicher — von seiner guten, frommen Mutter Abschied zu nehmen. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen sich nur dadurch beschwichtigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichste Treue gegen seinen Freund gelobte, sondern auch die zuverlässige Hoffnung aussprach, in vierzehn Tagen wieder zurück eintreffen, und von der glücklich vollbrachten Reise Bericht geben zu wollen. Von Segenswünschen und Tränen begleitet, konnten die Freunde endlich um zehn Uhr nachts in den Wagen steigen und abfahren.

Der Weg wurde zum Eßlinger Thor hinaus genommen, weil dieses das dunkelste war, und einer der bewährtesten Freunde Schillers ~ als Leutnant die Wache hatte, damit, wenn sich ja eine Schwierigkeit ergäbe, diese durch Vermittlung dieses Offiziers sogleich gehoben werden könne.

Es war ein Glück, daß damals von keinem zu Wagen Reisenden ein Paß abgefordert wurde. Nur Streicher

hatte sich einen nach Hamburg geben lassen, welches aber nur der überflüssig scheinenden Vorsicht wegen geschah.

So gefaßt die jungen Leute auch auf alles waren, und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, so machte dennoch der Anruf der Schildwache — Halt! — Wer da! — Unteroffizier heraus! — einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin? wurde von Streicher des Dichters Name in Doktor Ritter, und der seinige in Doktor Wolf verwandelt, beide nach Eßlingen reisend, angegeben, und so aufgeschrieben. Das Thor wurde nun geöffnet, die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Blicken in die Wachstube des Offiziers, in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit offen sahen. Als sie außer dem Tore waren, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu sein, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange als sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde lebhafter, und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Ergebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Erhöhung liegende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das überraschendste ausnahm. Die reine, heitere Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathischen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter!“ —

Es war ganz natürlich, daß die Erinnerung an die Verhältnisse, welche vor einigen Stunden auf das Unge-

wisse hin abgerissen wurden, nicht anders als wehmütig sein konnte. Andererseits war es aber wieder beruhigend, als gewiß voraussetzen zu können, daß in diesem Wirbel von Festen, außer den Müttern und Schwestern, niemand an die Reisenden denke, folglich Mannheim ohne Hinderniß erreicht werden könne.

Morgens zwischen 1 und 2 Uhr war die Station Entzweihingen erreicht, wo gerastet werden mußte. Als der Auftrag für etwas Kaffee erteilt war, zog Schiller sogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er die bedeutendsten seinem Gefährten vorlas. Das Merkwürdigste darunter war die Fürstengruft, welches Schubart in den ersten Monaten seiner engen Gefangenschaft mit der Ede einer Beinkleiderschnalle in die nassen Wände seines Kerkers eingegraben hatte. Damals 1782 war Schubart noch auf der Festung, wo er aber jetzt sehr leidlich gehalten wurde. In manchem dieser Gedichte fanden sich Anspielungen, die nicht schwer zu deuten waren, und die keine nahe Befreiung ihres Verfassers erwarten ließen.

Schiller hatte für die dichterischen Talente des Gefangenen sehr viele Hochachtung. Auch hatte er ihn einmal auf dem Asperg besucht.

Nach 3 Uhr wurde von Entzweihingen aufgebrochen, und nach 8 Uhr morgens war die kurpfälzische, durch eine kleine Pyramide angedeutete Grenze erreicht, die mit einer Freude betreten wurde, als ob rückwärts alles Lästige geblieben wäre, und das ersehnte Eldorado bald erreicht sein würde. Das Gefühl, eines harten Zwanges entledigt zu sein, verbunden mit dem heiligen Vorsatz, demselben sich nie mehr zu unterwerfen, belebten das bisher etwas düstere Gemüt Schillers zur gefälligsten Heiterkeit, wozu die angenehme Gegend, das muntere Wesen und Treiben der rüstigen Einwohner wohl auch das Ihrige beitrugen. „Sehen Sie,“ rief er seinem Begleiter zu, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und

Weiß angestrichen sind! Ebenso freundlich ist auch der Geist der Regierung!"

Ein lebhaftes Gespräch, das durch diese Bemerkung herbeigeführt wurde, verkürzte die Zeit dergestalt, daß es kaum möglich schien, um 10 Uhr schon in Bretten angekommen zu sein. Dort wurde bei dem Postmeister Palavicini abgestiegen, etwas gegessen, der von Stuttgart mitgenommene Wagen und Kutscher zurückgeschickt, nachmittags die Post genommen, und über Waghäusel nach Schwegingen gefahren, allwo die Ankunft nach 9 Uhr abends erfolgte. Da in Mannheim, als einer Hauptfestung, die Tore mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, so mußte in Schwegingen übernachtet werden, welches auf zwei unruhige Tage und eine schlaflose Nacht um so erwünschter war.

Am 19. September waren die Reisenden des Morgens sehr früh geschäftig, um sich zu dem Eintritt in Mannheim vorzubereiten. Das Beste, was die Koffer faßten, wurde hervorgesucht, um durch scheinbaren Wohlstand sich eine Achtung zu sichern, die dem dürftig oder leidend Aussehenden fast immer versagt wird. Die Hoffnung Schillers, seine franke Börse in der nächsten Zeit durch einige Erfrischungen beleben zu können, war keine Selbsttäuschung; denn wer hätte daran zweifeln mögen, daß eine Theaterdirektion, die schon im ersten Jahre so vielen Vorteil aus den Räubern gezogen, sich nicht beeilen würde, das zweite Stück des Dichters — das nicht nur für das große Publikum, sondern auch für den gebildeten Teil desselben berechnet war — gleichfalls aufzunehmen? Es ließ sich für gewiß erwarten — die Entscheidung des Herzogs möge nun gewährend oder verneinend ausfallen — daß noch in diesem Jahre Fiesko aufgeführt werde, und dann war der Verfasser durch eine freie Einnahme, oder ein beträchtliches Honorar auf so lange geborgen, daß er sich wieder neue Hilfsmittel schaffen konnte. Mit der Zuversicht, daß die nächsten vierzehn Tage schon diese Vermutungen in

volle Gewißheit umwandeln mußten, wurde die Postchaise zum letztenmal bestiegen, und nach Mannheim eingelenkt, daß in zwei Stunden, ohne irgendeine Frage oder Aufenthalt an dem Tore der Festung, erreicht war.

Der Theaterregisseur, Herr Meier, bei welchem abgestiegen wurde, war sehr überrascht, Schillern zu einer Zeit bei sich zu sehen, wo er ihn in lauter Feste und Zerstreuungen versunken glaubte; aber seine Überraschung ging in Erstaunen über, als er vernahm, daß der junge Mann, den er so hoch verehrte, jetzt als Flüchtling vor ihm stehe. Obwohl Herr Meier, bei der zweimaligen Anwesenheit Schillers in Mannheim, von diesem selbst über sein mißbehagliches Leben und Treiben in Stuttgart unterrichtet war, so hatte er doch nicht geglaubt, daß diese Verhältnisse auf eine so gewagte und plötzliche Art abgerissen werden sollten. Als gebildeter Weltmann enthielt er sich, bei den weiteren Erklärungen Schillers hierüber, jedes Widerspruchs, und bestärkte ihn nur in diesem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden, und durch seine Bitte eine Ausöhnung bewirken zu wollen. Die Reisenden wurden von ihm zum Mittagessen eingeladen, und er hatte auch die Gefälligkeit, in der Nähe seines Hauses eine Wohnung, die in dem menschenleeren Mannheim augenblicklich zu haben war, aufnehmen zu lassen, wohin sogleich das Reisegeräte geschafft wurde.

Nach Tische begab sich Schiller in das Nebenzimmer, um daselbst an seinen Fürsten zu schreiben. Als er in einigen Stunden fertig war, las er den vorher nicht aufgesetzten, aber vortrefflich geschriebenen Brief den wartenden Freunden vor. ~ Dieses Schreiben wurde einem Brief an seinen Regimentschef, den General Augé beigegeben, und dieser ersucht, die vorgelegten Bitten nach seinen besten Kräften, sowie durch seinen ganzen Einfluß bei dem Herzog unterstützen zu wollen. Schiller glaubte für seine Sicherheit so wenig befürchten zu dürfen, daß er den

General bat, ihm seine Antwort durch die Adresse des Herrn Meier zukommen zu lassen. Obwohl letzterer über das wahrscheinliche Verfahren des Herzogs nicht so ruhig sein konnte, als derjenige, den es zunächst betraf, so mußte er doch die Möglichkeit zugestehen, daß der Fürst durch die rührenden und bescheidenen Vorstellungen seines ehemaligen Günstlings, wie auch aus Rücksicht gegen dessen Eltern, vielleicht bewogen werden könne, von den gewöhnlichen Verfügungen für diesmal abzugehen, und wenigstens einen Theil der Bitten zu bewilligen.

Den andern Tag abends traf Madame Meier von Stuttgart wieder zu Hause ein. Sie erzählte, daß sie schon am 18. vormittags Schillers Verschwinden erfahren, daß jedermann davon spreche, und allgemein vermutet werde, man würde ihm nachsetzen lassen, oder seine Auslieferung verlangen. Schiller beruhigte jedoch seine Freunde durch die Versicherung, daß er den großmütigen Charakter seines Herzogs durch zu viele Proben habe kennen lernen, als daß er nur die geringste Gefahr befürchte, solange er den Willen zeige, wieder zurückzukommen.

Dies sei geschehen, eines Vergehens könne man ihn nicht anklagen; eigentlicher Soldat sei er nicht, folglich könne man ihn auch nicht unter die Klasse derjenigen zählen, denen bei freiwilligem Abschiednehmen nachgesetzt wird.

Indessen wurde es doch für ratsam gehalten, daß er sich nirgends öffentlich zeigen solle, wodurch er nun auf seine Wohnung und das Meiersche Haus allein eingeschränkt blieb. Für die Reisenden war es sehr angenehm, in der Hausfrau eine teilnehmende Landsmännin und sehr gebildete Freundin zu finden, die in alles einging, was ihr jetziges oder künftiges Schicksal betraf, und dasjenige mit leichter Zunge behandelte, über was sich Männer nur sehr ungern offen erklären.

Nicht nur für diese bedenkliche Zeit, sondern auch in der Folge blieben diese würdigen Leute Schillers aufrichtigste, wahrste Freunde, und Madame Meier bewies

sich, besonders bei dieser Gelegenheit, so sorgsam und tätig, wie eine Mutter, die sich um ihren Sohn anzunehmen hat.

Mittlerweile hatte Streicher schon am ersten Abend mit Herrn Meier über das neue, beinahe ganz fertige Trauerspiel Fiesco gesprochen, und desselben als einer Arbeit erwähnt, die den Räubern aus vielen Rücksichten vorzuziehen sei. Es ergab sich nun von selbst, daß der Dichter darum angegangen wurde, die erregte Neugierde durch Mitteilung des Manuscriptes zu befriedigen, wozu sich aber dieser nur unter der Bedingung verstand, wenn eine größere Anzahl von Zuhörern gegenwärtig sei. Man fand dies um so natürlicher, da wohl unter allen Schauspielern sich keiner befand, der nicht im höchsten Grad auf die zweite Arbeit eines Jünglings begierig gewesen wäre, welcher sich schon durch seine erste auf eine so außerordentliche Art angekündigt hatte. Es wurde daher sogleich ein Tag festgesetzt, auf welchem die bedeutendsten Künstler des Theaters eingeladen werden sollten, um der Vorlesung des neuen Stücks beizuwohnen.

Nach zwei erwartungsvollen Tagen traf die Antwort von General Augé an Schillern ein, welche folgendes enthielt:

Der General habe den Wünschen Schillers entsprochen, und sein Schreiben dem Herzog nicht nur vorgelegt, sondern auch durch sein Vorwort die getane Bitte unterstützt! Er habe daher den Auftrag erhalten, ihn wissen zu lassen: Da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle.

Da dieses Schreiben von allem dem nicht das Geringste erwähnte, um was Schiller zur Erleichterung seines Schicksals so dringend gebeten hatte, so schrieb er dem General augenblicklich zurück, daß er diese Äußerung Se. Durchlaucht unmöglich als eine Gewährung seines Gesuches betrachten könne, folglich genötigt sei, bei dem Inhalt seiner Bittschrift zu beharren, und seinen Chef ersuche, alles anzuwenden, um den Herzog zur Erfüllung seiner Wünsche zu vermögen.

Durch diese Antwort seines Generals in Zweifel gesetzt, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, schrieb Schiller — was er schon am zweiten Tag seiner Ankunft an seine Eltern getan — sogleich an einige Freunde, damit, wenn sie etwas erführen, was ihm schaden könnte, sie ihm doch alsobald Nachricht geben möchten, und sah den Antworten mit ebensoviel Unruhe als Neugierde entgegen.

Der Nachmittag war zur Vorlesung des neuen Trauerspiels bestimmt, wozu sich gegen 4 Uhr, außer Iffland, Weil, Beck, noch mehrere Schauspieler einfanden, die nicht Worte genug finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter, sowie über die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Produkt eines so erhabenen Geistes hätten. Nachdem sich alle um einen großen, runden Tisch gesetzt hatten, schickte der Verfasser erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte, und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing. ~

Aber der erste Akt wurde, zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen, und er war kaum zu Ende, als Herr Weil sich entfernte, und die übrigen sich von der Geschichte Fieskos oder anderen Tagesneuigkeiten unterhielten.

Der zweite Akt wurde von Schiller weiter gelesen, ebenso aufmerksam, wie der erste, aber ohne das geringste Zeichen von Lob oder Beifall angehört. Alles stand jetzt auf, weil Erfrischungen von Obst, Trauben usw. herumgegeben wurden. Einer der Schauspieler, namens Frank, schlug ein Bolzschießen vor, zu dem man auch Anstalt zu machen schien. Allein nach einer Viertelstunde hatte sich alles verlaufen, und außer den zum Haus gehörigen war nur Iffland geblieben, der sich erst um 8 Uhr nachts entfernte.

Als ein vollkommener Neuling in der Welt konnte sich Streicher diese Gleichgültigkeit, ja diese Abneigung gegen eine so vortreffliche Dichtung, von denen am allerwenigsten erklären, die kaum vor einer Stunde die größte Bewunderung

und Verehrung für Schiller ihm selbst bezeugt hatten, und es empörte ihn um so heftiger, alle die Sagen von Meid und Kabale der Schauspieler jetzt schon bestätigt zu sehen, da die Antwort des Generals Augé wenig Hoffnung ließ, daß sein Freund jemals zurückkehren dürfe; wo alsdann sein Schicksal bei solchen Leuten sehr beklagenswert sein mußte.

Aber der Unerfahrene sollte noch mehr in Verlegenheit gesetzt werden; denn, als er eben im Begriff war, sich über die ungewöhnliche und beinahe verächtliche Behandlung Schillers bei Herrn Meier zu beklagen, zog ihn dieser in das Nebenzimmer und fragte:

„Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben?“

Zuverlässig! Wie können Sie daran zweifeln?

„Wissen Sie gewiß, daß nicht ein anderer dieses Stück geschrieben, und er es nur unter seinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm jemand anderes daran geholfen?“

Ich kenne Schillern schon im zweiten Jahre, und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die Räuber ganz allein geschrieben und ebenso auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dieses alles?

„Weil der Fiesko das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben.“

Streicher suchte Herrn Meier zu widerlegen, und ihm zu beweisen, daß Fiesko weit regelmäßiger für die Bühne, und darin alles vermieden sei, was an den Räubern mit Recht so scharf getadelt worden. Er müsse das neue Stück nur öfter hören, oder es selbst durchlesen, dann werde er es gewiß ganz anders beurteilen, und ihm Geschmack abgewinnen. Allein, alle diese Reden waren vergebens. Herr Meier beharrte um so mehr auf seiner Meinung, weil es ihm als einem erfahrenen Schauspieler zukommen müsse, aus einigen Szenen den Gehalt des Ganzen sogleich beurteilen zu können und sein Schluß war: „Wenn Schiller

wirklich die Räuber und Fiesko geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft, und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen."

Dieses Urteil von einem Mann ausgesprochen, den man nicht nur als einen vollgültigen Richter, sondern auch als einen solchen Freund Schillers ansehen durfte, dem an der guten Aufnahme des Stückes beinahe ebensoviel als dem Verfasser selbst gelegen sei, machte auf Streicher einen so betäubenden Eindruck, daß ihm die Sprache für den Augenblick den Dienst versagte. War dies Herr Meier, der so zu ihm sprach? Hatte er auch recht gehört? Sollte er die Erwartungen Meiers zu hoch gespannt haben? Wäre es möglich, daß er sich getäuscht und dasjenige vortrefflich gefunden, was andere, die man für Kenner gelten lassen mußte, nun als schlecht, als unsinnig beurteilen? Oder hat sich Meier mit den anderen verschworen, zum Untergang des Stückes und seines Verfassers mitzuwirken? Diese Fragen, durch das Unbegreifliche des Vorganges und der Äußerungen Meiers hervorgerufen, machte Streicher an sich selbst, und fand sie um so quälender, da ihre Auflösung nicht sogleich erfolgen konnte. Die Abendstunden wurden von den Anwesenden mit größter Verlegenheit zugebracht. Vom Fiesko erwähnte niemand mehr eine Silbe. Schiller selbst war äußerst verstimmt, und nahm mit seinem Gefährten zeitlich Abschied. Bei dem Weggehen ersuchte ihn Meier, ihm für die Nacht das Manuscript da zu lassen, indem er nur die zwei ersten Akte gehört, und doch gern wissen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme. Schiller bewilligte diese Bitte sehr gern.

Über den kalten Empfang Fieskos, von dem man die willkommenste Aufnahme erwartet hatte, wurde zu Hause nichts, und überhaupt sehr lange wenig gesprochen, bis sich Schiller endlich Luft machte, und über den Neid, die Kabale, den Unverstand der Schauspieler Klagen führte. Jetzt, zum erstenmal, sprach er den ernstlichen Vorsatz aus,

daß, wenn er hier nicht als Schauspieldichter angestellt, oder sein Trauerspiel nicht angenommen werde, er selbst als Schauspieler auftreten wolle, indem eigentlich doch niemand so deklamieren könne, wie er. Streicher wollte dem mißlaunigen Freunde nicht geradezu widersprechen, gab ihm aber doch zu bedenken, in welche Verlegenheit er seine Mutter und Schwester, besonders aber seinen Vater setzen würde, wenn sie erfahren müßten, daß er nun weiter nichts als ein Schauspieler geworden sei, da er selbst sich doch einen so glänzenden Erfolg von seiner Reise versprochen. Er erinnerte ihn an das Vorurteil, das man in Stuttgart gegen diesen Stand hege, wo man zwar dem einzelnen Gerechtigkeit widerfahren lasse, sich aber doch jedes näheren Umganges mit ihm enthalte. Er möge doch mit Geduld warten, bis Baron von Dalberg in Mannheim eintreffe, von dem allein die günstige Wendung seines Schicksals zu erhoffen sei.

Mit bangen Erwartungen wegen des Endurtheils, das über Fiesko und seinen Verfasser gefällt werden sollte, begab sich Streicher den anderen Morgen ziemlich früh zu Herrn Meier, der ihn kaum ansichtig wurde, als er ausrief: „Sie haben recht! Sie haben recht! Fiesko ist ein Meisterstück, und weit besser bearbeitet als die Räuber. Aber, wissen Sie auch, was schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Nachwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache, und die verwünschte Art, wie er alles deklamiert. Er sagt alles in dem nämlichen, hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Türe zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen, und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen.“

Der Schluß von Herrn Meiers Rede verwandelte die Niedergeschlagenheit von Streicher in eine solche Freude, daß er, ohne Schillern zu entschuldigen, oder die herabsetzende Meinung von dessen Aussprache und Deklamations-

gabe widerlegen zu wollen, augenblicklich nach Haus eilte, um dem Dichter, der eben aufgestanden war, die angenehme Nachricht zu hinterbringen, sein Trauerspiel werde bald in lebendigen Gestalten vor ihm erscheinen. Daß seine Mundart, seine heftige Aussprache, den schlechten Erfolg von gestern hervorgebracht, wurde ihm sorgfältig verschwiegen, um sein ohnehin krankes Gemüt nicht zu reizen.

Am anderen Tag traf die Antwort des Generals Augé auf das zweite Schreiben Schillers ein, welche aber von ganz gleichem Inhalt, wie die erste war; nämlich: „Da Se. Herzogliche Durchlaucht jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle.“ Allein Schiller konnte in keinem Fall wagen wieder heimzukehren, da ihm weder Straflosigkeit zugesichert, noch eine seiner Bitten bewilligt worden war. Der entscheidende Schritt war einmal geschehen, und so wenig Glänzendes sich auch jetzt zeigte, so ließ sich doch dieses von der Zukunft hoffen; ja er fand es geratener, weit eher einem ungewissen Schicksal entgegen zu gehen, als sich das frühere Joch wieder auflegen zu lassen, das ihm ohnehin schon den Nacken wund gerieben, und in der Folge zuverlässig auf das Mark des Lebens eingedrungen sein würde.

Er hielt nun das, was er zu tun habe, für so gewiß entschieden, daß er nicht mehr an seinen General schrieb, sondern dem Räte seiner Freunde folgte, sich auf einige Wochen zu entfernen, indem es doch möglich wäre, daß seine Auslieferung von der pfälzischen Regierung verlangt würde, weil er auf Kosten des Herzogs in der Akademie erzogen worden, und auch, da er Uniform getragen, einigermaßen zum Militärstande gerechnet werden könne. Geschähe in einigen Wochen nichts gegen ihn, so wäre man beinahe versichert, seine Entweichung sei vergessen, oder der Herzog werde, seiner gewöhnlichen Großmut gemäß, nicht weiter nach ihm fragen.

Da auch Baron Dalberg noch immer in Stuttgart verweilte, und seine Rückkehr ungewiß blieb, folglich für die

Bestimmung Schillers nichts getan werden konnte, so wurde nach einem Aufenthalt von sechs oder sieben Tagen die Reise über Darmstadt nach Frankfurt am Main beschlossen, wo auch die weiteren Nachrichten von Haus oder von Mannheim abgewartet werden konnten.

Aber diese Reise mußte zu Fuß gemacht werden; denn das kleine Kapital, das jeder von Stuttgart mit sich nehmen konnte, war durch die Herreise, durch das Verweilen in Mannheim so herabgeschwunden, daß es bei der größten Sparsamkeit nur noch zehn oder zwölf Tage ausreichen konnte. Für Schiller war es wohl nicht tunlich, sich bei seinen Eltern um Hilfe zu bewerben; denn seinem Vater durfte er nicht schreiben, um ihn keinem Verdachte bloßzustellen, und seiner Mutter wollte er nicht den Kummer machen, sie wissen zu lassen, daß er jetzt schon Mangel leide, da sie gewiß geglaubt, er werde einem sehr behaglichen Zustand entgegengehen. Es schrieb daher Streicher an seine Mutter, ihm vorläufig, aber so bald als möglich, dreißig Gulden, auf dem Postwagen nach Frankfurt zu schicken, weil Schiller in Mannheim nichts bezogen habe, beide nur noch auf einige Tage mit Geld versehen seien, und er den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne.

Nach dem herzlichsten Abschied von Herrn und Madame Meier, und nur mit dem Unentbehrlichsten in den Taschen, gingen die Reisenden nach Tisch über die Neckarbrücke von Mannheim ab, schlugen den Weg nach Sandhofen ein, blieben in einem Dorfe über Nacht, und gingen den anderen Tag durch die herrliche, rechts mit Burgruinen prangende Bergstraße nach Darmstadt, wo sie abends gegen 6 Uhr eintrafen. Sehr ermüdet von dem ungewohnten, zwölfstündigen Marsch begaben sie sich in einen Gasthof, und waren sehr froh, nach einem guten Abendessen in reinlichen Betten ausruhen und sich durch Schlaf erholen zu können. Letzteres sollte ihnen aber nicht zuteil werden; denn aus dem tiefsten Schlafe wurden sie durch ein so lärmendes,

fürchterliches Trommeln aufgeschreckt, daß man glauben mußte, es sei ein sehr heftiges Feuer ausgebrochen. Sie horchten, als das schreckliche Getöse sich entfernt hatte, ob man nicht reiten, fahren oder schreien höre; sie öffneten die Fenster, ob sich keine Helle von Flammen zeige, aber alles blieb ruhig, und wenn es nur einer allein gehört hätte, würde er sich endlich selbst überredet haben, es sei ein Traum gewesen. Am Morgen erkundigten sie sich bei dem Wirt, was das außerordentlich starke Trommeln in der Stadt zu bedeuten gehabt, und erfuhren mit Erstaunen, daß dieses jede Nacht mit dem Schlag 12 Uhr so wäre. Es sei die Reveille!

Des Morgens fühlte sich Schiller etwas unpäßlich, bestand aber doch darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt noch heute zu gehen, damit er alsogleich nach Mannheim schreiben, und sich die indessen an ihn eingelaufenen Briefe schicken lassen könne.

Es war ein sehr schöner, heiterer Morgen, als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich in einem Dorfe mit etwas Kirschengeist in Wasser geschüttet, abzukühlen und zu stärken. Zu Mittag kehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirtshause zu lärmend, die Leute zu roh, als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen Stunden zu erreichen, welches aber die Mattigkeit Schillers kaum zuzulassen schien; denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer stand zu sein noch weiter zu gehen, sondern versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden Ruhe wenigstens so weit erhole, um heute noch die Stadt erreichen zu

können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war.

In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht, während der Kranke schlief, kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht bloß durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche mit Leiden und mit Tragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Teilnahme um so größer sein, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüt, den höchsten Adel der Seele kund gab, und all das Erhabene und Schöne schon im voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten, düsteren Zügen ließ sich noch der stolze Mut wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verriet, was ihn, auch seiner unbewußt, beschäftigte. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden so günstig, daß nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber während zwei Stunden von niemand betreten wurde. Erst nach Verlauf dieser Zeit zeigte sich plötzlich ein Offizier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, dessen überhöflicher Ausruf: „Ah! hier ruht man sich aus!“ einen der in Frankfurt liegenden Werber vermuten ließ. Er näherte sich mit der Frage: „Wer sind die Herren?“ worauf Streicher etwas laut und barsch antwortete: „Reisende“.

Schiller erwachte, richtete sich schnell auf und maß den Fremden mit scharfem, verwundertem Blick, der sich nun auch, da er wohl merken mochte, daß hier für ihn nichts zu angeln sei, ohne weiter ein Wort zu sprechen, entfernte.

Auf die schnelle Frage von Streicher, wie geht's, wie ist Ihnen? erfolgte zu seiner großen Beruhigung die Antwort: „Mir ist etwas besser, ich glaube, daß wir unsern

Marsch wieder antreten können.“ Er stand auf, durch den Schlaf so weit gestärkt, daß er, anfangs zwar langsam, aber doch ohne Beschwerde fortgehen konnte. Außerhalb des Wäldchens traf man auf einige Leute, welche die Entfernung der Stadt noch auf eine kleine Stunde angaben. Diese Nachricht belebte den Mut, es wurde etwas schneller gegangen, und ganz unvermutet zeigte sich das altertümlich gebaute, merkwürdige Frankfurt, in welches man auch noch vor der Dämmerung eintrat.

Teils aus nötiger Sparsamkeit, teils auch wenn Nachforschungen geschehen sollten, um so leichter verborgen zu sein, wurde die Wohnung in der Vorstadt Sachsenhausen bei einem Wirte der Mainbrücke gegenüber gewählt, und mit demselben sogleich der Betrag für Zimmer und Verköstigung auf den Tag bedungen, damit man genau wisse, wie lange der geringe Geldvorrat noch ausreichen würde.

Die Gewißheit, hier genugsam verborgen zu sein, die vergönnte Ruhe und ein erquickender Schlaf gaben Schillern die nötigen Kräfte, daß er des anderen Tages einige Briefe nach Mannheim schreiben konnte. Unter diesen befand sich auch derjenige an Baron Dalberg*. ~

Da Schiller durch obiges Schreiben die schwerste Last von seinem Herzen abgewälzt hatte, gewann er zum Teil auch seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, seine Gespräche belebter, seine Gedanken, bisher immer mit seinem Zustande beschäftigt, wendeten sich jetzt auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, der des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht wurde, um die Briefe nach Mannheim abzugeben, zerstreute ihn, da er das kaufmännische Gewühl, die ineinander greifende Tätigkeit so vieler hier zum erstenmal sah. Auf dem Heimwege übersah man von der Mainbrücke das tätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und auszuladenden Schiffe, nebst

* Schillers Briefe, hrsg. v. Jonas I, 70.

einem Teil von Frankfurt, Sachsenhausen, sowie dem gelblichen Mainstrom, in dessen Oberfläche sich der heiterste Abendhimmel spiegelte. Lauter Gegenstände, die das Gemüt wieder hoben, und Bemerkungen hervorriefen, die um so anziehender waren, als seine überströmende Einbildungskraft dem geringsten Gegenstande Bedeutung gab und die kleinste Nähe in die weiteste Entfernung zu knüpfen wußte. Diese Zerstreuung hatte auf die Gesundheit Schillers so wohlthätig eingewirkt, daß er wieder einige Eßlust bekam, die ihm seit zwei Tagen gänzlich fehlte, und sich mit Lebhaftigkeit über dichterische Pläne unterhalten konnte. Sein ganzes Wesen war so angelegt, sein körperliches dem geistigen so untergeordnet, daß ihn solche Gedanken nie verließen, und er ohne Unterlaß von allen Muses umschwebt schien. Auch hatte er kaum das leichte Nachtesse geendet, als sich aus seinem Schweigen, aus seinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen ließ, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Schon auf dem Wege von Mannheim bis Sandhofen und von da nach Darmstadt ließ sich bemerken, daß sein Inneres weniger mit seiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurfe beschäftigt sei; denn er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst in der mit Recht so berühmten Bergstraße sein Reisegefährte auf jede reizende Ansicht aufmerksam machen mußte. Nun, zwischen vier Wänden, überließ er sich um so behaglicher seiner Einbildungskraft, als diese jetzt durch nichts abgelenkt wurde, und er ungestört sich bewegen oder ruhen konnte. In solchen Stunden war er, wie durch einen Krampf, ganz in sich zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt. Der nächste Vormittag wurde dazu verwendet, um die in der Geschichte Deutschlands so merkwürdige Stadt etwas sorgfältiger, als gestern geschehen konnte, zu besuchen, und auch einige Buchläden zu besuchen. In dem ersten derselben erkundigte

sich Schiller, ob das berühmte Schauspiel, Die Räuber, guten Absatz finde, und was das Publikum darüber urteile? Die Nachricht über das erste fiel so günstig aus, und die Meinung der großen Welt wurde so außerordentlich schmeichelhaft geschildert, daß der Autor sich überraschen ließ, und ungeachtet er als Doktor Ritter vorgestellt worden, dem Buchhändler nicht verbergen konnte, daß er, der gegenwärtig das Vergnügen habe mit ihm zu sprechen, der Verfasser davon sei. Aus den erstaunten, den Dichter messenden Blicken des Mannes ließ sich leicht abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkommen müsse, daß der so sanft und freundlich aussehende Jüngling so etwas geschrieben haben könne? Indes verbarg er seine Zweifel, indem er durch mancherlei Wendungen das vorhin ausgesprochene Urteil, welches man so ziemlich als das allgemeine annehmen konnte, wiederholte. Für Schiller war jedoch dieser Auftritt sehr erheiternd; denn in einem solchen Zustande, wie er damals war, konnte auf sein bekümmertes Gemüt nichts so angenehmen Eindruck haben, als die Anerkennung seines Talentes, und die Gewißheit der Wirkung, von der alle seine Leser ergriffen worden.

Zu Haus angelangt, überließ sich Schiller aufs neue seinen dichterischen Eingebungen, und brachte den Nachmittag und Abend im Auf- und Niedergehen, oder im Schreiben einiger Zeilen hin. Zum Sprechen gelangte er erst nach dem Abendessen, wo er dann auch seinem Gefährten erklärte, was für eine Arbeit ihn jetzt beschäftige.

Da man allgemein glaubt, daß bei dem Empfangen und an das Lichtbringen der Geistesfinder gute oder schlimme Umstände ebenso vielen Einfluß wie bei den leiblichen äußern, so sei dem Leser schon jetzt vertraut, daß Schiller seit der Abreise von Mannheim mit der Idee umging, ein bürgerliches Trauerspiel zu dichten, und er schon so weit im Plan desselben vorgerückt war, daß die Hauptmomente hell und bestimmt vor seinem Geiste standen.

Dieses Trauerspiel, das wir jetzt unter dem Namen *Kabale und Liebe* kennen, welches aber ursprünglich *Luiſe Millerin* hätte benannt werden ſollen, wollte er mehr als einen Verſuch unternehmen, ob er ſich auch in die bürgerliche Sphäre herablaſſen könne, als daß er ſich öfters oder gar für immer dieſer Gattung hätte widmen wollen. Er dachte ſo eifrig darüber nach, daß in den nächſten vierzehn Tagen ſchon ein bedeutender Theil der Auftritte niedergeſchrieben war.

Am nächſten Morgen fragten die Reiſenden auf der Poſt nach, ob keine Briefe für ſie angelangt wären? Aber der Gang war fruchtlos, und da die Witterung trübe und regneriſch war, ſo mußte die Zuflucht wieder zur Stube genommen werden. Am Nachmittag wurde auf der Poſt noch einmal angefragt, aber ebenſo vergeblich, wie in der Frühe.

Dieſe Verſpätung deutete Streicher um ſo mehr als ein gutes Zeichen, indem der angeſuchte Betrag, entweder durch Wechſel oder durch den Poſtwagen übermacht werden müſſe, was dann notwendig einige Tage mehr erfordern könne, als ein bloßer Brief. Er war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er Schillern erſuchte, ihm ſeine in Mannheim zurückgeſchickten Sachen nach Frankfurt zu ſchicken, weil er dann, ſowie die Hilfe von Baron Dalberg eintreffe, ſeine Mutter erſuchen wolle, ihm, außer dem, was er jetzt ſchon beſitze, noch mehr zu ſenden, damit er von hier aus die Reiſe nach Hamburg fortſetzen könne. Schiller ſagte dieſes ſehr gern zu und verſprach noch weiter, ihm auch von Meier, ſowie von ſeinen anderen Freunden Empfehlungsbrieſe zu verſchaffen, indem ein junger Tonkünſtler nie zu viele Bekanntſchaften haben könne. Dieſe Hoffnungen, die von beiden Seiten noch durch viele Zutate verſchönert wurden, erheiterten den durch eine beſſere Witterung begünſtigten Spaziergang, und ſtörten auch abends die Phantaſie des Dichters ſo wenig, daß er ſich derſelben im Zimmer auf und ab gehend, mehrere Stunden ganz ruhig überließ.

Den nächsten Morgen gingen die Reisenden schon um 9 Uhr aus, um die vielleicht in der Nacht an sie eingelaufenen Briefe abzuholen, die auch zu ihrer großen Freude wirklich eingetroffen waren. Sie eilten so schnell als möglich nach Haus, um den Inhalt derselben ungestört besprechen zu können, und waren kaum an der Türe ihrer Wohnung, als Schiller schon das an Dr. Ritter überschriebene Paket erbrochen hatte. Er fand mehrere Briefe von seinen Freunden in Stuttgart, die sehr vieles über das außerordentliche Aufsehen meldeten, das sein Verschwinden veranlaßt habe, ihm die größte Vorsicht wegen seines Aufenthaltes anrieten, aber doch nicht das mindeste aussprachen, woraus sich auf feindselige Absichten des Herzogs hätte schließen lassen. Alle diese Briefe wurden gemeinschaftlich gelesen, weil ihr Inhalt beide betraf, und allerdings geeignet war, sie einzuschüchtern. Allein, da sie in Sachsenhausen geborgen waren, so beruhigten sie sich um so leichter, da sie in dem Schreiben des Herrn Meier der angenehmsten Nachricht entgegen sahen. Schiller las dieses für sich allein, und blickte dann gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Er sprach lange kein Wort, und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Herr Meier nichts Erfreuliches gemeldet habe. Nur nach und nach kam es zur Sprache, daß Baron Dalberg keinen Vorschuß leiste, weil Fiesko in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei; daß die Umarbeitung erst geschehen sein müsse, bevor er sich weiter erklären könne.

Diese niederschlagende Nachricht mußte dem edlen Jüngling um so unerwarteter sein, je mehr er durch die ihm von Baron Dalberg bezeugte Teilnahme zu seiner Bitte und zur Hoffnung, daß sie erfüllt würde, berechtigt war. Am meisten mußte aber sein Ehrgeiz dadurch beleidigt sein, daß er seine traurige Lage ganz unnützerweise enthüllt, und sich durch deren Darstellung der Willkür des

jenigen preisgegeben, von dem er mit Recht Unterstützung erwartete.

Wenige junge Männer würden sich in gleichen Umständen mit Mäßigkeit und Anstand über eine solche Versagung ausgesprochen haben. Schiller aber bewies auch hierin sein reines hohes Gemüt; denn er ließ nicht die geringste Klage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über seine Lippen, ja nicht einmal eines Tadelns würdigte er die erhaltene Antwort, so wenig er sich auch vor seinem jüngeren Freunde hätte scheuen dürfen, seinen Unmut auszulassen. Er sann alsobald nur darauf, wie er dennoch zu seinem Zweck gelangen könne, oder was zuerst getan werden müsse? Da die Hoffnung geblieben war, daß, wenn Fiesko für das Theater brauchbar eingerichtet sei, derselbe angenommen und bezahlt würde, oder, wenn dieses auch nicht der Fall wäre, doch das Stück in Druck gegeben, und dafür etwas eingenommen werden könne, so beschloß er, in die Gegend von Mannheim zu gehen, weil es dort wohlfeiler als in Frankfurt zu leben sei, und auch um den Herren Schwan und Meier nahe zu sein, damit, wenn es auf die tiefste Stufe des Mangels kommen sollte, von diesen einige Hilfe erwartet werden könne. Er wäre sogleich dahin aufgebrochen, allein man war noch an Frankfurt gebannt, denn bei jedem Griff in den Beutel war schon sein Boden erreicht, und die durch Streicher von seiner Mutter erbetene Beihilfe war noch nicht angelangt. Bis diese eintreffe, mußte man hier aushalten, und um gegen die Möglichkeit, daß sie spät ankäme, oder vielleicht gar ausbliebe, doch einigermaßen gedeckt zu sein, entschloß sich Schiller, ein ziemlich langes Gedicht, *Teufel Amor* betitelt, an einen Buchhändler zu verkaufen. Dieses Gedicht, von dem sich der Verfasser dieses nur noch folgender zwei Verse:

„Süßer Amor verweile
Im melodischen Flug“

mit Zuerlässigkeit erinnert, war eines der vollkommensten,

die Schiller bisher gemacht, und an schönen Bildern, Ausdruck und Harmonie der Sprache so hinreißend, daß er selbst — was bei seinen anderen Arbeiten nicht oft eintraf — ganz damit zufrieden schien, und seinen jungen Freund mehrmals durch dessen Vorlesung erfreute. Leider ging es in den nächsten vier Wochen (wie der Leser später erfahren wird) mit noch anderen Sachen, wahrscheinlich durch die Zerstreuung des Dichters selbst, in Verlust, indem sich in der von ihm herausgegebenen Sammlung seiner Gedichte keine Spur davon findet, und das meiste davon der Bekanntmachung fast würdiger gewesen wäre, als einige Stücke aus seiner frühern Zeit.

Von dem Buchhändler kam Schiller aber ganz mißmutig wieder zurück, indem er fünfundzwanzig Gulden dafür verlangte, jener jedoch nur achtzehn geben wollte. So benötigt er aber auch dieser kleinen Summe war, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, diese Arbeit unter dem einmal ausgesprochenen Preise wegzugeben, und zwar sowohl aus herzlicher Verachtung gegen alle Knickerei, als auch, weil er den Wert des Gedichtes selbst nicht gering achtete. Endlich, nachdem der Reichtum der geängstigten Freunde schon in kleine Scheidemünze sich umgewandelt hatte, kamen den nächsten Tag auf dem Postwagen die bescheidenen dreißig Gulden für Streicher an, der auch, ohne das geringste Bedenken, für jetzt seinen Plan nach Hamburg aufgab, und bei Schillern blieb, um ihn nach seinem neuen Aufenthaltsorte zu begleiten. Dieser schrieb noch am nämlichen Abend an Herrn Meier, daß er den nächsten Vormittag nach Mainz abgehen, am folgenden Abend in Worms eintreffen werde, wo er auf der Post Nachricht erwarte, wohin er sich zu begeben habe, um ihn zu sprechen, und den Ort zu bestimmen, in welchem er sein Trauerspiel ruhig umarbeiten könne. Gleich den anderen Morgen begaben sich die Reisenden auf das von Frankfurt nach Mainz täglich abgehende Marktschiff, mit welchem sie des Nachmittags bei guter Zeit in letztbenannter

Stadt anlangten, dort sogleich in einem Gasthose das wenige, was sie bei sich hatten, ablegten, und noch ausgingen, um den Dom und die Stadt zu besichtigen.

Am nächsten Tage verließen sie Mainz sehr früh, wo sie, die Favorite vorbei, den herrlichen Anblick des Zusammentreffens vom Rhein- und Mainstrome bei der schönsten Morgenbeleuchtung genossen, und den echt deutschen Eigensinn bewunderten, mit welchem beide Gewässer ihre Abneigung zur Vereinigung durch den scharfen Abschnitt ihrer bläulichen und gelben Farben bezeichneten.

Da man auf den Abend in Worms eintreffen wollte, so mußten die Wanderer als ungeübte Fußgänger sich ziemlich anstrengen, um den neun Stunden langen Weg zurückzulegen. Als noch am Vormittag Nierenstein erreicht wurde, konnten beide der Versuchung nicht widerstehen, sich an dem in der Gegend wachsenden Wein, den sie nur aus den Lobeserhebungen der Dichter kannten, zu stärken, welches besonders Schiller, der von Mainz bis hierher nur wenige Worte gesprochen, sehr zu bedürfen schien. Sie traten in das zunächst am Rhein gelegene Wirtshaus, und erhielten dort durch Bitten und Vorstellungen einen Schoppen oder ein Viertelmaß von dem besten ältesten Weine, der sich im Keller fand, und der mit einem kleinen Taler bezahlt werden mußte.

Als Nichtkenner edler Weine schien es ihnen, daß bei diesem Getränk, wie bei vielen berühmten Gegenständen, der Ruf größer sei, als die Sache verdiene. Aber als sie ins Freie gelangten, als die Füße sich leichter hoben, der Sinn munterer wurde, die Zukunft ihre düstere Hülle etwas lüftete, und man ihr mit mehr Mut als bisher entgegen zu treten wagte, glaubten sie einen wahren Herzenströster in ihm entdeckt zu haben, und ließen dem edlen Weine volle Gerechtigkeit angedeihen. Dieser angenehme Zustand erstreckte sich aber kaum über drei Stunden; denn so fest auch der Wille war, so sehr die Notwendigkeit zur Eile antrieb, so konnte Schiller doch das anstrengende

Gehen kaum bis in die Mitte des Nachmittags aushalten; was aber vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war, und nichts so sehr ermüdet als tiefes Nachdenken, wenn der Körper in Bewegung ist. Man entschloß sich daher, eine Station weit zu fahren, wodurch es allein möglich war, daß Worms um 9 Uhr nachts erreicht wurde.

Am anderen Morgen fand Schiller auf der Post einen Brief des Herrn Meier, worin dieser die Nachricht gab, daß er diesen Nachmittag mit seiner Frau in Oggersheim, in dem Gasthause „Zum Viehhof“ genannt, eintreffen wolle, wo er ihn zu sehen hoffe, um weitere Abrede mit ihm nehmen zu können. Die Reisenden begaben sich um so ruhiger auf den Weg, als sie hoffen durften, daß endlich aller Ungewißheit ein Ende sein würde, und trafen zur gesetzten Zeit in Oggersheim ein, wo sie auch schon Herrn und Madame Meier nebst zwei Verehrern des Dichters vorfanden.

Für Herrn Meier war es eine unangenehme, lästige Aufgabe, dem jungen Manne, den er als Dichter und Menschen gleich hoch achtete, die Ansichten des Baron Dalberg über Fiesko, und warum er sich in keinen Vorschuß einlassen könne, auseinander zu setzen. Er wußte jedoch seinen Ausdrücken eine solche Wendung zu geben, daß sie keinen der beiden Gegenstände hart berührten, sondern alles so gelind als natürlich darstellten. Auch gab er die Versicherung, daß Fiesko unbezweifelt angenommen werde, sobald er um mehrere Szenen abgekürzt, und der fünfte Akt ganz beendigt sei. Schiller benahm sich auch bei dieser Gelegenheit wahrhaft edel, und weit über das Gewöhnliche erhaben; denn so sehr ihm, aus oben berührten Rücksichten, daran gelegen sein mußte, den Preis seines Stückes schon jetzt zu haben, so sehr er auch sein, in den Baron Dalberg gesetztes Vertrauen nur durch Ausflüchte erwidert fand, so sprach er doch kein Wort, das irgendeine Art von Empfindlichkeit über die vereitelte

Hoffnung hätte erraten lassen, oder als Widerlegung der über Fiesko gemachten Bemerkungen hätte ausgelegt werden können. Mit der freundlichen, männlichen Art, die im Umgang ihm ganz gewöhnlich war, leitete er das Gespräch darauf hin, den Ort zu bestimmen, wo er sich einige Wochen, als so lange die Umarbeitung wohl dauern werde, ruhig und ohne Gefahr aufhalten könne. Aus vielen Ursachen wurde es am besten befunden, wenn er hier in Oggersheim bleibe. Dieses sei nur eine kleine Stunde von Mannheim entfernt, er könne, so oft er es nötig finde, des Abends in die Stadt kommen, und wäre in der Nähe seiner Bekannten und Freunde wenigstens nicht ganz ohne Hilfe, wenn sich etwas Widriges ereignen sollte.

Da die von Madame Meier den Reisenden eingehändigten Briefe aus Stuttgart noch immer von Gefahr der Auslieferung sprachen, und die möglichste Verborgenheit empfahlen, so wurde der Name Ritter, den Schiller bisher geführt, in Doktor Schmidt umgewandelt, und er von den Anwesenden, in Gegenwart des herbeigerufenen Wirtes, allso gleich mit diesem Titel angedet. Auch hier wurde der Betrag für Kost und Wohnung auf den Tag bedungen, und Madame Meier ersucht, die in Mannheim gebliebenen Koffer und das Klavier der Reisenden übermachen zu wollen. Der eintretende Abend schied die Gesellschaft. Die Freunde, nun wieder ganz auf sich eingeschränkt, begaben sich auf das ihnen angewiesene Zimmer, wo sie aber nur ein einziges Bett vorfanden, mit dem sie sich begnügen mußten.

Da man die täglichen Kosten des Aufenthaltes wußte, so ließ sich leicht berechnen, daß die Barschaft auf höchstens drei Wochen ausreichen könne, in welcher Zeit Schiller seine Arbeit zu beenden hoffte. Allein es ließ sich leicht voraussehen, daß dieses nicht der Fall sein würde, indem er viel zu sehr mit seinem neuen Trauerspiel beschäftigt war, und schon am ersten Abend in Oggersheim den Plan desselben aufzuzeichnen anfing. Gleich bei dem Entwurf

desselben hatte er sich vorgenommen, die vorkommenden Charaktere den eigensten Persönlichkeiten der Mitglieder von der Mannheimer Bühne so anzupassen, daß jedes nicht nur in seinem gewöhnlichen Rollenfache sich bewegen, sondern auch ganz so, wie im wirklichen Leben zeigen könne. Im voraus schon ergögte er sich oft daran, wie Herr Beil den Musikus Miller so recht naivdrollig darstellen werde, und welche Wirkung solche komische Auftritte gegen die darauffolgenden tragischen auf die Zuschauer machen müßten. Da er die Werke Shakespeares nur gelesen, aber keines seiner Stücke hatte aufführen sehen, so konnte er auch noch nicht aus der Erfahrung wissen, wie viel Kunst von seiten des Darstellers dazu gehöre, um solchen Kontrasten das Scharfe, das Grelle zu benehmen, und wie klein die Anzahl derer im Publikum ist, welche die große Einsicht des Dichters, oder die Selbstverleugnung des Schauspielers zu würdigen verstehen.

Er war so eifrig beschäftigt, alles das niederzuschreiben, was er bis jetzt darüber in Gedanken entworfen hatte, daß er während ganzer acht Tage nur auf Minuten das Zimmer verließ. Die langen Herbstabende wußte er für sein Nachdenken auf eine Art zu benutzen, die demselben ebenso förderlich, als für ihn angenehm war. Denn schon in Stuttgart ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschüttern sollte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten, oder das Zuströmen von Gedanken erleichtern könne.

Er machte daher meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an Streicher: „Werden Sie nicht heute abend wieder Klavier spielen?“ —

Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, während dem er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf und ab ging, und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach.

Auf diese Art verflossen einige Wochen, bis er dazu gelangte, über die bei Fiesko zu treffenden Veränderungen mit einigem Ernste nachzudenken; denn so lange er sich von den Hauptsachen seiner neuen Arbeit nicht loswinden konnte, so lange diese nicht entschieden vor ihm lagen, so lange er die Anzahl der vorkommenden Personen, und wie sie verwendet werden sollten, nicht bestimmt hatte, war auch keine innere Ruhe möglich.

Erst nachdem er hierüber in Gewißheit war, konnte er die Anordnungen in dem früheren Trauerspiel beginnen, wobei er aber dennoch den Ausgang desselben vorläufig unentschieden lassen mußte. Daß dieser Ausgang nicht so sein dürfe, wie er durch die Geschichte angegeben wird, wo ihn ein unglücklicher Zufall herbeiführt, blieb für immer ausgemacht. Daß er tragisch, daß er der Würde des Ganzen angemessen sein müsse, war eben so unzweifelhaft. Nur blieb die schwierige Frage zu lösen, wie, durch wen, oder auf welche Art das Ende herbeizuführen sei? Schiller konnte hierüber so wenig mit sich einig werden, daß er sich vornahm, alles Frühere vorher auszuarbeiten, die Katastrophe durch nichts erraten zu lassen, und obige Zweifel, erst wenn das übrige fertig wäre, zuletzt zu entscheiden.

Beinahe ein Monat war verflossen, und Fiesko noch immer nicht vollendet; ja wäre der Dichter nicht gezwungen gewesen, alles zu versuchen, um sich aus seiner Verlegenheit zu retten, so wäre dieses Stück sicher erst dann umgearbeitet worden, wenn er das bürgerliche Trauerspiel ganz fertig vor sich gesehen hätte. ~

Mochten auch die nach Mannheim und Frankenthal führenden Pappelalleen anfangs recht hübsch aussehen, so

fand man doch bald, daß sie nur darum angepflanzt seien, um die flache, kahle, sandige Gegend zu verbergen; daher waren die Reisenden um so früher an der mageren Aussicht gesättigt, als sie von zarter Jugend an an die üppigen Umgebungen von Ludwigsburg und Stuttgart gewöhnt waren, wo, besonders bei letzterer Stadt, überall Gebirge das Auge erfreuen, oder schon die ersten Schritte aus den Stadttoren in Gärten oder gut gepflegte Weinberge führen.

Im Hause selbst war der Wirt von rauher, harter Gemüthsart, welche seine Frau und Tochter, die sehr sanft und freundlich waren, öfters auf die heftigste Art empfinden mußten. Nur der Kaufmann des Ortes war ein Mann, mit dem sich über mancherlei Gegenstände sprechen ließ, da er ein sehr großer Freund von Büchern, und, zu seinem nicht geringen Nachtheil, ein wahrhaft ausübender Philosoph war. Wollte Schiller mit Meier oder Herrn Schwan sich unterreden, so konnte er nur um die Zeit der Dämmerung in die Stadt gehen, wo er dann über Nacht bleiben mußte, und erst bei Anbruch des Tages zurückkehren konnte. Streicher war, was diesen Umstand betraf, viel freier, weil er für sich keine Gefahr befürchten zu dürfen glaubte. Er war manchen halben Tag daselbst, um Bekanntschaften anzuknüpfen, die ihm in der Folge sehr nützlich wurden.

Der Oktober nahte sich seinem Ende, und mit diesem auch die Barschaft, welche beide mit hierher gebracht hatten. Es blieb kein anderes Mittel, als daß Streicher noch einmal nach Hause schrieb und seine Mutter bat, ihm den Rest des ihm nach Hamburg bestimmten Reisegeldes hierher zu schicken, indem er wahrscheinlich genötigt sein werde, in Mannheim zu bleiben, wenn sich das Schicksal Schillers nicht so vollständig verbessere, als beide erwarteten.

Endlich war in den ersten Tagen des Novembers das Trauerspiel Fiesko für das Theater umgearbeitet, und ihm der Schluß gegeben worden, welcher der Geschichte, der Wahrscheinlichkeit am angemessensten schien. Man darf

glauben, daß die letzten Szenen dem Dichter weit mehr Nachdenken kosteten, als das ganze übrige Stück, und daß er den begangenen Fehler, die Art des Schlusses nicht genau vorher bestimmt zu haben, mit großer Mühe gut zu machen suchen mußte. Aber in welchen unruhigen Umständen befand sich der unglückliche Jüngling, als er dieses Trauerspiel entwarf! Und wie war die jetzige Zeit beschaffen, in welcher er ein Werk ausführen sollte, zu dem die ruhigste, heiterste Stimmung erfordert wird, die durch keine Bedrückung des täglichen Lebens, keine Beängstigung wegen der Zukunft gestört werden darf, wenn die Arbeit zur Vollkommenheit gebracht werden soll! Seine lebhafteste, kühne Phantasie, sonst immer gewöhnt, sich mit den Schwingen des Adlers in den höchsten Regionen zu wiegen, wie stark war diese von der traurigen Gegenwart niedergehalten, mit welchen schweren, bleiernen Gewichten zu dem Gemeinen, Niedrigen des Lebens herab gezogen! — In den verflossenen neun Jahren durfte er seinem leidenschaftlichen Hange zur Dichtkunst nur verstohlenerweise einige Minuten, höchstens Stunden opfern; denn er mußte Studien treiben und Geschäfte verrichten, die mit seinen Neigungen, seinem mit poetischen Bildern überfüllten Geist, in dem härtesten Widerspruch standen; und es gehörten so reiche Anlagen, wie er besaß, dazu, um über die vielen stets sich erneuernden Kämpfe nicht in Wahnsinn zu verfallen, so wie sein weiches, zartes Gemüt, um sich allen Anforderungen zu fügen. Ohne eigene Erfahrung hätte er in späterer Zeit seinen poetischen Lebenslauf in der herrlichen Dichtung „Pegasus im Joche“ unmöglich so getreu darstellen, so natürlich zeichnen können, daß derjenige, der mit seinen Verhältnissen vertraut war, recht wohl die Vorfälle deuten kann, auf die es sich bezieht. Laßt uns den Dichter wegen der Mängel, die sich in Fiesko, in Kabale und Liebe finden, nicht tadeln; vielmehr verdient es die höchste Bewunderung, daß er bei den ungünstigsten äußeren Umständen die Kräfte seines Talentes

noch so weit bemeistern konnte, um zwei Werke zu liefern, denen, um ihrer vielen und großen Schönheiten willen, die späte Nachwelt noch ihre Achtung nicht versagen wird.

Mit weit mehr Ruhe und Zufriedenheit als früher begab sich Schiller nach der Stadt, um Herrn Meier das fertige und ins Reine geschriebene Manuscript einzuhandigen. Da er alles geleistet, was der Gegenstand zuließ, oder von dem er hoffen konnte, daß es den Wünschen des Barons Dalberg, sowie zugleich den Forderungen der Bühne angemessen sei, so glaubte er auch, daß seine Bedrängnisse bald beendet sein würden, und er das Leben auf einige Zeit mit frohem Mute werde genießen können. Es verging jedoch eine ganze Woche, ohne daß der Dichter eine Antwort erhielt, die ihm doch auf die nächsten Tage zugesagt worden. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, entschloß er sich, an Baron Dalberg zu schreiben, und sich noch einmal zu Herrn Meier zu begeben, um eine Auskunft über das, was er erwarten könne, zu erhalten.

Es war gegen die Mitte November, als Schiller und Streicher des Abends bei Herrn Meier eintraten, und diesen nebst seiner Gattin in der größten Bestürzung fanden, weil kaum vor einer Stunde ein württembergischer Offizier bei ihnen gewesen sei, der sich angelegentlich nach Schillern erkundigt habe. Herr Meier hatte nichts gewisser vermutet, als daß dieser Offizier den Auftrag habe, Schillern zu verhaften, und demzufolge beteuert, daß er nicht wisse, wo dieser sich gegenwärtig befinde. Während dieser Erklärung klingelte die Haustür, und man mußte in der Eile nichts Besseres zu tun, als Schiller mit Streicher in einem Kabinett, das eine Tapetentüre hatte, zu verbergen. Der Eintretende war ein Bekannter vom Hause, der gleichfalls voll Bestürzung aussagte: er habe den Offizier auf dem Kaffeehause gesprochen, der nicht nur bei ihm, sondern auch bei mehreren Anwesenden sehr sorgfältig nach Schillern gefragt habe; allein, er seinerseits hätte versichert, daß der Aufenthalt desselben jetzt ganz unbekannt wäre, indem er

schon vor zwei Monaten nach Sachsen abgereist sei. Die Geflüchteten kamen aus ihrem Versteck hervor, um die Uniformaufschläge und das Persönliche des Offiziers zu erforschen, weil es vielleicht auch einer von den Bekannten Schillers sein konnte; allein die Angaben über alles waren so abweichend, daß man unmöglich auf eine bestimmte Person raten konnte. Noch einige Male wiederholte sich dieselbe Szene durch neu Ankommende, die mit den anderen voller Angstlichkeit um die beiden Freunde waren, weil diese mit Sicherheit weder in der Stadt übernachten, noch auch nach Oggersheim zurückgehen konnten.

Wie aber der feine, gewandte Sinn des zarteren Geschlechts allezeit noch Auswege findet, um Verlegenheiten zu entwirren, wenn die Männer — immer gewohnt nur starke Mittel anzuwenden — nicht mehr Rat zu schaffen wissen, so wurde auch jetzt von einem schönen Munde ganz unerwartet das Mittel zur Rettung ausgesprochen. Madame Curioni (mit Dank sei heute noch ihr Name genannt) erbot sich, Schillern und Streicher in dem Palais des Prinzen von Baden, über welches sie die Aufsicht und Vollmacht hatte, nicht nur für heute, sondern solange zu verbergen, als noch eine Verfolgung zu befürchten wäre. Dieses mit der anmutigsten Güte gemachte Anerbieten wurde mit um so lebhafterer Erkenntlichkeit aufgenommen, da man daselbst am leichtesten unerkannt sein konnte, und sich auch niemand, in der Absicht, um jemand zu verhaften, in dieses Palais hätte wagen dürfen. Auf der Stelle wurden die nötigen Anstalten zur Aufnahme der verfolgt Beglaubten getroffen, und sie dann sogleich dahin geleitet. Herr Meier hatte versprochen, am nächsten Morgen zum ersten Sekretär des Ministers Grafen von Oberndorf zu gehen, um diesen, da er ihn sehr gut kenne, zu fragen, ob der Offizier in Aufträgen an das Gouvernement hier gewesen sei.

Das Zimmer, welches den beiden Freunden als Zuflucht angewiesen worden, war sehr schön und geschmackvoll, mit

Notwendigem, sowie Überflüssigem ausgestattet. Unter den zahlreichen Kupferstichen, mit denen die Wände behangen waren, befanden sich auch die zwölf Schlachten Alexanders, von Lebrun, welche den Betrachtenden bis spät in die Nacht die angenehmste Unterhaltung gewährten. Gegen zehn Uhr des anderen Morgens wagte sich Streicher aus dem Palais, um sich zu Herrn Meier zu begeben, und zu vernehmen, ob etwas zu befürchten sei? Diesen aber hatten seine eigenen Sorgen schon in aller Frühe zu dem Sekretär des Ministers getrieben, von dem er die Versicherung erhielt, daß der Offizier keine Aufträge an Graf Oberndorf gehabt, und sich auch aus dem Meldezettel des Gastwirts ergebe, daß er schon gestern abend um 7 Uhr abgereist sei. Nach einigen kurzen Besuchen begab sich Streicher sogleich zu Schillern, um ihm diese beruhigende Kunde zu überbringen, und ihn aus seinem schönen Gefängnis zu befreien, welches er auch sogleich verließ, um sich zu Herrn Meier zu verfügen.

Hier wurde nun die unsichere Lage des Dichters umständlich besprochen, welche der unnützen Angst von gestern ungeachtet, ebenso gefährlich für ihn selbst, als für jeden, der Anteil an ihm nahm, beunruhigend schien. Schiller mußte zugeben, daß er für jetzt nicht in Mannheim verweilen könne, so willkommen es ihm auch gewesen wäre, für das Theater wirksam zu sein, und zugleich durch Anschauung der aufgeführten Stücke seine Einsicht in das Mechanische der Bühne zu erweitern. Daher wurde mit allgemeiner Zustimmung seiner Freunde von ihm beschlossen, daß, sobald die Annahme seines Fiesko entschieden sei, er sich sogleich nach Sachsen begeben wolle. Daß er, aller etwa anzustellenden Nachforschungen ungeachtet, daselbst einen sicheren, von allen Sorgen befreiten Aufenthalt finden könne, dafür hatte er glücklicherweise schon in Stuttgart Anstalten getroffen. Frau von Wolzogen, die ihn so hoch achtete, und deren Söhne mit ihm zugleich in der Akademie erzogen worden, hatte ihm, als er ihr nach seinem Arrest

den Vorsatz, von Stuttgart entfliehen zu wollen, vertraute, feierlich zugesagt, ihn auf ihrem in der Nähe von Meiningen liegenden Gute — Bauerbach — so lange wohnen und mit allem Nötigen versehen zu lassen, als er von dem Herzog eine Verfolgung zu befürchten habe. Dieses, in einer guten Stunde erhaltene Versprechen wollte jetzt Schiller benützen, und schrieb sogleich an diese Dame nach Stuttgart, wo sie sich aufhielt, um die nötigen Vollmachten, damit er in Bauerbach aufgenommen werde.

Gegen Ende November erfolgte endlich die Entscheidung des Baron Dalberg über Fiesko, welche ganz kurz besagte: „Daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne.“

So zerschmetternd für Schiller ein Ausspruch sein mußte, der die Hoffnung, das quälende, seine schönsten Augenblicke vergessende Gespenst einer kaum des Namens werten Schuld von sich zu entfernen, auf lange Zeit zerriß — so sehr er es auch bereute, daß er sich durch täuschende Versprechungen, durch schmeichelnde, leere, glatte, hohle Worte hatte aufreizen lassen, von Stuttgart zu entfliehen —, so ungewöhnlich es ihm scheinen mochte, daß man ihn zur Umarbeitung seines Stückes verleitet, die ihm nahe an zwei Monate Zeit gekostet, all sein Geld aufzehrt und ihn noch in neue Schulden versetzte, ohne ihn auf eine entsprechende Art dafür zu entschädigen, oder auch nur anzugeben, worin denn die Unbrauchbarkeit dieses Trauerspieles bestehe — so sehr dieses alles sein großmütiges Herz zernagte, so war er dennoch viel zu edel, viel zu stolz, als daß er sein Gefühl für eine solche Behandlung hätte erraten lassen. Er begnügte sich gegen Herrn Meier, der ihm diese abweisende Entscheidung einhändigen mußte, zu äußern: er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereist sei.

Um jedoch dem Leser zu versichern, daß die Mitglieder des Theaterausschusses, denen Fiesko zur Prüfung vor-

gelegt worden, die Meinung ihres Chefs nicht völlig teilten, werde schon jetzt das Votum eines derselben, das Schiller ein Jahr später in dem Protokoll des Theaters fand, angeführt.

„Obwohl dieses Stück für das Theater noch einiges zu wünschen übrig lasse, auch der Schluß desselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheine, so sei dennoch die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von so ausgezeichnete Größe, daß die Intendanz hiermit ersucht werde, dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste eine Gratifikation von acht Louisdor verabsolgen zu lassen.“

Unterzeichnet war: Iffland.

Allein Se. Excellenz Freiherr von Dalberg konnten diesem Gutachten, das noch heute Iffland die größte Ehre bringt, ihren Beifall nicht schenken, sondern entließen den Dichter ebenso leer in Börse und Hoffnung aus Mannheim, wie er vor zwei Monaten daselbst angekommen war.

Das nächste, das einzige und letzte, was nun zu tun war, unternahm Schiller sogleich, indem er zu Herrn Schwan ging, und ihm Fiesko für den Druck anbot. Herr Schwan, der als Gelehrter und Buchhändler den Ruf eines vortrefflichen Mannes mit vollem Rechte genoß, übernahm dieses Stück mit großer Bereitwilligkeit, und bedauerte nur, als er es durchgelesen, daß er die vortreffliche Dichtung nicht höher, als den gedruckten Bogen mit einem Louisdor honorieren könne, da ihm durch die überall lauerten Nachdrucker kein anderer Gewinn übrig bleibe, als den er von dem ersten Verkauf ziehe.

Was Schillern aber unter allen diesen Widerwärtigkeiten am schmerzlichsten fiel, war der Gedanke, daß er seinen Freund Streicher in sein böses Schicksal mit verflochten, indem dieser all das Geld, das er zu der vorhergehabten Reise nach Hamburg hätte verwenden sollen, in der Hoffnung, daß der Dichter in Mannheim reichliche Unterstützung finden müsse, aufgeopfert hatte, und nun an

keinen Ersatz zu denken war. Schon im August hätte Streicher nach Wien reisen sollen, wo ihn eine Aufnahme erwartete, die ihn zwar jeder Sorge für seine Bedürfnisse überhoben, aber in seiner Kunst nicht weiter gefördert hätte. Er zog es also vor, seine jungen Jahre nicht müßig zu vergeuden, sondern lieber nach Hamburg zu gehen, um, wenn es auch mit den größten Entbehrungen geschehen mußte, sich in der Musik so viel als möglich auszubilden; worin ihm auch Schiller, dem er diese Sache schon früher vertraut hatte, vollkommen beistimmte. Nun konnte Streicher weder in den einen noch in den anderen Ort gelangen, indem seine Mutter nicht wohlhabend genug war, um ihm sogleich wieder neue Hilfe zukommen zu lassen. Nach allen Meinungen schien es das beste zu sein, daß er vorderhand in Mannheim bleibe, weil noch mehrere Mitglieder der kurfürstlichen Kapelle daselbst wohnten, deren Unterricht oder Beispiel er benützen konnte, wozu die Herren Schwan, Meier und seine Freunde alles beizutragen versprachen. Streicher ergab sich in das, was vorläufig nicht zu ändern war, viel williger, als daß er jetzt schon in die Stadt ziehen, und Schillern noch acht bis zehn Tage in Oggersheim allein lassen sollte. Allein es mußte sein. Beide hatten sich aufgezehrt; im Gasthof war es zu teuer, und ihre Not war schon so groß geworden, daß der Dichter seine Uhr verkaufen mußte, um nicht zu vieles schuldig zu bleiben. Die letzten vierzehn Tage mußte man aber dennoch auf Borg leben, wo man dann auf der schwarzen Wirtstafel recht säuberlich mit Kreide geschrieben sehen konnte, was die Herren Schmidt und Wolf täglich verbraucht hatten.

Der arme Dichter erhielt für Fiesko gerade so viel, um besagte Kreidestriche auslöschen zu lassen, um einige unentbehrliche Sachen für den Winter anzuschaffen, und um seine Reise bis Bauerbach ohne Furcht vor neuem Mangel bestreiten zu können. Der Antritt dieser Reise war auf den letzten November bestimmt. Da Schiller mit dem

Postwagen über Frankfurt, Gelnhausen usw. nach Meiningen gehen, sich aber auf der Post in Mannheim nicht zeigen wollte, so kam Herr Meier mit ihm überein, ihn mit Streicher und einigen Freunden in Oggersheim abzuholen, und von da nach Worms zu bringen, wo er dann den nächsten Tag mit dem Postwagen abfahren könne.

An dem bestimmten Tage fuhren die Freunde nach Oggersheim, wo sie Schiller gerade beschäftigt fanden, seine wenige Wäsche, seine Kleidungsstücke, einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde alles besprochen, was ihn über die Zukunft beruhigen, oder seine Munterkeit befördern könnte. Allein bei ihm war dies gar nicht so nötig, als wohl bei den meisten Menschen, denen ihre Hoffnungen fehlschlagen, der Fall ist. Nur die Erwartung, die Ungewißheit einer Sache, hatte für sein Gemüt etwas Unangenehmes, Beunruhigendes. Sowie aber einmal die Entscheidung eingetreten war, zeigte er all den Mut, den ein wackerer Mann braucht, um Herr über sich zu bleiben. Er übte — was wenige Dichter tun — seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus, und befolgte den Vorsatz des Karl Moor „Die Qual erlahme an meinem Stolz“ bei Umständen, in welchen jeden anderen die Kraft verlassen hätte.

Von Oggersheim brach die Gesellschaft bei einer starken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms auf, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankam, um in dem Posthause, wo sie abgestiegen waren, von einer wandernden Truppe Ariadne auf Naxos spielen zu sehen. Daß die Aufführung ebenso ärmlich, als lächerlich sein mußte, ergibt sich schon daraus, daß an dem Schiffe, welches den Theseus abzuholen erschien, zwei Kanonen gemalt waren, und daß der Donner, durch welchen Ariadne vom Felsen geschleudert wird, mittels eines Sackes voll Kartoffeln, die man in einem großen Zuber ausschüttete, hervorgebracht wurde. Meier und seine Freunde fanden hier eine reiche Ernte

für ihre Lust, alles zu belachen und zu verspotten. Schiller aber sah mit ernstem, tiefem Blick, und so ganz in sich verloren auf das Theater, als ob er nie etwas Ähnliches gesehen hätte, oder es zum letztenmal sehen sollte. Auch nach beendigtem Melodram konnten die Bemerkungen der anderen ihm kaum ein Lächeln entlocken; denn man sah es ihm an, daß er nicht gerne aus der Stimmung trete, die sich seiner bemächtigt hatte.

Das Nachessen, bei dem auch Liebfrauenmilch nicht fehlte, machte ihn jedoch etwas heiterer, so daß man endlich ganz wohlgemut aufbrechen konnte, um nach Mannheim zurückzukehren, und dem allen wert gewordenen Dichter das Lebewohl zu sagen. Meier und die anderen schieden sehr unbefangen und redselig.

Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? — Kein Wort kam über ihre Lippen — keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, langdauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können!

37. 1782. Joh. Kaspar Schiller an C. F. Schwan.

Euer Hochedelgeboren haben meinen Sohn, den Dr. Schiller, so ausnehmend viele Freundschaft erwiesen, daß ich mich höchst verbunden achte, Ihnen meinen aufrichtigen Dank dafür abzustatten, mit dem Wunsch und der gehorsamsten Bitte, daß es Ihnen gefällig sein möchte, diesen jungen Mann noch fernerhin Ihrer schätzbaren Gewogenheit empfohlen sein zu lassen. Nach erhaltenem dessen letztem Schreiben vom 27. vorigen Monats, ist derselbe durch einen Offizier, der in Mannheim sich nach ihm erkundigt, sehr in Angst versetzt worden. Es ist aber gottlob an dem, was mein Sohn befürchtet, nicht das geringste, und der sich nach ihm erkundigte Offizier ist Herr Leutnant u. Adj. Roseritz, ein Freund von ihm gewesen, welcher auf einige Zeit in Urlaub gegangen, und sich expre vorgenommen, meinen Sohn in Mannheim aufzusuchen

und zu sprechen. Ich habe hier noch nicht das geringste gemerkt, daß Seine Hochfürstliche Durchlaucht Sich entschließen sollten, meinen Sohn auffuchen und verfolgen zu lassen, und es ist auch dessen Posten schon längst wieder besetzt, ein Umstand, der merklich zu erkennen gibt, daß man meinen Sohn vermissen kann. Inzwischen ist es gleichwohl nötig, daß derselbe sich in der gehörigen Entfernung halte, und wie er sich allschon vorgenommen, in einem nochmaligen Schreiben an Seine Hochfürstliche Durchlaucht durch Bezeugung seiner (?) und Dankbarkeit für die in der Akademie genossene Gnade; ~ Ich habe all dieses an ihn selber in der Anlage, die ich ihm gefälligst zuzufertigen ganz gehorsamst bitte, auch geschrieben, bitte aber Euer Hochedelgeboren recht sehr, ihm solches auch nachdrücklich beizubringen, und wie Sie bisher so rühmlich getan haben, diesen jungen Menschen mit Ihrem freundschaftlichen Rat und Ermahnungen, Trost und Aufmunterung fortan gütig zu unterstützen. ~ Er hat durch sein unzeitiges Weggehen sich selber wider seiner nahen Freunde Rat, in seine gegenwärtige Lage gesetzt, und es wird ihm an Leib und Seele gut sein, wenn er sie empfindet und dadurch für die Zukunft klüger gemacht wird. Ich befürchte jedoch nicht, daß er Mangel und Notdurst leiden sollte, in solchem Fall würde ich ihm nicht beistehen können.

38. Ch. F. Schwan an Wieland.

Schiller ~ hat sich vorgenommen, Sie im Frühjahr in Weimar zu besuchen. Ich habe ihn so viel als möglich abgemahnt, sich fürs erste weiter in das Feld der Dramaturgie und Dichtkunst zu wagen, sondern sich vielmehr seinem Hauptstudio, der Medizin, worin er wirklich sehr gute Progressen gemacht haben soll, ganz zu widmen. Ich glaube aber nicht, daß er meinem Räte folgen werde. Ich habe ein neues Trauerspiel von ihm unter der Presse, die Zusammenverschöderung des Fiesko von Genua, das ich ihm abgekauft, um ihm Reisegeld zu verschaffen.

39. 1782—1783. Charlotte v. Schiller.

In der Ritterschule fand Schiller einen Freund, dessen Freundschaft auf sein ganzes Leben Einfluß hatte: Wilhelm von Wolzogen, den Sohn eines edlen Mannes, der zu früh starb und seine Gattin mit vier Söhnen und einer Tochter in eingeschränkten Familienverhältnissen zurückließ. Die Mutter, eine seltene Frau durch Güte des Herzens und Einfachheit des Gemütes, liebte ihre Söhne über alles; ihr Bruder war in Diensten des Herzogs von Württemberg; durch diese Verhältnisse wurde sie in Stuttgart bekannt. ~ Frau von Wolzogen, indem sie ihre Söhne besuchte, und da sie die Reise nach Stuttgart oft machte, lernte bald auch die Verhältnisse der Söhne wie ihrer Freunde kennen. Schiller schloß sich an sie mit kindlicher Liebe, und bald wurde sie auch seiner Familie bekannt. Als die Lage des Dichters immer düsterer auch in Mannheim wurde, da er immer vor der Rache seines ehemaligen Wohltäters noch zitterte, da man in der Pfalz ihn leicht hätte zur Rückkehr zwingen können, und die Liebe zu der Einsamkeit zur Schwärmerei wurde, nahm die edle Freundin es auf ihr Gewissen und bot in dem einsamen Tale des Thüringer Waldes, von allen fremden Verbindungen entfernt, Schiller einen Aufenthalt an. Wieviel sie wagte für ihre Söhne, einem halb Geächteten eine Zuflucht anzubieten, während sie dem Herzog für das Wohl ihrer eigenen Kinder allen Dank schuldig war, erkennt nur die zarte Freundschaft, die selbst fühlt, was sie aufzuopfern vermag. War es, daß der gute Wille die Überlegungen nicht aufkommen ließ, oder Vertrauen auf Verschwiegenheit und Hoffnung, daß man gute Absichten nicht verkennen würde, kurz im Winter des Jahres 1782 ging der junge Dichter freiwillig in die öden Berge des Thüringer Waldes. Tiefer Schnee bedeckte die Natur; aus den einsam zerstreuten Hütten loderte hier und da eine Flamme auf, und der Wanderer suchte beflommen eine Zuflucht in den Wohnungen der Menschen, die in ihren

engen, heißen Zimmern mit den Haustieren einträchtig wohnten, nichts verscheuchten, was sich ihnen näherte, selbst die Grille mischte mit ihrem kreischenden Laut sich in die schnurrenden Räder; die flackernden Schleifen beleuchteten das nächtliche Gemälde, und eine Phantasie, gewohnt mit den sanfteren Gegenständen eines milden Himmels sich zu beschäftigen und unter der freien Natur zu vergessen, daß der Mensch sein Tagewerk gewinnen müsse mit Mühe und Schweiß — wieviel innerer Reichtum gehörte dazu, daß sie sich selbst genug sein konnte in dieser Einöde. Es war ein Hauptzug in Schillers Wesen, seine Phantasie mit den Bildern des engen, einfachen Lebens zu beschäftigen und da Reiz zu finden, wo eine andere Natur untergegangen sein würde, weil sie keine Nahrung gefunden hätte. Die Pläne zu einer Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrund seines Gemütes als eine Zuflucht, und man kann es wohl dem Leben in dieser ländlichen Einsamkeit zuschreiben, daß diese Sehnsucht immer wieder erwachte.

Unbekannt und unerkannt von seiten des Geistes, lebte Schiller in diesen rauen Umgebungen glücklich. Ein einziger Freund in Meiningen, nachher sein Schwager, kannte die eigene Lage des sonderbaren Fremdlings. Er versorgte ihn mit Büchern, besuchte ihn auch zuweilen, und wenn es Schiller gelang, unbemerkt die Stadt zu erreichen, so besuchte er auch den Freund. Neun Monate* lebte er in dieser freiwilligen Einsamkeit; der Verwalter des Gutes war seine Gesellschaft bei dem Schachspiel und der Geistliche des benachbarten Dorfes. Er hatte sich auf einer Wanderung zu dem Pfarrer in einer unwegsamen Gegend etwas von dem Verwalter entfernt; die Steinmassen mit den Tannen, die aus ihren Klüften hervorsproßten, gaben einen seltsam schaurigen Eindruck. Auf einmal wurde Schillers Gefühl von der Vorstellung lebhaft ergriffen, daß an einer er-

* 7. November 1782 bis zum Juli 1783.

höhten Stelle ein Toter begraben sei. Der Verwalter holte ihn ein, und unter den Gesprächen, die sich anknüpften über die Ode der Gegend, erzählte er Schiller, daß ein Grab hier zu finden sei, und bezeichnete denselben Ort, wo Schiller die Ahnung hatte. So in den Nebel des Winters verhüllt und ohne Reiz erblickte er mit einer inneren Kraft doch die Natur, und seine Erinnerungen an diese Einsamkeit waren ihm stets schön und anziehend.

Er las da den St. Real, und die Geschichte des Don Carlos zog ihn mächtig an. Er fing an sie zu bearbeiten. Auch an Maria Stuart war schon in dieser Zeit gedacht worden. So wie der Genius ihn erweckte, so rief er die Bilder seiner Phantasie in seinem Gemüte hervor, und die Welt der Dichtungen, die sich späterhin verwirklichte, lag in seiner Seele wie ein reiches Gewebe, aus dem er die glänzenden Fäden nacheinander abwand. Alles Große und Schöne, was sein Geist aufnahm, wurde in ihm lebendig, und mit dieser Welt der Dichtungen war sein Gemüt doch rührbar und weich für die Gegenwart des Lebens. Er nahm teil an den Begebenheiten, an den Schicksalen seiner Umgebungen, teilte ihre Leiden und gab Rat, wo er konnte. Daher liebten ihn die einfachen, anspruchlosen Naturen und vertrauten ihm willig ihre Anliegen, weil sein Geist immer tätig zu dem Besseren wirken mußte. So rein menschlich empfindend und dabei so in den Regionen des Geistes lebend, wird nicht leicht wieder ein Gemüt erscheinen. Aber eben dieses Vermögen ließ ihm alle Kraft, das Höchste zu erreichen, und da sich sein Geist überall wieder fand, so verband er mit allem Gewöhnlichen des Lebens die höchste philosophische Ansicht. Als der Sommer 1783 erschien, kehrte er nach Mannheim zurück, wo er sich immer des Schutzes des Freiherrn von Dalberg zu erfreuen hatte. Dort blieb er bis 1785, seiner literarischen Laufbahn lebend. Er war Mitglied der deutschen Gesellschaft in Mannheim, lebte mit dem Theater in enger Verbindung und wirkte, theils durch Neigungen

des Herzens gefesselt, theils aus Liebe zur Kunst zu der Veredelung des Schauspieles. Die schöne Gegend, die leichtere Art, von einem Ort zum anderen zu kommen, war ihm anziehend. Er besuchte Frau von La Roche in Speier, den Kirchenrat Mieg in Heidelberg. Er lebte auch einen Sommer in Schwetzingen, in einer der anziehendsten Ebenen, die mit Wald und dem schönen Rhein und Neckar durchschnitten ist. Die erhabene Bergstraße und die blauen Vogesen machen den bedeutendsten Gesichtspunkt in den Riesenalleen, die nach den steifen französischen Anlagen pyramidenförmige hundertjährige Linden bilden. In den hohen Gitterwänden der Gartenanlagen, die eine reiche Vegetation üppig bedeckt, wird es einem wunderbar wohl; sie durchschneiden wieder die Kanäle, auf deren Teppich die großen Flußgötter mit ihren Attributen auszuruhen scheinen. Die vielen Springbrunnen, Wasserkünste — alles dieses vermischt sich so anmutig mit der Natur, daß man den Zwang der Kunst leichter erträgt. Man kann sich denken, daß die Szene im Carlos, wo Marquis Posa ihm die Zusammenkunft mit der Königin verschafft, in des Dichters Gemüt sich zum Bilde ausmalte; sowie man gern in dem Charakter des Maltesers den Widerschein seines eigenen edlen Geistes findet und die Freundschaft Posas und Carlos einem schön in der Wirklichkeit gezeigt wird, wenn man des Dichters edlen Freund kennt, der lange Jahre mit ihm die Welt im Schimmer seines Geistes erblickte.

40. Herbst. W. F. H. Reinwald.

Heute schloß er mir sein Herz auf, der junge Mann — Schiller — der so früh schon die Schule des Lebens durchgemacht, und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen. Ich glaube nicht, daß ich mein Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt habe, es müßte denn alles trügen. Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit

Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen, und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen. Fleischmann ist derselben Meinung. Auch er ahnt den kostbaren Schatz, den der Neid mit seinen Schläcken zu begraben trachtete; aber das Genie bricht sich Bahn und sollten alle Leiden der Welt es überfluten.

41. 1783, Frühjahr. W. F. H. Reinwald an Christophine Schiller.

Mir ist es selbst ein Räthsel, warum sie [Frau von Wolzogen] so sehr Verrathung fürchtet, und daß sie auf Veränderung von unseres Freundes Aufenthalt dringen soll; viele Umstände scheinen dem letzteren zu widersprechen; es müßte denn sein, daß sie aus Beweggründen der Sparsamkeit handelte, die sie oft übertrieben anwendete. Alle Gefahren des Bekanntseins wären gleich anfangs vermieden gewesen, wenn man entweder niemanden auswärts geschrieben hätte, daß Ihr Herr Bruder da wäre, wo er ist, sondern nur Meinungen angegeben, oder, wenn er wirklich, wenigstens in dem traurigsten Theile des Jahres, hierher gezogen wäre. Hier residirt ein Herzog, den der Ihrige nicht im geringsten züchtigen kann, wenn er jemand da wohnen läßt, dem der württembergische Hof ungünstig ist. Welche Verantwortung kann da der Frau von Wolzogen auf den Hals fallen?

Ihr Herr Bruder muß menschliche Charaktere viel kennen, weil er sie auf der Bühne schildern soll, item er muß sich durch Gespräche über Natur und Kunst, durch freundschaftliche, innige Unterhaltung aufheitern, wenn durch Denken und Niederschreiben das Mark seines Geistes vertrocknet ist. Die Gegend, wo er sich igt aufhält, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht mehr der Gegend, wo Ixions Rad sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichterinsel; und einen zweiten Winter da zugebracht, wird Herrn Dr. Schiller völlig hypochondrisch machen. ~

Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inclinirt, er scheint ganz an seine Wohltäterin gefesselt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat. Vielleicht sind ihre Furchtsamkeitsäußerungen und besonders ihre Wünsche, daß er wo anders hingehen möchte, Verstellungen. —

Ich hatte die Idee, ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine Gesundheitsreise tun werde; ich wollte ihn den dortigen, zum Theil wichtigen Gelehrten präsentieren, ich wollte ihn wieder an die offene Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewöhnen, die er beinahe scheut, und sich allerhand Unangenehmes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlag war, so sehr scheint izt sein Geschmaç davon entfernt. Ich werde also das Vergnügen dieser Reise nicht mit ihm teilen können.

Ob ich gleich selbst unendlich dabei verliere, wenn Ihr Herr Bruder einst diese Gegend verlassen sollte, und keiner meiner bisherigen Freunde mir diesen Verlust ersetzen würde, so wollt ich doch lieber all mein Vergnügen der Ausbildung und Glückseligkeit eines so guten und künftig großen Mannes aufopfern.

42. 1784. Luise Vistorius geb. Schwan.

Schiller bekam eines Abends, wo er, wie oft geschah, in unserem Familienkreise war, einen Anfall von kaltem Fieber. Er war sehr unwohl, wurde auf ein Bett gelegt, warm zugedeckt, mußte Chinatee trinken, und als der Frost nachließ, wurde er in einer Portchaise nach Hause gebracht. Den anderen Tag ging mein Vater wie gewöhnlich mit mir spazieren, und auf dem Heimwege sagte er, er wolle nur noch nach Schiller sehen, wie es mit ihm gehe; ich solle im Saal auf ihn warten, er werde wohl zu Bett liegen. An der Saaltüre angekommen, hörten wir ein arges Geschrei und was sehen wir? Schiller war

allein und rannte in Hemdärmeln auf und ab, gestikulirte und krazelte ganz barbarisch. Zwei brennende Lichter standen auf einem Tisch mit Papieren mitten im Saal, und alle Läden waren geschlossen. Mein Vater rief ihm zu: Aber lieber Schiller, was treiben Sie denn, daß Sie hausen wie ein Türke und gestern erst Fieber hatten. Sind denn Sie ein Mediziner und wollen Sie sich mit Gewalt ruinieren? — Schiller atmete tief auf und sagte: Drum hatte ich gerade den Mohren am Kragen! Mein Vater ermahnte ihn sehr, seinem Fieber abzuwarten und alle Mohren laufen zu lassen, was er auch versprach. Den folgenden Abend kam er wieder und brachte diese Szene aus Fiesko mit, die er meinem Vater vorlas.

43. 1784. Luise Vistorius geb. Schwan.

Zu der Zeit, als Schiller in Mannheim lebte, waren dort drei Schauspieler, die damals für die vorzüglichsten in Deutschland galten und in genauem Verhältniß zu Schillern standen. Es war Iffland, Beck und Beil. Die beiden ersteren zeichneten sich durch eine geordnete Lebensweise aus, was damals unter den Schauspielern nicht gewöhnlich war. Beil ebenso leichtsinnig als gutmütig, stand eigentlich unter der Vormundschaft der beiden anderen. Da Iffland sowohl als Beck meinem Vater besonders empfohlen waren, der durch sein Verhältniß zu Herrn von Dalberg vielfach zu Theaterangelegenheiten beigezogen wurde und als Mitglied der deutschen Gelehrtengeellschaft den Leseübungen der Schauspieler beiwohnen mußte, so besuchten diese öfter unser Haus, wo sie immer gewiß waren, Schillern zu treffen, — sowie auch Herr von Dalberg und mehrere der ersten Häuser ihre Abendzirkel durch sie zu beleben suchten. Früher war es unerhört, daß Schauspieler in Privathäusern Umgang hatten.

Beck war ein schöner und sehr interessanter junger Mann, blond, groß und schlank. Er verliebte sich in die

Tochter des Hofkammerrat Ziegler, Caroline, die ebenso schön und ebenso blond als er, seine Neigung erwiderte und eine entschiedene Vorliebe für das Theater hatte, dem sie sich widmen und mit Beck verheiraten wollte. Dies gab nun einen gewaltigen Lärm. War es schon arg genug in den Augen des Publikums, daß meine Schwester sich in einen Theaterdichter verliebt hatte, so mußte man nun gar erleben, daß ein katholisches Mädchen sich in einen protestantischen Schauspieler verliebte, und die zu damaliger Zeit noch exkommuniziert waren, — und daß sie gar selbst Schauspielerin werden wolle. Die Pfaffen taten ihr möglichstes, die Liebenden ihrerseits auch. Während diesen Debatten schrieb Schiller die Rolle der Luise ganz nach ihr, dieser Caroline, und für sie. Er kopierte sie eigentlich samt ihren Vergißmeinnichtaugen, — sowie auch der Musikus Miller eine frappante Kopie von Beil war, weshalb dieser auch die Rolle so vorzüglich spielte, da er eigentlich zu diesem Charakter gegessen war. Schiller hatte damals das dreitägige Fieber, kam aber immer zwei Abende dazwischen zu meinem Vater und las ihm vor, was wieder entstanden war, oder ließ es meine Schwester vorlesen; den dritten Abend, wo das Fieber kam, schickte er die Aushängebogen, auch nicht selten bekam er das Fieber bei uns. Du kannst Dir denken, wie interessant es war, Rabale und Liebe so nach und nach entstehen zu sehen; aber mein Vater bekam oft Händel mit Schillern, und nannte ihn einen Schinder, einen Folterknecht usw.

Während dieser Zeit nun gestalteten sich die Angelegenheiten in der Zieglerschen Familie so, daß die Eltern ihre Einwilligung gaben und Caroline sich mit Beck verlobte, auch bald darauf als Luise zum erstenmal mit ungeheurem Beifall auftrat. Iffland und Beck hatten ein Meisterstück an ihr gemacht, und ihre Persönlichkeit sowohl, als ihr Spiel erwarben ihr ungetheilten Beifall. Leider aber starb sie, allgemein bedauert, im ersten Wochenbett, und ward,

als ein besonderes Zeichen der Zeit, auf dem Gottesacker begraben.

Schiller war zur Zeit ihres Todes schon in Leipzig*.

44. Luise Vistorius.

So unbedeutend ich damals war, so erinnere ich mich doch, manchmal in Konflikt mit ihm geraten zu sein. Wenn er z. B. manchmal in dem Zimmer saß, welches meine Schwester und ich bewohnten, und er dieser gerade etwas vorlesen wollte, so konnte ich unglücklicherweise beschäftigt sein, Evafathel und Schnudi für mein Marionettentheater einzustudieren; und wenn auch dies nur halblaut geschah, so fand er sich doch bewogen, mir ganz absonderliche Namen zu geben, um sich Stillschweigen zu verschaffen; — z. B. kleiner Graßteufel, Knipperdolling usw.

45. J. E. Schiller an seinen Sohn.

So lange Er, mein liebster Sohn, Seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufall oder Unfall unterworfen sind, solange wird Er im Gedränge verwickelt bleiben.

Wiederum solange Er denkt, dieser, jener Gulden oder Bagen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, so lange werden Seine Schulden nicht weniger werden. Um etwas zu ersparen, muß man beim Kreuzer anfangen. Ich würde aber mich selbst einer Ungerechtigkeit beschuldigen müssen, wenn ich all erlaubte Ergötzlichkeiten einem jungen Menschen, meinem Sohn, verdenken oder abraten sollte. Nein! das wäre mir leid, wenn Er sich nach einer schweren Kopfarbeit in Gesellschaft anderer guter Menschen nicht sollte erholen, erfreuen können. Aber! dergleichen Erholungstage mehrere als Beschäftigungstage zu machen, das wird wohl nicht angehen. Bester Sohn! Sein Aufenthalt in Bauerbach ist von dieser Art gewesen. *Hinc illae lacrimae!* Dafür muß Er anjetzt büßen, und das nicht von ungefähr. ~

* Ein Irrtum. Frau Beck starb schon am 24. Juli 1784.

Ich wünschte doch auch zu wissen, bei welcher Gelegenheit Er das Geld von Schade genommen und gebraucht hat. Wäre es etwa eine Spielschuld, dergleichen ich erfahren, daß Er in seinem Arrest hinein unglücklich gewesen, so muß man mit der Zahlung sich nicht übereilen.

46. 1784. J. E. Schiller an seinen Sohn.

Er hat überhaupt manchmalen so närrische Launen, die Ihn bei Seinen Freunden unerträglich machen. Steifigkeiten, die den besten Mann zurückschrecken, wie z. B. da Ihn mein ehemaliger vortrefflicher Freund, Herr Amtmann Cramer von Altdorf bei Speier, im verwichenen Spätjahr bei Herrn Hofrat Schwan angetroffen, Er demselben nur ganz trocken und wenig geantwortet.

47. 1784. J. E. Schiller an seinen Sohn.

Ich habe ~ Ihm die beste Anweisung gegeben, allen Aufwand, der Sein Einkommen übersteigt, zu vermeiden und sich in keine Schulden zu verwickeln, die zwar geschwinde gemacht, aber schwer zu bezahlen sind. Ich hab Ihn, wie Er aus der Akademie gekommen, hinlänglich equipiert; unser gnädigster Herzog hat Ihm zu einem Anfang und für Seine Dienste ein Brot gegeben, bei dem er als ein lediger Mensch, neben dem, was Seine Eltern noch täglich zu einiger Erleichterung getan, wohl hätte auslangen können, — aber da haben alle diese Vortheile, alle meine Lehren, alle Hoffnung auch zu hiesigen besseren Aussichten nichts vermögen können. Er hat alle meine Gründe bestritten, alle meine und andere Erfahrungen hintangesezt und nur solchen Phantasien und Leuten gefolgt, die Ihn ins Verderben stürzen mußten.

48. 1784. Müller (?).

Schiller hielt sich, als er eben seine Laufbahn als Schriftsteller begann, in Mannheim auf. Er hatte dort vielen Umgang mit den damaligen Schauspielern der Mannheimer Bühne, dem nachmaligen Hofschauspieler

Müller in Wien, mit Iffland, Beck, Böck u. a. Besonders besuchte er oft Müller und brachte dort manchen Abend in der Gesellschaft der oben genannten Schauspieler und der Gattin Müllers zu; wenn die andern sich aber entfernten, forderte er mehrmals noch Wein, Kaffee, Tinte und Papier, und schrieb die Nacht hindurch mehrere Szenen zu seiner Tragödie *Kabale und Liebe*. Müller fand ihn dann gewöhnlich des Morgens in seinem Zimmer auf einem Lehnstuhl, in einer Art von Starrkrampf, so daß er ihn einmal wirklich für tot hielt. Die Gattin des Schauspielers Beck fragte ihn einst: ob ihm nicht die Gedanken ausgingen, wenn er so die ganze Nacht dichte? — Das ischt nit anders, antwortete Schiller, der damals noch ganz den breiten schwäbischen Dialekt sprach, aber schau'n's, wenn die Gedanken ausgehn, da mal ich Köffel. — In seinen Manuscripten sind auch wirklich ganze Seiten, auf welchen er nichts als kleine Pferde und Männchen gezeichnet hat. Wenn Madame Beck in der Folge irgend eine Stelle in Schillers Arbeiten nicht gefiel, so fragte sie ihn scherzend: Da haben Sie wohl Köffel gemalt?

49. 1784. Juli. R. L. Rahbeck.

In Mannheim warteten meiner wahre goldene Tage. Da Schröter ~ alles getan hatte, um mir eine gute Aufnahme daselbst zu bereiten; da überdies Schiller, zu der Zeit in erfreulicher Blüte, mir, als einem lieben Genossen in der Bahn der Kunst und einem warmen Anbeter seiner Muse, freundlich entgegen kam ~.

Auch Schiller, wie sehr verschieden sein höherer Geistesflug auch war, fand Gefallen an meinem Schauspiele [*Die Vertraute*], und wenn ich nicht irre, brachten wir beide denselben Abend im Pfälzerhof bei einem Glase Wein zu, da Iffland und Beck früh nach Hause gingen. Ohne Zweifel war es auch an diesem Abend, wo, weil die Rede natürlicherweise bald auf seine dramatischen Arbeiten kam, ich mich darauf besann, daß ein wackerer Medikus, Feller

in Leipzig, Jüngern und mir erzählt hatte, daß Schiller seine Räuber aus einem alten englischen Schauspiele, *The Life of Charles Moor*, genommen, welches er in einer physiologischen Abhandlung von Schiller zitiert gefunden hätte. — Da ich mich nun wohl bewandert in der englischen Literatur glaubte, und meines eifrigen Suchens ungeachtet nicht imstande gewesen war, ein solches Stück aufzufinden, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, indem ich mich nur unter vier Augen mit dem Dichter befand, ihn zu fragen, wo das englische Schauspiel, aus dem er die Idee zu seinen Räubern genommen, zu finden, und von wem es wäre? Schiller schien betroffen. Befürchtend, ihn verletzt zu haben, da ich ohne Zweifel, besonders durch Jffland einen ziemlich hohen Begriff von seiner Empfindlichkeit erhalten hatte, beeilte ich mich, ihn zu bitten, mir doch die Einsicht zuzutragen, das rohe Erz, wovon ein Kunstwerk gebildet würde, von dem Kunstwerke selbst unterscheiden zu können, und daß das englische Schauspiel, wenn es größere Vorzüge gehabt hätte, als den, einen Stoff abzugeben, aus dem eine geübte Hand ein effektvolles Drama bilden könnte, kaum so unbekannt sein würde, zugleich sagte ich ihm, woher ich diese Idee hätte.

Mit sehr freundlicher Gutmütigkeit erzählte mir nun Schiller, daß er, während er den Kopf von seinen Räubern voll gehabt, eine medizinische Probeschrift in dem Militärinstitut in Stuttgart zum Ausarbeiten bekommen, und dazu einen Gegenstand von dem Zusammenhange zwischen der tierischen und geistigen Natur des Menschen gewählt hätte, der ihm Anlaß gegeben, mehrere Stellen aus dem Schauspiele, womit er schwanger ging, zur Erläuterung anzuführen. Da er indessen diese auf Deutsch, oder als Stellen aus einem deutschen Stücke nicht hätte zitieren dürfen, damit man ihn nicht beschuldige, sich mit einer gegen das Reglement streitenden Arbeit befaßt zu haben, so hätte er seine Zuflucht zu der Fiktion eines alten eng-

lischen Schauspieles, worin sich diese befinden sollten, genommen. Ich hätte indessen nicht geglaubt, sagte er, daß diese Schrift sich weiter als in der Heimat verbreitet haben würde, und daher wurde ich unruhig, als ich sie nennen hörte, weil ich nun in Verlegenheit gesetzt werden kann, mich öffentlich darüber erklären zu müssen. ~ Als ich den folgenden Tag Iffland den Lebewohl sagte, trat Beck ein, um mir eine Entschuldigung von seiner Frau zu bringen, daß sie nicht Abschied von mir nehmen könnte, weil sie schlummerte, und sie dieselbe nicht gern wecken möchten; wir würden uns ja ohnedies in wenigen Wochen, nach meiner Rückkehr von Paris, wiedersehen, wo alsdann meine Sophie aufgeführt werden sollte.

Mit diesen Tränen verließ ich den nächsten Tag Mannheim, um nach Straßburg zu gehen. Unterwegs besuchte ich Schillern in Schwetzingen, wo er den Sommer über wohnte, um mein Stammbuch zu holen und ihm Lebewohl zu sagen. Er fragte mich nun, ob ich wüßte, daß Madame Beck krank sei.

Ich, der ich nichts Böses ahnte, sagte ihm, welche Nachrichten ich hätte; allein, er erzählte mir, daß — wenn ich nicht irre — seine Schwester, die sich bei ihm aufhielt, den vorigen Abend von Mannheim gekommen wäre, und wissen wolle, daß ihr Zustand bedenklich sei.

Frau Beck starb bald darauf nach der Entbindung von einem toten Kinde.

50. K. L. Rahbeck.

[Nach einer Reise nach Paris kam Rahbeck nach Mannheim zurück; er berichtet von der allgemeinen Trauer über den Tod der Frau Beck.]

Daß sie Schillern zu seinem Don Carlos fehlte, an dem er zu der Zeit arbeitete, und den ich auch stückweise entstehen sah, weiß ich aus seinem eigenen Munde; ja ich bin nicht ungeneigt anzunehmen, daß ihr Tod auch auf die Veränderungen, die er mit dem Charakter der Prinzessin

Oboli vorgenommen, nicht ohne Einfluß war. Dieser war unverkennbar vom Anfange an nicht so angelegt, wie er später ausgeführt ist. Was besonders dieser Verlust durchaus zerstörte, waren alle unsere Entwürfe, Schröder betreffend.

51. 1784. Mai 9. Charlotte v. Kalb geb. Marschall v. Ostheim.

Des anderen Tages reisten wir über Darmstadt und kamen spät nach Mannheim. Reinwald und Frau von Wolzogen hatten einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er selbst. — In der Blüte des Lebens, bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Mut; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung bezeugte, wie gern er Gesinnungen mitempfund.

Einige Stunden hatte er gewieilt, da nahm er den Hut und sprach: „Ich muß eilends in das Schauspielhaus.“ Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben, und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen „Kalb“ auszusprechen. — Bald kehrte er wieder, — freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick.

Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen. — Wohl die Rede eines Seher's. — Im Laufe des Gespräches rasche Hefigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt. — Vollendet ist, was uns verschwunden; alleine jene heitere Gelassenheit des Gemüths, — möchte sie immer möglich sein!

Am folgenden Tage sahen wir den reichen Schatz der Antiken, die hier bewahrt und schön geordnet. Was klar der Geist erfunden, ist Lust dem Aug', ergreift, entzückt des Menschen Herz. Schauer der Sehnsucht bewegten

ihn, denn er fühlte wohl: auch ich vermag! Belebt durch solche Genüsse verging der Tag. — O daß ähnlicher werde Leben und Kunst.

Dann besuchten wir die Jesuitenkirche, die nur allzu bunt, wie man denn auch die zahlreichen Bilder daselbst das bunte Evangelium nennt. Hier wurde uns bekannt, daß diese Kirche durch den Zoll der Rheinbrücke, welchen die Jesuiten zwanzig Jahre lang erheben durften, erbaut worden sei. Früher als bei der Abreise, wollten wir über diese Rheinbrücke nach dem nahen Waldheim, dem schönen Hain, der mir geeigneter, gefälliger war, als der prächtige Park Schwetzingen.

52. 1784. Charlotte v. Kalb.

Das Vorhaben, in Mannheim zu wohnen, ward Ende Juli (1784) ausgeführt. Nach einigen Tagen Aufenthalt daselbst ward König Lear* aufgeführt, durch wiederholte Lesung schon bekannt. Von Zuschauern gedrängt voll waren Logen und Parketts, und die stille Erwartung bezeugte, daß man Außerordentlichem entgegensah.

Friedrich Schiller fanden wir in der Loge, und bald nachher trat auch Major Hugo ein; als man Schiller ihm nannte, grüßte er ihn ehrend und sprach: „Erlauben Sie mir einen Vergleich mit dem englischen Dichter und unserem Tragiker. Sein Spottgedicht, durch Rauben veranlaßt, erweckte im Zorn den Eifer des Talents; und Sie, durch die Räuber selbst, haben uns den Beweis gegeben, wie fruchtbar Ihr Genius sei.“ Wechselnd war die Rede.

„Keine Vorstellung kann mir mehr geben, als ich durch Lesen für die Anschauung gewonnen. Selten kann uns Erscheinung und Stimme befriedigen, wenn sie Phantasien darzustellen sucht. Besonders von Shakespeares Genius; denn eine mächtig offenbarende Erkenntnis bezeugt uns sein prophetischer Geist.“

* 19. August.

„Welch eine Betätigung des Spruchs, bei den Töchtern: deine Rede sei: Ja, ja, nein, nein!“

„Wer nur Farben zu reiben versteht, hat freilich nicht Kraft, den Kern der Wesenheit zu erwecken. Durch seinen Meißel nur sprühen lichte Funken.“

„Zur Würdigung dieses Gedichtes wäre es auch ein Gewinn, die nackte Sage zu kennen.“

„Die reine Blut, die wir auch hier erkennen, ist gleich bedeutsam. Da uns die alte Sage nicht bekannt, der Zeit entrückt, wirkt es wie eine Mythe, die ihre verschiedene Auslegung findet.“

„Kent, ein so holdseliger Jüngling — welch Feuer der Treue, — der Ehrfurcht, — der Liebe für Cordelia.“ —

Hugo sagte eilend: „Solche Weihung ist nicht getrennt, doch verschieden von der Neigung. Das Erhabene in jedem ist ein Lichtstrahl der Liebe, in einer Höhe erfaßt, wo das Vergängliche kein Recht mehr hat. Läßest du der Menschheit nur, was die Natur bedarf, dann sprießt kein Lorbeer, noch weniger der Olzweig des höheren Friedens.“

„Wir sollen alles denken können, — zu dieser Kraft bereitet uns der hohe Dichter.“

„Das Trio der Narrheit verfolgt mich in tausendfachen Vergleichen, ob nicht die Menschheit in diese drei Arten sich teile: Angemaßte Tollheit, um Schutz zu finden, mit List bewaffnet; dann die von Irrtum Bedrängten, von solchen Banden Gefesselten, und endlich der Narr par excellence, oder die Ironie in der Überschauung aller Dinge mit scharfem Gleichsinn, mit den Klingeln des Scherzes, mit der Geißel des Hohnes; nach den Graden des Talents ist die Kappe erhöht.“

„Du predigst über der Welt Seele.“

„Ich predige dir, ja wohl ist in diesem Sermon ein ganzer Orbis pictus.“

„Den Denkenden darf nichts verwundern, noch überraschen, nur so entgeht er dem Wahnsinn, dem eigenen Schatten als einem Verräter nachzujagen.“

„O Meister alles Schönen, Bewältiger des Entsezens! Du demütigest und erhebest; denn aus dem reinen freien Gemüte, aus der Phantasie leuchtenden Sternen hast du geschöpft. Dieser vermag Schranken zu brechen und Zwang zu lösen, denn was aus dem Geiste geboren, kann auch der Geist nur aufnehmen.“

„Lear — Cordelia — Kent! welch eine Dreifalt der Verklärung.“

Wir genossen die Wonne der Wehmut, der Begeisterung. Vor allen hatte Kent gefallen. Das gemütlich Eigentümliche, was diesem Kent der Schauspieler Beil verlieh, war durch dessen Individualität zum sprechenden Bilde.

Der Gewinn einer höheren Anschauung geleitete uns, und da wir uns trennten, schien Hugo sehr bewegt und sagte, das Haupt erhoben zu Friedrich: „Bist du ein Geist? — Wann bist du gestorben? Du bist ein sel'ger Geist!“

53. 1784. September. Charlotte v. Kalb.

Den zweiten Tag nach der Geburt des Kindes* war der Vater ferne. In der folgenden Nacht rauschten die Vorhänge um mein Lager; in bloßen Armen und Füßen, mit aufgelöstem Haar, war mir entweder eine Nachtwandlerin oder Betrunkene nahe, die ich wohl erkannt hatte, riß an Vorhang und Decke; ich wollte sie anrufen, aber die Sprache versagte. Wie lange ich in Ohnmacht gelegen, ist mir unbekannt. Durch solchen Ungestüm erwachten endlich auch andere, da eilte man zum Arzt. Krampfhaft hatte mich der Schrecken befangen, nach manchen äußeren und inneren Mitteln konnte ich erst wieder Laute finden; heftiger Schrecken in diesem Zustande soll öfter die Sprachlosigkeit zur Folge haben. Der von Schmerz Gefesselte fühlt das Nagen des Augenblicks, er zählt die Minuten, die in Geistesqual vergehen, ohne Hilfe zu bringen. Tage vergingen, ehe Genesung mich

* Fritz v. Kalb, 8. September.

erlöste. Heinrich war dies Ereigniß, welches Aufsehen und Neugierde erregt hatte, sehr unangenehm. Später erfuhr ich, daß Friedrich Schiller den Hilfe bringenden Arzt herbeigeholt. Nachdem ich genesen, begegnete Kalb dem Freunde und sagte mir: „Jener äußert, es sei unverzeihlich, daß man ihn deine Besserung nicht habe wissen lassen. Ich habe ihn ersucht, mit mir zu kommen, damit er sich überzeuge, daß die Gefahr vorüber ist.“ Er führte ihn ein und sprach: „Erkennen Sie selbst, nun ist alles wieder gut — die jugendliche Natur hat überwunden!“

Erfreut durch dieses unverhoffte Wohl, schien er bewegt. Nach so lang entbehrter Mitteilung vernahm ich gern trauliche Rede, und ein sanftes Licht ward dem Gemüt sichtbar. ~

In mannigfaltigem Beegnen zogen die Tage vorüber. Zuweilen versammelte auch Heinrich zum vertraulichen Mahl die Freunde, die die Gefahren und Erfahrungen in Amerika mit ihm geteilt, auch Friedrich wurde dazu geladen, und manch belebter Stunde entsinne ich mich in diesem Kreis, vor allem eines Mittags, wo jeder der Gäste ein Ereigniß seines Lebens mittheilte.

54. Charlotte v. Kalb.

In der Mittagshelle waren wir auch eines Tages versammelt, Traulichkeit und Scherz waltete bei den Genüssen; da ward durch Fabri das Gespräch unterbrochen; hastig fragte er: Wollen Sie den Obersten v. Z. sehen? — sprechen? Sie haben die Möglichkeit, er ist hier. —

Hat er Sie ersucht, uns seine Gegenwart anzuzeigen?

Eigentlich nicht, allein ich meine, Ihnen gefällig zu sein.

Die beiden Offiziere folgten seiner Mahnung. Da fragte Friedrich: Wer ist dieser Mann? —

Sollten Sie Fabri, einen pensionierten Offizier, nicht schon gesehen haben? — Er ist ja oft auf Promenaden und im Schauspiel zu finden.

Friedrich: Wie erinnert er an den lauschenden Sklaven,

den auch Sie im Atelier gesehen, so aufhorchend, so starr die Haltung. Er ist gefällig, minutiös, schlau, um seine Absicht zu erreichen.

Charlotte: Wie schnell haben Sie den Gehalt dieses Wesens erfaßt.

Friedrich: Dies war wohl leicht, da ich sein Urbild erwogen.

Charlotte: Da Sie so leicht erkennen, bin ich wohl verlangend, Ihre Meinung über Personen zu hören, die mir nur namentlich bekannt.

Ich sammelte auf diese Weise Porträts, und nach späterem Erkennen fand ich sie zu weich gezeichnet. Zu strenger Unterscheidung werden wir ein Leben hindurch erzogen, und oft wird, was der Jugend verträglich, dem Alter zur Widerwärtigkeit. Früher bleibt unklar Tadel wie Preis.

Charlotte: Wäre es Ihnen nicht entgegen, so zeigen Sie mir von der weiblichen Galerie einige Bilder. —

Friedrich: Die Witthöft kennen Sie, eine treffliche Künstlerin, aber leider so wenig anmutig, daß sie nur durch ein reiches Talent Beachtung auf der Bühne erregen kann.

Charlotte: Doch wer unter diesen Künstlerinnen hat noch Anmut neben diesem Talent?

Friedrich: Man nennt sie Amalia! Amalia! (Wie von einem unwillkürlichen Anruf errötete er bei diesem Namen.)

Charlotte: Ein lieblich holdes Wesen, das bis zu Tränen Sie bewegen kann.

Friedrich: Zu Ihnen kann ich traulich reden, wie der Augenblick schafft; was uns bewegt, was so reizt, es ist der Stimme süßer Zauber, und wer den Blick nicht empfangen, wie kann der von Entzücken sagen? — Wie ist ihr Auge von der dunklen Wimper beschattet. — Ja, sie ist schön!

Charlotte: Die Macht Ihres Lobes hat auch mich für sie gewonnen, sagen Sie noch mehr von ihr.

Friedrich: Ihre Frage, ob ich ein anmutiges Wesen kenne, flammte so schnell mich an, — allein ich vermag nicht auszusprechen, wie ich empfinde und denke; — die Begeisterung, die aus mir spricht, ist wohl nur Laune des Augenblicks. Doch sähe ich sie in einem violetten Taftgewand (Farben haben auch eine Macht), der Locken Schmuck von einem Schleier umflossen, o welch edle Erscheinung!

Da traten die Offiziere wieder ein. Ich könnte irrig wähnen, sprach William, und darf auch wohl nicht wissen, was Sie der Freundin vertraut. Bedenklichen Sinnes scheinen Sie beide mir, doch vielleicht gelingt es, dies Gewölk zu verscheuchen, und somit will ich eilend sagen, was wir soeben erlebt: Wir fanden den Grafen schon in der Lindenallee vor dem Pfälzerhof. Wir blickten umher, so manches zierlich schlanke Nymphchen, auch hoch geschminkte Damen waren allda; doch alle, wie von einem Magnet angezogen blickten wir nach der Einzigen — konnten nicht Worte genug finden, sie zu preisen: quelle beauté, — à merveille —, welch ein herrliches Oval — unvergleichlich ist sie! — Unsere Lorgnetten waren auf sie gerichtet, da sagte einer: Welch ein schönes Auge, — von dunkler Wimper beschattet! — Da sprach Friedrich leise zu mir: Sie war es — sie nur ist also!

William sagte weiter: Fabri nahte mir: Es ist die . . . Nein, ich will ihren Namen nicht wissen, Elle est belle — cela suffit. Wir wollten dieser Dame unsere Huldigung bezeugen, auch sie stand auf, uns entgegentretend.

Wie hatte sich da unsere Gebieterin verwandelt. Schlendernd schwankend ist ihr Gang, so ohne Anstand die Haltung, sie weiß nicht, wie schön sie wäre, wenn sie ihr Köpfchen zu tragen wüßte. Fabri reichte ihr die Uhr: Sehen Sie, kaum noch eine halbe Stunde haben Sie Zeit zur Toilette.

Wie, eine Actrice? —

Fabri: Ja, die erste Liebhaberin.

So war das Abenteuer der letzten Stunde, und wieder

habe ich erfahren, die Schönheit hat vor allem über Vernachlässigung zu klagen.

Heinrich: Es ist 6 Uhr, das Schauspiel wird gefüllt sein, wir müssen eilen, die Räuber werden gegeben.

William: Frau Charlotte, Sie auch werden wohl in die Loge kommen und von diesem schaudervollen Talent bewegt sein.

Charlotte: Ich habe es gelesen, und manches wiederholt, aber ich vermag nicht, dies Schauspiel dargestellt zu sehen. —

Und so wandelten die Herren eilends in das Theater.

55. Charlotte v. Kalb.

Vergeblich habe ich Sie, wie oft, aufgesucht, sagte Friedrich, und auch keine Zeile von Ihnen in diesen Tagen erhalten. Wo waren Sie? Wie müssen Sie zerstreut gewesen sein?

Charlotte: Besuche von reisenden Verwandten, selbst tagelange Exkursionen in der Umgegend, haben mir Zeit und Muse geraubt; auch ich habe verlangt, Sie wieder zu sprechen.

Friedrich: Wohl mir, daß ich Sie allein finde, denn ich habe Bedeutsames zu sagen. Meine hiesige Lage scheint sich ändern zu müssen, und daß ich vermutlich das Geschäft beim Theater aufgeben werde, sollen Sie vor allen von mir erfahren.

Charlotte: Aufgeben? — meines Bedünkens war es für Sie ein geringfügiges Geschäft, das Ihnen wenig Zeit raubte. Die Direktion kann Sie nicht entbehren. Wer wohl würde es mit Talent und Einsicht behandeln können?

Friedrich: Ich kann es nicht ändern. Das Verhältniß könnte noch beschränkter werden, und darf ich nicht zugeben.

Charlotte: Wohl hat ein doppeltes Mißtrauen sowohl gegen die Behörde, als gegen Sie gewirkt; — solche Andeutungen haben verlautet.

Friedrich: In diesem Verhältnis ist so vieles zu schonen, was nicht der Beachtung wert ist.

Charlotte: Daß solche Erregungen Ihnen widrig sind, ist mir wohl verständlich, doch ich kann diese Änderung nicht denken, ein Bewohner des Rheinlandes bleiben Sie dennoch. Welche Hoffnungen sind dahin, wenn Sie diese schönen Gefilde verlassen.

Friedrich: Wenn gleich das Herz sich sträubt — geheime Macht zieht uns dahin. Wer vermag den Stern des Lebens zu deuten?

Charlotte: Warum aber wollen Sie neue Fesseln suchen, mit reichem Segen sind Sie ja geschmückt; der Dichtung vollen Röcher, ein Herz, zu fühlen, einen Geist, zu denken, und Kraft, zu bilden, was der Geist zu denken vermag. — Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormalß von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Ein solches Loß schien mir unbedingt das der Frauen. — Ist es Täuschung? — Mein Hoffen nach freundlicher Gegenwart schien erfüllt; höherer Natur verbunden, mit des Vertrauens Ernst und Milde fand ich den Mut der Freudigkeit.

Friedrich: O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beseelt! Ja, ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet. Muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet? Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung und einen Frieden, den ich früher nicht gekannt.

Charlotte: Nein, es darf nicht sein, wollen Sie nur.

Friedrich: O, Sie erscheinen mir ja mit eifriger Huld, gleichsam wie Mutter- und Schwesterliebe.

Charlotte: Wenn dem also, müssen wir verstehen, das Geschick zu wenden. Sind Sie fern, darf ich Gedanken und Gesinnung nicht fürder aussprechen, und so mich selbst vergessen.

Friedrich: Lauterkeit, Vertrauen, leiten uns zur Ein-

heit. — Das Saitenspiel unserer Seelen weiß von einer höheren Harmonie.

Charlotte: Getrennt bleiben wir nicht, was wir jezo sind, und wem dürft' ich klagen, sagen von dem Leben, sagen von dem Erlöschen! — Wenn die stille Kerze mir künftig leuchtet, werde ich nicht der Flamme mich erfreuen, es wird dunkel sein um mich. Ja, wenn ich einsam bliebe — aber es ändert sich alles! — Ich beleidige Sie und mich, wenn ich in diesem Augenblick an Duldung der Trennung glauben könnte.

Friedrich: Wie sind Sie erregt! eine solche Stimmung habe ich nie in Ihnen bemerkt, ich beneidete Ihnen die Ruhe, frei von wechselndem Affekt. —

Charlotte: Sie wissen nicht, was dieser Ruhe Stütze war — der Bund der Wahrheit — Sie wollen ihn trennen. Das Leben hat Sie mir gesandt. Nur Momente sind uns im reinen Sein vergönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin? O, wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend — des Friedens vertilgendem Feind.

Friedrich: Vor allem weiß ich wohl, wir leben nur in der Blüte der Jugend das Leben — sie, die Verklärung der flammenden Seele, — mein Herz fühlt auch, wie du nie dieses Sehnen trüben, nie solchen Glanz entweihen kannst.

Charlotte: Du sagen Sie, — du sage ich — die Wahrigkeit kennt kein Sie. Die Auserwählten sind ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel. Es ist dem Geist kein Geheimnis — doch das Verborgenste! — aber ich will nicht länger diesem Kummer Raum geben. Noch hab' ich Hoffnung zur Erhaltung dieser Gegenwart. Auch Gregor eifert lebhaft dafür.

Friedrich: In Wahrheit, die Vergeudung des Silbers verarmt nicht so, als Mitteilung gegen gleichgültige, in Zerstreuung befangene Wesen. Dem milden Sinn Ihrer Meinung überlasse ich die Entscheidung. Auch ein anderer rügt gleich heftig diesen Wechsel; — der talentreiche

Gregor hegt für mich Pläne und Wünsche, damit ich hier die Heimat finden möge.

Charlotte: So darf ich hoffen, die Beredsamkeit der Freundschaft werde Sie gewinnen! — O, kehren Sie mit verstärkter Sicherheit zurück.

56. Charlotte v. Kalb.

In einer Gesellschaft bei dem Grafen D. war Gregor und auch Friedrich zugegen. Dieser sagte: Wie würde es Sie ergötzen, den launigen Zorn des traulichen G. zu vernehmen, wie er mit Schalksinn über das nördliche Deutschland spricht, denn außer Italien und der Pfalz ist alles ihm Cimbrien. Ich sagte ihm von der Lockung nach Sachsen; da rief er aus: O diese Gascons de l'Allemagne hegen nicht die behagliche Gutmütigkeit, wie die Provenzalen, die mit Einfalt den Witz gegen sich wie gegen andere richten, den Geist dem heiteren Sinn, nicht dem Spotte weihen; jene aber pflegen der Übertreibung mit kaltem Affekt. Da sagte Gregor: Sie glauben wohl, für Ihre Kunst noch viel zu gewinnen, o da irren Sie. Schöne Natur, — Unbefangenheit ist die wahre Hypokrene! — Und hier oder dort, — Sie dichten doch nie etwas Besseres, als die Monologen in den Räubern und einige Szenen im Fiesko. Doch eines noch — und er nahm die Laute — dichte uns mehr dergleichen, — und sang die Strophe vom Abschied des Hektar, — wer wird künftig deinen Kleinen lehren Speere werfen und die Götter ehren, wenn hinunter dich der Orkus schlingt. — Dann sprach Georg weiter: Wer eine Heimat will, sucht auch bestimmte Gebundenheit. Ich warne dich.

Und ich suche sie, doch mir bangt, daß die Götter den Knoten nicht schürzen werden.

Es war wohl zu bemerken, daß Friedrich jenem Zweifel erregte, worüber er fast fluchend ausbrach: Freund, es wird sich rächen, wenn diese Verbindung nicht gelingen sollte! —

57. Charlotte v. Kalb.

In Waldheim wurden wir erwartet, wo der Geh. Rat von Moser eine Villa bewohnte. ~ Der Geh. Rat von Moser war auch Friedrich gewogen, alles, was eine Kraftäußerung zeigte, ward von ihm geehrt; und dieser kam mit G.*, denn die Künstlerin** zeichnete nach dem Rat und dem Beifall dieses Mannes.

Wir wollen auch künftigen Sommer hier wohnen, sagte G. zu Friedrich.

Ihrer Nähe wollen wir uns erfreuen, sprach Frau von Moser zu ihm. Ernster Jugend Feuer erweitert den Horizont des Seins.

Auch ich wünsche das Gelingen. — Scheiden heißt Unterbrechen, ja oft ein Brechen, und wie finden wir uns wieder? — So schloß Friedrich das kleine Gespräch.

Wollen Sie diesen Abend mit G. bei mir zubringen? sagte ich zu Friedrich, so hören wir mehr von dieser freundlichen Hoffnung.

Bereint im sinnigen Behagen, verging der späte Abend. So soll künftig unser Freund der Tage froh werden, — so kann ihm willig die Muse begegnen; sind wir um ihre Gunst zu sehr besorgt, so hält sie uns für ihren Sklaven und weigert die Gabe freier Begeisterung.

G. wandte sich zu mir: Die Schwierigkeit ist, daß der würdige Prof. L.*** nicht erkennt, wie ein Genie in seine Geschäfte Licht bringen kann, denn in doppeltem Sinn würde er ihn Sohn nennen können. Geheime Gegner finden sich auch hier — doch was ich rate, so wollen es die Götter: und keinen wird es mehr gereuen, als den jetzt so vorsichtigen Vater, wenn unsere Wünsche

* Könnte der Maler Franz Kobell sein, vielleicht in Charlottens Kreisen Gregor genannt. Er war der tägliche Gesellschafter der Familie Dalberg und Groschlag. G. scheint hier Gregor zu sein.

** Die Gattin von Mosers.

*** Vielleicht Hofrat Lamen?

nicht gelingen, er erfahren muß, daß er in Torheit sich den Schmerz bereitet.

Und mit scherzender Rede deutete er an, wie so sehr ihm das nördliche Deutschland verhaßt sei.

Friedrich: Waren Sie in Sachsen?

G.: Nein, ich habe aber einige des Landes in Frankfurt gesehen, gehört. Buchstaben in Menge, fargen Sinnes nach Gedanken fischend, um diese wieder in Buchstaben zu verwandeln. Nirgends Genügen und mit nagendem Sinn die unvergängliche Habsucht. Hier aber, wo die reiche Flur im Besitz der Freude sich uns darbietet, da fargen wir nicht, denn jeder Tag hat frisches Manna. Von der Anmut geschirmt, wird der Tieffinn verklärt.

Friedrich: Du sorgst mutig, o Freund!

G.: Mutigen Stolz hegen wir immer mehr für andere als uns selbst. Doch noch eins muß ich sagen, wie könnt' ich also eifern, wenn ich nicht den Verlust empfände, der mir durch dein Entferntsein werden muß. Dein Mitgefühl — deinen Beifall, wie könnte ich ihn entbehren?

Friedrich: Auf deiner Stirne ruht der Friede, — ich empfangen von dir, ich gebe wieder, — so ist der ernste Bund der Sympathie das heiligste schönste Glück des Daseins.

58. 1784. Charlotte v. Kalb.

Ich begleitete Fr. v. D.* zu Anfang Dezember** nach Schwegingen; noch waren die Gefilde mit wechselnden Farben geschmückt. ~

Raum war ich wieder in meinem Zimmer [in Mannheim], so trat auch Friedrich ein: In Schwegingen haben Sie den Tag zugebracht, zwar ist es jetzt nicht an der Zeit, in diesem Park zu wandeln. Es ist nur eins, was durch diese Jahreszeit nicht verliert.

Charlotte: Ich rate wohl, es ist der Vogelkranz, der so heftig bewegt, gleichsam neckend und wütend in Wasser-

* Wahrscheinlich Frau von Dalberg.

** 1784.

strahlen Grimm ausspeißt — und der mächtige Habicht, der starke Wassersäulen emporerschleudert. Wie ist der Name des Künstlers, der auf diesen Vogelkranz so die Blicke fesselt?

Friedrich: Wir raten — deuten — der Name ist dahin — ein weißsagendes Bild mag es wohl sein.

Charlotte: Ergötzlich ist der feste Flügelschlag, doch bleibt es ein Bild der Tücke und Ohnmacht. Wir eilten durch den breiten Gang der Buchenwände, daran falbes Laub, wie Blut gerötet, die hohen Statuen waren vom Abendnebel umschleiert und wie mit Wunden bedeckt durch das falbe Blatt. Dichte Schleier verhüllten die Gestalten, sie kamen mir vor wie Leichen, die ausgeblutet haben. Bei den Felsen weilten wir auf grauem Moos; verwelkt der Bäume und der Blumen Pracht, — und wie Melancholie sich oft auf die Leier stützt, so war das Haupt des Jünglings auf die Syring gebeugt, gleichsam fragend, warum so still? — Wo weilen die Sänger? — Den Johannistag werden wir dort erleben, Frau v. H. will es also, wohl ähnlich jenem Tag! —

Friedrich: Nie geleite ich Sie dahin! — Bestimmt ist's nun, ich soll der Sonne Glut, die Sternenschrift soll ich im Rheinstrom nicht mehr schauen. Wir scheiden nicht — der Freunde Sinn ist vom Geist gebundene Allgegenwart.

Charlotte: Flüchtige Hoffnung! — Entfernung, Scheiden, fast schmerzliche Schärfe, dichter Nebel umhüllt dann zwiefach die Seele. Mit dem Segen der Dichtung scheiden Sie — die Mannigfalt verschleucht das Angedenken.

Friedrich: Unmöglich, eine Ode dann in dem Gemüt, die kein anderes ersetzen kann, kein Erbe für der Seele Bund! —

Charlotte: Das Leben beginnt im Denken, sich sehrend nach Mitteilung, nach Erkennen eines zweiten geistigen Lebens; — doch jetzt — ein bahnlos Licht! — o wäre ich geborgen! — einsam weiland in innig reicher Anschauung, in Frieden, sanfter Ruhe der freien Seele, o

wäre es also! — Heil dann, im Friedental dem reichen Inhalt goldener Saiten nachzudenken, dann wäre der Tag schön, wie heute, und schöner. —

Friedrich: Schmerz ist mir die Trennung, doch Sie kennen die Einsamkeit, die gottgeweihte Stille, Ihnen ist offenbar dieß selige Geheimniß, was so wenige erfassen können. — Hoffnung — Glaube! — wir fühlen beide: wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie. —

Wir weinten nicht, keine Klage berührte mehr die Lippen. Es fehlt dem Müden selbst zum Klagen der Mut, ein stummer Blick durchirrt die Ode. Jeder jagt, des anderen Wort zu vernehmen*.

59. 1784. Charlotte v. Kalb.

Maya. — Fimanté. (Charlotte v. Kalb. — Schiller.)

Maya: Ist dieß der Abschiedsfuß, Fimanté?

Fimanté: Ich muß dahin, du bleibst mir immer gegenwärtig! Du erfüllst den Gedanken, seine liebende Seele!

Maya: Und du entfliehst?

Fimanté: So ist mein Loß gefallen, die Welt fordert meinen Geist, ich ihre Wissenschaft und ihre Gunst.

Maya: Dann wirst du die Liebe nicht mehr verstehen, der Freundin nicht mehr gedenken!

Fimanté: Warum diese schmerzenden Worte! Du kennst nicht meine Trauer um dich. Aber was kannst du verlieren? Du bist so selbstbestimmt, — so dachte ich mir das Weib nicht. Anders erscheint mir nun die Natur und voll Bedeutung ist mir das wandelnde Geschlecht der Menschen.

Maya: Doch begann mein Leben erst in dir.

Fimanté: O hätt' ich noch eine Seele, um dieser Liebe zu pflegen.

Maya: Du hast meine Seele, dir diese Liebe zu bewahren.

* Schiller zog um die Mitte des Aprils 1785 nach Leipzig.

Fimanté: O, kühnes Vertrauen! in dir blüht mir die Hoffnung des Lebens, die Ruhe der Liebe. Allzu früh mit Irrtum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüt erbittert. Da fand mein Genius deine Töne, sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsere Seelen eins! Ich liebte die Begeisterte und immer wär' ich dein, hätt' ich den Mut für diese Liebe. — Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich gleich ängstigt und entzückt. Nur der freie Mann beugt die Natur unter sein Gesetz.

Maya: Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennst du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgesinnten; nichts rächt sich schrecklicher, als das Leben, welches man, ohne das Herz zu achten, unternimmt.

Fimanté: O, wäre es ein einziges unvermeidliches Los, unser liebendes Leben, aber auch du bist nicht von dieser Liebe ganz erfüllt. Oft erblasse ich über ein Lob, was du nur einem Gemälde erteilst; ich zittere bei jedem Gegenstand, ja selbst dein Mitleid beneide ich; ach! ich will nur deine Freundschaft! —

Maya: Ich sehe Tränen in deinem Auge zittern.

Fimanté: Schweig — und liebe mich.

Maya: Du gießest Qual und Seligkeit in Strömen aus! Du liebst wie ich, nur zitterst du, das Heilige dem Sterblichen zu weihen. — O Demut der Liebe! opfere willig Verlangen und Hoffnung.

Fimanté: Zünde die Lampe, Maya, daß ich dein Auge noch einmal schauen kann.

Maya: Wenn du nicht weilst, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finsternis am wenigsten empfunden. Gute Nacht, Fimanté. In sanftem Schlummer kamen zur Geisterstunde sonst die lieblichsten Gebilde an mein Lager. — Aber ach! so ziehen sie dir nach, sie dienen dir, sie sind in deines Zaubers Gewalt, — es sind Gedanken deiner Seele, sie besuchen keines, was

dir nicht angehört; verlierst du es, gibst du es auf, so sind sie auch verschwunden.

Simanté: In Wehmut aufgelöst, hör ich wie Geister-
töne deine Worte, — die Vergangenheit schwindet. —
Nur du bist wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Wesen
mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses! —
zum letztenmal!

60. Karoline v. Wolzogen.

Frau von Kalb ~ war die erste geistvolle und vielseitig ausgebildete Frau, mit der er in näherem Verhältniß stand, und er äußerte gegen uns, daß ihr Umgang während der Ausarbeitung des Don Carlos sehr belebend auf ihn gewirkt, ja daß sie zu einigen Zügen im Charakter der Königin Elisabeth die Veranlassung gegeben habe.

61. H. Beck an Rahbeck.

Schiller arbeitet mit Macht an seinem Journal und verspricht sich viel Vorteil, such ihm doch so sehr als möglich Subskription zu verschaffen! ich komme zwar nicht oft zu ihm, doch bin ich noch der einzige von seinen Freunden, der seit seinem sogenannten Fall an ihm hängt (denn so nennt man seinen Abschied als Theaterdichter).

62. F. Förster.

Förster lernte Frau von Kalb in ihrem Alter in Berlin kennen.

Frau von Kalb erzählte: Schiller hatte Gretchen [Schwan] so lieb, daß er sich zuletzt wohl entschlossen haben würde, in die Buchhandlung einzutreten. Dies fürchtete der Kompagnon Schwans, namens Göß; dieser war es, der die Heirat hintertrieb. Ich habe von Gretchen selbst gehört, wie unglücklich sie darüber war, und als Schiller in seiner Verzweiflung nach Leipzig zu Körner abgereist war, beschwor sie den Vater, sie mit zur Messe zu nehmen. Unterdessen aber hatte der Vater bereits ihre Hand vergeben; über ihr Herz konnte er nicht verfügen. Schiller hatte mir sein ganzes Vertrauen geschenkt, und ich versprach, ihm

Nachricht von dem zu geben, was ich über Gretchens Benehmen und Schicksal nach seiner Abreise erfahren würde. Von jeder Poststation, wo die Wagen umgeladen wurden, schrieb er mir und bestürmte mich mit Fragen; mit der Zeit legte sich der Sturm, denn Schiller gehörte zu den Naturen, welche in Herzensangelegenheiten sehr schnell in Feuer und Flammen aufgehen, aber er war ein zu genialer Geist, um am gebrochenen Herzen zu sterben.

Die Mitteilungen, welche mir Frau von Wolzogen machte, und die im wesentlichen mit dem übereinstimmen, was sie in dem von ihr verfaßten Leben Schillers erzählte, weichen von denen der Frau Körner und Frau von Kalb darin ab, daß Frau von Wolzogen bestimmt wissen will: Schiller habe noch nach seiner Abreise nach Leipzig mit Gretchen in Briefwechsel gestanden und erst von dort aus sich bei dem Vater um ihre Hand beworben. Dieser habe ihm jedoch eine abschlägige Antwort erteilt, und zwar unter dem entschuldigenden Vorwande: seine Tochter dürfte sich bei der Eigentümlichkeit ihrer beiderseitigen Charaktere schwerlich zu seiner Gattin eignen. Als ich Frau von Kalb die Stelle aus dem Leben Schillers von Frau von Wolzogen einst vorlas, welche sich auf jenes Liebesverhältnis bezieht, bemerkte sie: Diese Erzählung ist nicht ganz richtig. Schiller wußte schon, bevor er nach Leipzig abreiste, genau, wie es mit Margarete stand, und wie sehr er sich auch darüber poetisch exaltierte, er hat sich, wenn auch nicht als guter Christ, doch als genialischer Dichter und Philosoph in das Unabänderliche zu fügen gewußt. Seinem Herzen war nicht bloß die ideale Liebe, sondern auch ein wirkliches, obschon ganz unschuldiges Liebesverhältnis ein immer währendes Bedürfnis. Er schenkte mir damals ein großes Vertrauen; ich kam als kürzlich verheiratete junge Frau mit meinem Manne nach Mannheim; ich war siebenundzwanzig* Jahre alt, aber doch schon ebenso

* NB. geb. 1751, also dreiundzwanzig Jahre.

determiniert, wie ich es heute noch in meinem achtzigsten Jahre als erblindete Kassandra bin. Dadurch, daß ich mit Schiller öfter über die weiblichen Charaktere in den Räubern und Fiesko sprach, ihm auch nicht vorenthielt, in welcher Hinsicht ich meiner Meinung nach diesen und jenen Zug für verfehlt halte, mag ich einigen Einfluß auf die Charakterzeichnung der Frauen im Don Carlos gehabt haben. Gegen mich war Schiller in betreff seiner Liebesverhältnisse nie zurückhaltend. Zu derselben Zeit, aber vor der näheren Bekanntschaft mit Gretchen, war er in eine Schauspielerin des Mannheimer Theaters so verliebt, daß er mir einmal sagte: Könnt ich nur ein einziges Mal diese Göttergestalt im Filataffetkleid mit dem weißen Schleier in meine Arme schließen, ich wollte von dieser Stelle nicht lebendig wieder aufstehen. Um sie mir näher zu bezeichnen, fügte er hinzu, heut nennt man sie Amalia. Sie spielte diese Rolle in den Räubern, die ich, was man mir immer nicht glauben will, niemals habe aufführen sehen, ebenso wenig Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos. — Hierbei will ich noch eines eigentümlichen Vorfalles gedenken. Mir ist nicht bekannt, wie Schiller dazu gekommen, in Kabale und Liebe einem so niederträchtigen Menschen wie dem Hofmarschall den Namen von Kalb zu geben. Bald nach meiner und meines Mannes Ankunft kam Schiller zu uns; Kabale und Liebe war für den nächsten Tag angekündigt, es setzte ihn in große Verlegenheit, daß ein Namensvetter meines Mannes eine keineswegs ehrenvolle Rolle in diesem Stücke spielte. Er erbot sich, dafür zu sorgen, daß der Name Kalb verändert und nie wieder auf dem Zettel erscheinen werde. Wir überzeugten ihn, daß anstatt die Aufmerksamkeit des Publikums von diesem Namen abzulenken, man nur um so mehr eine nähere Beziehung unserer Familie mit dem Kalb in Kabale und Liebe vermuten werde. Schiller sah dies ein, und so blieb seinem Herrn von Kalb die Unsterblichkeit gesichert.

63. 1783—85. J. F. Abel.

Bei einem mit dem verstorbenen Staatsrate Baz, einem Jugendfreunde Schillers, zu Mannheim gemachten Besuch fanden wir Schillern am kalten Fieber krank und durch Krankheit sowohl, als durch einige nicht angenehme Verhältnisse gedrückt. Die Räuber und Fiesko waren schon erschienen und [hatten] einige Celebrität errungen, aber noch lag die Zukunft sehr trübe vor ihm, keine Aussicht eröffnete sich dem Manne, der sein Vaterland verlassen hatte, der aber auch in dem neuen Lande, welches ihn aufgenommen, nicht bleiben zu können glaubte, und überdies seines früheren Erwerbungsmittels, der Ausübung der Medizin, sich selbst beraubt hatte, ob er wohl den Gedanken, diese aufs neue zu studieren und auszuüben, damals immer noch nährte.

Um so mehr war ich erfreut und verwundert, als Schiller (mehrmals waren einst die Pläne für seine Zukunft Gegenstände unserer Unterredung gewesen) auf einmal zu mir hintrat und voll Selbstgefühl und hohen Muts mir die Versicherung gab, er wisse, er fühle es, es werde eine Zeit kommen, wo sein Name durch ganz Deutschland mit ausgezeichnete Achtung werde genannt werden, und dann werde er auch eine seinen Wünschen entsprechende Lage erhalten.

Mehrmals in meinem Leben habe ich ähnliche Voraussagen einer glücklichen Zukunft von jungen, sich fühlenden Männern gehört, aber nie wurde eine solche Voraussagung auf eine so ausgezeichnete Weise erfüllt, wie diese. Denn jene anderen flossen nicht aus einer so guten Quelle, dem innigen Gefühl höherer Kraft, die in dem Manne lag und wirkte, und die oft gerade zur Zeit schmerzhaft empfundenen Drucks nur um so mächtiger sich zu äußern pflegte.

64. Ch. F. Schwan an Wieland.

Von dem, was der Herzog Ihnen von Schiller und meiner Tochter gesagt, weiß ich kein Wort. Auch bin ich

gewiß, daß wenigstens meine Tochter noch nie daran gedacht hat, und wahrscheinlicherweise Herr Schiller auch nicht. Da er aber in meinem Hause ein und aus geht, so konnte das Publikum, das so gern Heiraten stiftet, leicht auf so eine Vermutung fallen. Es ist aber sicher nichts daran, wird wohl auch nie etwas daraus werden.

Herr Schiller ist fest entschlossen, mit Herrn Götz nach Leipzig zu reisen, und von da will er nach Weimar.

65. Ch. F. Schwan.

Im Jahre 1786* ging Schiller endlich nach Leipzig. Ich hatte ihm immer geraten, die Medizin nicht ganz beiseite zu setzen, sondern diese als ein sicheres Brotstudium weiter zu kultivieren, die Dichtkunst aber nur nebenher zur Erholung und als eine Nebenbeschäftigung des Geistes zu treiben. Gessner, Hagedorn, Kleist u. a., sagte ich, hatten Ämter, welche sie ernährten, und waren berühmte Dichter dabei. Ich legte ihm das *Dat Galenus opes* ans Herz und er versprach mir zu folgen. Er schrieb mir aus Leipzig unter dem 24. April 1785 . . .

Was ihn in seinem Vorsatz wankend gemacht, weiß ich nicht . . . Bei dem Mannheimer Theater ist Schiller nie angestellt gewesen, wohl aber war man damals willens, ihn bei der Deutschen Gesellschaft als beständigen Sekretär mit einer anständigen Besoldung anzustellen, welches auch geschehen wäre, wenn nicht der Erzsuesit, nachheriger Titulargeheimrat und sogenannter Ritter von Klein gegen ihn kabaliert hätte, welchem auszuweichen Schiller ihm aus dem Wege ging . . . In Darmstadt wurde er gelegentlich einer Reise von Mannheim nach Frankfurt bekannt. Dort hat er den Herzog von Weimar zum erstenmal gesehen.

* richtig: im April 1785.



1785, April bis September.

66. F. Förster nach Erzählung von Minna Körner geb. Stöck.

Die Veranlassung zur Bekanntschaft mit Schiller, welche später ein inniges Freundschaftsverhältnis wurde, war folgende. Zu Anfang der achtziger Jahre (1784) war ich die verlobte Braut Körners, der damals Konsistorial-Assessor war, meine Schwester mit dem eine Anstellung als Professor erwartenden Ludwig Ferdinand Huber versprochen. Die Schwärmerei unserer beiden Verlobten für Schiller hatte auch uns zu seinen Verehrern gemacht, wir kannten aus dem Taschenbuche für Damen seine Gedichte, hatten mit Wonne die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe gelesen, und das zuletzt genannte Trauerspiel hatte auf uns, die wir ja auch Töchter eines armen Künstlers waren, einen tiefen Eindruck gemacht. — Meine Schwester, die unternehmender und zu scherzhaften Überraschungen aufgelegter als ich war, machte den Vorschlag, unsere vier Porträts, en miniature von ihr gemalt, an Schiller als Zeichen unserer Verehrung zu schicken, ohne ihm unsere Namen wissen zu lassen. Der Vorschlag fand Beifall, Körner fügte das von ihm komponierte Lied Amaliens: „Schön wie ein Engel, voll Walhallas Wonne“, aus den Räubern, Huber einen herzlichen Brief hinzu und alles wurde in eine, von mir mit Stickerei, einer Lyra mit goldenen Saiten und grünem Lorbeerfranze, verzierte seidene Briefftasche gesteckt, wohlverwahrt einem Buchhalter des Buchhändlers Schwan in Mannheim zur Überbringung an Schiller anvertraut und ihm das Versprechen abgenommen, uns nicht zu verraten. [Doch erfuhr Schiller bald die Namen der Absender.]

Es war eines Sonntags abends, den 17. April, als Schiller mit der ordinären Post in Leipzig ankam. Huber empfing ihn in dem ihm bezeichneten Gasthose zur goldenen Krone; Körner war bereits der Berufung nach Dresden gefolgt. Am nächsten Tage war Huber in aller Frühe zu dem Freunde geeilt und kündigte uns seinen Besuch im

Laufe des Vormittags an. Wir wohnten noch in der Dachwohnung bei Breittopf als verwaiste Kinder; Vater und Mutter und auch zwei Schwestern waren gestorben; der Stiefbruder führte das Geschäft des Vaters fort und, da er unverheiratet war, besorgten wir ihm die Wirtschaft. Wir waren fast mehr von Furcht, als von Freude bewegt, als Huber uns den Besuch Schillers ankündigte, denn wir konnten uns den Dichter der Räuber, trotz seiner „Entzückung an Laura“, gar nicht anders als im Wesen und Anzug wie einen Karl Moor oder wie einen von dessen Gefährten aus den böhmischen Wäldern vorstellen, mit Kanonenstiefeln und Pfundsporen, den rasselnden Schleppsäbel an der Seite. Wie sehr waren wir überrascht, als uns Huber einen blonden, blauäugigen, schüchternen, jungen Mann vorstellte, dem die Tränen in den Augen standen, und der kaum wagte, uns anzureden. Doch schon bei diesem ersten Besuche legte sich die Befangenheit, und er konnte uns nicht oft genug wiederholen, wie dankbar er es anerkenne, daß wir ihn zum glücklichsten Menschen unter der Sonne gemacht hätten. Da Körner vor unserer Hochzeit wegen seiner Anstellung im Konsistorium nach Dresden zu reisen genötigt war, mußte er die Sorge für Schiller Huber und dem Buchhändler Göschen überlassen, welcher letztere für eine Sommerwohnung in dem nahe gelegenen Dörfchen Gohlis sorgte, da Schiller wegen seines Don Carlos und der Arbeiten für die Thalia die Stille eines ländlichen Aufenthaltes dem Geräusch des Meßverkehrs der Stadt vorzog.

Bergebens hatte Körner seinen Vater um Erlaubnis gebeten, ihm seinen Freund vorzustellen; der gestrenge Herr Superintendent blieb unbittlich; Schiller durfte niemals die Schwelle seines Hauses betreten und, was uns das Schmerzlichste war, wir durften ihn nicht zu unserer Hochzeit einladen. ~

Für eine Nachfeier des schönen Tages (2. Juli 1785, Körners Geburtstag) hatte unser Freund nachträglich ge-

sorgt. Er schickte mir zur Weiterbeförderung an Körner nach einigen Tagen nachstehendes Gedicht zu; Götschen hatte für Abdruck auf farbigem Papier gesorgt, und Sie können das Exemplar als eine Seltenheit bewahren, denn es ist von Körner aus Bescheidenheit nicht in die Werke* aufgenommen worden.

Unserm teuren Körner am 2. des Julius 1785.

Darin der Vers: Einen Engel tragen seine goldnen Flügel,
In des Engels silberklarem Spiegel
Liegt ein Himmel und die Ewigkeit usw.

Sie merken doch, fügte die Freundin hinzu, wer unter dem Engel gemeint ist? Es war ein Monat vor unserer Hochzeit, und ich durfte mir wohl etwas darauf einbilden, von dem Dichter der Räuber ein Engel, wenn auch nur in einem Gedichte, wo es mit den Engeln nicht so genau genommen wird, genannt zu werden. ~ Wir reisten einige Tage nach unserer Hochzeit, welche am 7. August gefeiert wurde, voraus nach Dresden, wo Körner eine Wohnung in der Neustadt und das Weinberghaus in Loschwitz auf das allerschönste und wohnlichste eingerichtet hatte. Schiller folgte uns zu Anfang September nach.

67. H. Hartung.

Ein Zeitgenosse, der im Stockschen Hause bekannt war, nennt sie (Dora Stock) in einem ungedruckten Briefe von 1785 die wahre Knute für elende Stribenten ~ derselbe Berichterstatter fährt fort:

Bei Stocks habe ich auch den bekannten Schiller, Verfasser des Don Carlos, recht genau kennen lernen. Er ist groß und gut gewachsen, rot von Teint und Haar, und hat kleine Augen und eine wahre Künstlernase. Sein Umgang ist natürlich, frei und ungezwungen, jedoch etwas Zurückweisendes und Suffisantes glaube ich an ihm bemerkt

* Körners Ausgabe der Werke erschien 1812. Der Besuch Försters in Loschwitz fand 1809 statt! Försters Mitteilungen sind sehr vorsichtig aufzunehmen!

zu haben. Er scheint ein Misogyn zu sein, wenigstens denkt er von dem schönen Geschlecht nicht sehr vorteilhaft. Ich bin einigemal bei ihm gewesen; er wohnte damals gleich neben mir bei Madame Sophie Albrecht aus Erfurt. Ich weiß nicht, ob sie noch beim Leipziger oder Bodonischen Theater engagiert ist.

68. Nach Aufzeichnungen und Mitteilungen J. Ch. Reinharts.

Nicht geringe Bewegung rief es in diesen Kreisen hervor, als inmitten derselben zu Anfang des Frühjahrs 1785 plötzlich der vielbesprochene Dichter der Räuber erschien. Da einzelne der Borerwähnten, namentlich Huber und Dr. Albrecht, ihm schon von früher her befreundet waren, wurde Schiller durch diese auch mit Reinhart persönlich bekannt. Beide, gleichursprüngliche Naturen, gleichsehr durchdrungen von dem Bedürfnisse, ihre künstlerischen Bestrebungen auf den Pfaden freier Entwicklung von innen heraus, unabhängig von akademischem Formelzwang zu verfolgen, fühlten als nahe Geistesverwandte sich zueinander hingezogen, und binnen kurzem waren der fünfundzwanzigjährige Dichter und der vierundzwanzigjährige Maler herzlich gute Freunde geworden.

In den ersten Tagen des Mai verlegte Schiller seinen Wohnsitz für die schöne Jahreszeit nach dem lieblichen Gohlis, wo verschiedene Freunde, darunter das junge Ehepaar Albrecht, ebenfalls ihre Sommerquartiere aufschlugen.

Die Behausung des letzteren, welche im Gegensatz zu dem bescheideneren Junggesellenstübchen eine behagliche Geräumigkeit hatte, bildete nunmehr den abendlichen Sammelplatz des Freundeskreises, zu welchem Reinecke, Jünger, Huber, Götschen zählten. Auch Reinhart pflegte Arm in Arm mit Schütte, einem lieben Kameraden, bei Tagesneige durch das Rosental nach Gohlis hinaus zu wandeln, um bei der geistreichen Sophie [Albrecht] den Abend unter lebhaften Gesprächen angenehm zu verbringen, während

ein zweiter Teil der Gesellschaft sich am Skattisch um den Herrn des Hauses gruppierte. ~

Schiller hielt sich bald zu der einen, bald zu der anderen Gruppe, denn so sehr er geistvolle Konversation liebte, so sehr er für Sophie Albrecht, dieses Herz, ganz zur Teilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, noch immer schwärmte, so war er doch auch dem Kartenspiele hold, das Reinhart hingegen als eine Vergeudung der edlen Zeit ganz verschmähte. Ihn, den für jede schöne Anregung tief empfänglichen Künstler, hielt die ebenso ahmutige, als interessante junge Frau, die sein dichterischer, um die Unberührtheit ihrer trefflichen Seele besorgter Freund vergeblich vom Betreten der Bühnenlaufbahn abzubringen gesucht hatte, ganz in ihre Zauberkreise gebannt. ~

Nun aber war auch Reinhart für den Hochsommer ganz der Stadt entflohen und hatte sich in Gohlis einquartiert. Hier war er in nächster Nähe seiner Studienplätze, in nächster Nähe seiner Freunde. Er fühlte sich behaglich angeheimelt in jeder Beziehung. Unter dem Einflusse solcher Stimmung trat sein gesunder Witz besonders lebhaft hervor, der mußte nunmehr auch in Versen widerklingen. Er hatte solche bereits niedergeschrieben, und überlaß sie, die Feder in der Hand, um vorkommenden Falles diese oder jene Wendung noch prägnanter zu machen, als Schiller ins Zimmer trat. Vergebens suchte Reinhart sein Blatt zu verstecken. Eben seine Bemühungen, das zu tun, verrieten etwas wie böses Gewissen, und Heimlichkeiten durften unter den Freunden nicht gelten. Also, her mit dem Blatt! Und Schiller las:

An den Herrn Mond.

Herr Urwan am hohen blauen Himmel usw.

Schiller fand Gefallen an dem drolligen Humor dieser Verse und ermunterte den Freund, seinem mutwilligen Pegasus öfter den Zügel schießen zu lassen.

Als er jedoch einige Zeit später frug: Nun, hat Er nichts wieder gemacht? erhielt er zur Antwort: Ach, Seine Poesie hat mir die Lust zu Eigenem verdorben!

Die Anrede mit Er ~ war eigentümlicherweise unter den Männern des Freundeskreises in Gohlis auf Schillers Veranlassung ständig eingeführt worden. [Um das Sie und das Du zu vermeiden.] —

Aber nur allzubald waren die Sommermonate vorüber, und mit ihnen die schönen Tage von Gohlis. Die Mehrzahl der zeitweilig dort Angesiedelten kehrte nach Leipzig zurück, während Schiller, der Einladung seines Freundes Körner folgend, sich nach Dresden wendete. Dahin kamen bald auch die Albrechts, da Frau Sophie an die dortige Bühne überging, wo sie neue Triumphe feierte.

69. Ernst Albrecht.

In dem schönen Zirkel, in welchem ich eine Zeitlang mit dreien unserer besseren Köpfe und Dichter, die nun alle verewigt sind, mit Schillern, Hubern und Jüngern lebte, habe ich so manches gefühlt und erfahren, was noch fest vor meiner Seele steht, und sich lebhaft meiner Erinnerung aufdrängt. ~

Schiller, der im damaligen Verhältnisse ohne Sorge lebte, und wenn er auch nicht viel hatte, mit dem wenigen vergnügt war, was er besaß, er, der Stolz einer jeden heiteren Gesellschaft, im engen Zirkel der Freunde ganz das brausende Genie, was er in seinen Schriften war, hat gewiß bei so manchem den schlafenden Geist erweckt, und seinem Funken, den er ohne alle Prätenitionen hinwarf, haben wir manches gute Produkt zu verdanken, welches sonst nicht erschienen sein würde. ~

In diesen Zeiten bearbeitete der für Ewigkeiten unsterbliche Schiller seinen Carlos, ein Meisterstück seines Geistes, mit dem er sich an die ersten Dichter der Welt anschließt. Da er vorher schon vieles für die Bühne mit so auffallendem Glücke geschrieben, so war es natürlich, daß

man auch dieses auf der Bühne zu sehen wünschte. In dem Gewande aber, in welches er es gekleidet, war es nicht tunlich.

Daß seine eigentliche Arbeit nicht für die Bühne bestimmt war, kann ich bezeugen, denn oft hat er mir Stellen, die er in der Nacht gedichtet, am Morgen vorgelesen, und nie geäußert, daß es für die Bühne bestimmt sein sollte; erst nachdem verschiedene Mitglieder des dortigen Theaters ihn darauf aufmerksam gemacht, erst nachdem er mit einigen von ihnen über Verteilung und Einrichtung der Rollen sich unterredet, und ihre Meinungen darüber geprüft, gab er den Carlos so für die Bühne, wie er hier jetzt (in Prosa) erscheint. Ich erhielt von ihm ein Exemplar davon und ich glaube, daß diese seine Abkürzung, die auf verschiedenen Bühnen gegeben worden ist, nicht für die Nachwelt verloren gehen darf.

70. Sophie Albrecht.

Schillers gewöhnliche Kleidung bestand in einem dürftigen grauen Rocke, und der Zubehör entsprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den bescheidensten Anforderungen des Schönheits sinnes. Neben diesen Mängeln der Toilette machte seine reizlose Gestalt und der häufige Gebrauch des Spanioltabaks einen ungünstigen Eindruck.

71. Therese Huber.

Damals [1785] war es, daß, größtenteils auf Veranlassung von Hubers Freunden, Schiller nach Dresden kam. Die beiden jungen Männer wohnten lange in einem Zimmer, hatten gemeinsame Wirtschaft. Umstände, vielleicht und Irrtum hatten sie späterhin getrennt, aber immer noch bis auf der letzten Zeile, die Huber von Schiller las, loberte eine schöne Erinnerung der Jugendtage über sein seelenvolles Gesicht, und er gedachte froh, daß dieser Dichter einst sein Gefährte gewesen, daß er der große Mann geworden sei, und fühlte mit erhabenem Selbstgefühl, daß er, als Mensch und Bürger, des Jugendfreundes würdig, neben ihm stehen dürfe. ~

Schillers Umgang belebte in Hubers heißem Busen die Sehnsucht, Ausdrücke für die Welt von Gefühlen zu finden, die er in sich wogend fühlte.

72. Charlotte v. Schiller.

Gestern habe ich die Biographie von Huber gelesen und Briefe von ihm, die seine Frau herausgibt. ~ Es war mir eigen zu bemerken, daß die Frau sich wehrt dagegen, daß er seinen Weg ohne Schiller nicht gegangen wäre, und nicht nach ihm sich gebildet hätte. Und mir ist es so fühlbar, da ich Schillers mächtige Natur kannte, die alles belebte, was sie umgab, daß er nur allein die Funken von Hubers Genie erregen konnte, und ohne den Umgang mit ihm und Körner wäre letzterer gar kein Schriftsteller geworden.

73. R. F. Altschmig.

Reiser* und Schiller sahen sich hier [in Leipzig] zum ersten Male. Schiller hatte sich durch die harten Reiserschen Anzeigen von seinen beiden dramatischen Stücken, die Räuber und Kabale und Liebe, beleidigt gefunden und stellte ihn also darüber zur Rede. Moriz sagte ihm seine Gründe, warum er die Aufführung solcher Stücke für schädlich halte, und brachte es bald so weit, daß Schiller ihm in den meisten Punkten recht geben mußte.

Er gestand beiden Werken große Schönheiten zu, und führte selbst Stellen an, die eines Shakespeares würdig wären, zeigte aber auch große Fehler und solche Auswürfe des Genies in ihnen, die offenbar einen schädlichen Einfluß auf die Sittlichkeit machen mußten.

Männer wie Reiser und Schiller vereinigten sich bald, wenn sie sich erst näher über diejenigen Punkte erklärt haben, worin sie voneinander abgehen.

Die Freuden des Mahls erhöhten das gesellschaftliche

* Deckname für Karl Philipp Moriz.

Bergnügen, und die schönste Sommernacht versiegelte den hier geschlossenen Bund der Freundschaft.

Schiller laß uns am anderen Morgen Stellen aus seinem Don Carlos und der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande vor, woran er eben arbeitete.

74. K. F. Klischnig.

Reiser hatte gegen die oftmalige Aufführung solcher Stücke, wie Schillers Räuber und Kabale und Liebe — zwar mit Recht, aber doch etwas zu heftig — geeifert. Mit Recht; dies gestand selbst Herr Schiller ein, als Reiser mit ihm nach der Zeit darüber in meiner Gegenwart redete; aber auch zu heftig, denn er besserte nicht, sondern erbitterte und geriet sogar in einen heftigen Streit mit dem damaligen Schauspieldirektor Döbelin.

75. J. F. Jünger an Rahbeck.

Schiller schreibt nun an einem neuen Stücke: des Räubers Moor letzte Schicksale; es ist bald fertig; denn er hat mir schon zugemutet, die Revision davon zu unternehmen; doch dies sei nur sub rosa gesagt, denn wir wollen das Publikum damit überraschen.

1785 Herbst bis 1787 Herbst.

76. F. Förster.

[Friedrich Förster besuchte die Familie Körner in Loschwitz im Jahre 1809; nachdem er eine Weile im Garten mit ihr gesessen hatte, meldete der Diener], daß der Wagen vorgefahren sei. Der Vater [Körner] stellte mir es frei, ob ich ihm nach Dresden, wohin er zur Sitzung fuhr, begleiten, oder den Damen noch ferner Gesellschaft leisten wolle. Frau Körner forderte mich auf, zu bleiben, und dies stimmte sehr mit meinem Wunsche überein. Von der Terrasse der Gartenmauer herab riefen die Frauen dem Vater ein so herzliches, wiederholtes Lebewohl zu, als ob er eine große Reise antrete; hierauf nahmen wir wieder

am Tische unter dem Nußbaum Platz, von welchem das zweite Frühstück noch nicht abgetragen war. — Ich darf Ihnen doch, fragte Frau Körner, ein Glas Wein einschenken? Verschmähen Sie ihn nicht, er ist auf unseren Bergen gewachsen, in unserem Winzerhause gefeltert und in unserem Keller auf das Lager gelegt worden. — Ihr Herren von der Pleiße und Saale, fügte scherzhaft Fräulein Doris hinzu, habt just keine verwöhnte Zunge, und hat sich doch unser Freund Schiller hier so manches Gläschen recht wohl schmecken lassen. — Bei dem Namen Schiller setzte ich das Glas wieder ab von den Lippen und fragte verwundert und mit lebhaftem Erstaunen: Unser Schiller? unser großer Dichter war Ihr Gast? hat vielleicht an dieser Tafel gegessen? aus einem dieser Gläser getrunken? Nicht würdig wären meine Lippen, so einen geheiligten Kelch zu berühren! Ich vermochte nicht meine Tränen zurückzuhalten und bat, meine Aufregung zu entschuldigen, da ich mich hier von der Geistesnähe des Dichters so unerwartet berührt gefühlt, in welchem ich mein Ideal verehere. Ich mochte wohl meinem Enthusiasmus etwas freien Flug vergönnt haben, als die liebenswürdige Frau Körner einige besänftigende Worte sprach. Aus ihrem Munde vernahm ich nun, daß Schiller zwei Jahre bei ihnen in Leipzig und Dresden gewohnt und hier in dem Weinberghaus in Loschwitz seinen Don Carlos gedichtet habe. Wie viel heitere Frühlings-, Sommer- und Herbsttage haben wir in unserem bescheidenen Weinberghause mit ihm verlebt! wie viele genußreiche Stunden verdanken wir ihm! So oft wir an dem Frühstückstische hier unter dem Nußbaum sitzen, feiern wir das Andenken an den allzufrüh von uns geschiedenen Freund.

Die Mutter gab jetzt Emma einen Wink, worauf diese vier kleine silberne Becher, welche auf einem Gestell von Ebenholz mitten auf dem Tische standen, mit Wein füllte. Mit diesen Bechern, erzählte nun Frau Körner, hat es eine eigene Bewandtnis. Als Schiller mit uns am ersten

Morgen hier in Roschwitz unter dem Nußbaum an unserem Frühstückstische saß, brachte er eine Gesundheit auf ein frohes Zusammenleben aus. Die Gläser klangen hell, aber Schiller stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit mir an, daß mein Glas in Stücke sprang. Der Rotwein floß über das, zum ersten Male aufgelegte Damasttuch, zu meinem Schreck. Schiller rief: Eine Libation für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus. Körner und Doris folgten Schillers Beispiel; darauf nahm dieser die geleerten Gläser und warf sie, daß sie sämtlich in Stücke sprangen, über die Gartenmauer auf das Steinpflaster mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: Keine Trennung, keiner allein! sei uns ein gemeinsamer Untergang beschieden! Er hielt meinen Schreckensruf über die unverilgbaren Rotweinflecke im Tischtuche für einen Angstschrei wegen böser Vorbedeutung des zerbrochenen Glases. — Auch mir, ich will es nicht leugnen, sagte Fräulein Doris, mag er es wohl angesehen haben, daß mich das Zerspringen des Glases mit banger Ahnung erfüllte. Dies war auch ganz natürlich, denn du hattest als jung verheiratete Frau wohl Ursache, der nächsten Zukunft nicht ohne Besorgnis entgegen zu sehen.

Nach dem Frühstück, erzählte Frau Körner weiter, fuhr ich mit Körner nach der Stadt; während er sich in seine Sitzung begab, ging ich in einen Goldschmiedsladen und kaufte vier kleine silberne Becher, und ließ sie durch die Buchstaben S. K. M. D. für uns viere, Schiller, Körner, Minna, Doris bezeichnen. Am nächsten Morgen standen an Stelle der vier Gläser die vier Becher, und so war dafür gesorgt, daß bei dem Gesundheitstrinken kein Unglück mehr geschah. Schiller hat seinen Becher damals zurückgelassen, damit er bei seiner Wiederkehr mit uns anstoßen könne, ohne Schaden anzurichten.

[Förster trank aus Schillers Becher und erhielt diesen viele Jahre später zum Geschenk.]

Da wir, sagte Frau Körner, heute ~ etwas später

zu Mittag essen, können Sie die Zeit zu einem Spaziergang in das Dorf und auf die nächste Anhöhe benutzen; wollen Sie sich dann ausruhen, so gebe ich Ihnen hier den Schlüssel mit zu dem kleinen Pavillon auf der Spitze unseres Weinberges. Dort war Schillers Lieblingsplatz, wo er oft den ganzen Tag zugebracht. Hernach werd' ich Sie auch in das Zimmer — eigentlich war es nur eine Wirtschaftskammer neben der Waschküche — führen, in welchem er sich notdürftig genug behelfen mußte.

[Förster hatte im Weinberghäuschen ein Gedicht gemacht und auf Bitten der Damen vorgetragen.] Dafür werde ich Sie nun auch nach Tische in die Stube, welche Schiller in den unteren Räumen zu ebener Erde bewohnte, führen, wo er viel an seinem Don Carlos gearbeitet hat, und Ihnen ein, aus 'seinem jammervollen Lager' an mich gerichtetes, sehr humoristisches Klagelied in Originalhandschrift zu lesen geben. Nach Tische führte mich Frau Körner in das eine Treppe tiefer gelegene Schillerzimmer, welches jetzt dem Winzer mit Frau und Kindern zur Wohnung angewiesen war. ~ Da sehen Sie, [sagte Frau Körner] wie eng und kümmerlich ich unseren guten Schiller untergebracht hatte. Und wenn es nur noch ein ungestörter Aufenthalt gewesen wäre; er hatte über, um und neben sich nur störenden Lärm. Seine Nachbarin gegenüber war eine frischmilchende Kuh, welche das jammervollste Sehnsuchtsgebrüll nach ihrem Kinde, von dem man sie getrennt hatte, bei Tag und Nacht vernehmen ließ. Daneben war die Küche, in welcher gebacken, gebraten und gesotten wurde, und, was für Schiller am allerwiderwärtigsten war, von Zeit zu Zeit vier Weiber am Waschfaß standen und flatschten. Von allem Gelärme das einzig ihn angenehm anregende, wie er zu unserer Beruhigung versicherte, war das Fortepiano und der Gesang unmittelbar über seinem Zimmer. Emma* übte fleißig, und Körner benutzte jede

* Echt Förster! Emma, geb. 19. April 1788, übt fleißig 1786!!

freie Stunde zu seinen musikalischen Kompositionen und zum Gesang mit Emma.

[Frau Körner legte dann das erwähnte Gedicht: Bittschrift, Untertänigstes Pro Memoria an die Konsistorialrat Körnersche weibliche Waschdeputation usw. Förstern vor.] ~ Uns, fügte Frau Körner hinzu, hat die Bittschrift damals großes Vergnügen gewährt, und zwar um so mehr, als Schiller doch nur selten zu so launigen Gedichten aufgelegt war, und die der Konsistorialrat Körnerschen Waschdeputation gemachten Vorwürfe, zum Teil wenigstens, unbegründet waren. Wir hatten an diesem Tage eine Mittagseinladung nach Pillnitz angenommen; Schiller hatte nicht Lust, uns zu begleiten, und wir gedachten am Abend wieder zurück zu sein. Ein heftiges, mehrere Stunden lang anhaltendes Gewitter nötigte uns, die Nacht über in Pillnitz zu bleiben. Dafür aber, daß unser Haus- und Wirtschaftsdichter nicht hungere und friere, war hinlänglich gesorgt; was die Waschzosen betrifft, so hatte dies allerdings seine Richtigkeit.

77. Götschen an Bertuch.

Und nun ein Wort von der beifommenden Thalia, 2. Heft. Sie sind ein Freund Schillers, Ihnen kann ich also ein Wort von der Lage dieses Mannes sagen. Sein ganzes Einkommen nimmt er einzig aus der Thalia, er hat also der Sorgen genug. Er strebt danach, nur so viel zu gewinnen, daß er die Medizin mit Eifer studieren kann. Können Sie, teuerster Freund, so unterstützen Sie ihn durch eine Anzeige im Merkur, welche das Publikum für sein Journal einnimmt, und es auf diese Weise eine Quelle des wirklichen Verdienstes wird. Oft hat er sich bitter gegen mich beklagt, daß man dem ersten Heft nirgends eine Kritik gegönnt hat. Tadel wäre ihm willkommen gewesen, aber die bloßen, trockenen Anzeigen des Inhalts, ohne ein Wort über Wert und Unwert, haben ihm sehr weh getan. Ich bin mir bewußt, daß ich mit Anstrengung

des Geistes arbeite, hat er oft geklagt, ich fühle, daß ich nicht unter den Troß von jungen Schmieren gehöre, aber wie behandelt man mich! Ich habe mit Schillern ein halbes Jahr auf einer Stube gewohnt, und er hat mir die zärtlichste Achtung und Freundschaft eingeflößt. Es ist mir sein sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Zirkel, verglichen mit den Produkten seines Geistes ein großes Rätsel. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie nachgebend und dankbar er gegen jede Kritik ist, wie sehr er an seiner moralischen Vollkommenheit arbeitet, und wieviel Hang er zum anhaltenden Denken hat. Er wußte, daß Moriz ihn hämisch in der Berliner Zeitung rezensiert hatte, dem ohngeachtete mpsing er Moriz bei seinem Hiersein mit einer Achtung und mit so gefälliger Zuvorkommenheit, daß ihn Moriz beim Weggehen in seine Arme schloß, und ihm ewige Freundschaft versicherte. Dieser Schiller hat mich und den jungen Huber, künftigen Legationssekretär in Madrid, den Oberkonsistorialrat Körner, anjeßt in Dresden, Jünger, den Dichter, oft mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredsamkeit, mit Tränen in den Augen ermuntert, ja alle Kräfte, ein jeder in seinem Fache, anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir alle haben ihm viel zu verdanken; und in der Stunde des Todes werd' ich mich seiner mit Freude erinnern. Verzeihen Sie der Freundschaft, wenn sie zuviel geplaudert hat, und lassen Sie nichts von dem allen, vorzüglich nichts von der Lage seiner Finanzen, bekannt werden, denn er ist in diesem Punkte äußerst delikat.

78. 1786. Mai. Luise Vistorius.

Man hatte es Schillern von Leipzig aus geschrieben, daß wir nach Dresden kommen würden, und als wir in Meissen am Posthause anfuhrten, wer stand unter dem Torweg? Schiller in einem mausfarben Rock mit Stahlknöpfen. Ich sehe ihn noch vor mir. Das war denn

eine große Freude, und er begleitete uns alsdann aufs Schloß und in die Porzellanfabrik. ~ Weiter nun kamen wir mit Schillern, der geritten war, nach Dresden; ich glaube fast erst am anderen Tag. Dort hatte mein Vater viele Bekannte, und Schiller führte uns zu Körners, zu Stocks und zum Kapellmeister Nauman, wo wir zu einem Konzert eingeladen wurden, in welchem Körner mit seiner Minna sang. Zu einem berühmten Maler, Graff, gingen wir auch miteinander. Schillers Porträt stand auf der Staffelei, noch unvollendet. ~ Ein Porträt von der berühmten Sophie Albrecht, auch einer Liebchaft von Schiller, war sehr schön. ~

Solange die Sitzung dauerte, führte Schiller meine Schwester und mich auf der Brühl'schen Terrasse spazieren. ~ Schillers Betragen war so herzlich und gerade, wie eines Sohnes und Bruders, nachdem das nähere Verhältniß gegen meine Schwester schon längst aufgehört hatte, daß ich gar nicht begreife, wie Schwab zu den Ausdrücken: unwürdige Leidenschaft! u. dgl. kommen konnte.

79. F. Förster.

[Förster traf bei einem Mittagessen bei dem Finanzrat Weiße mit dem Maler Anton Graff zusammen, dieser machte ihn auf die von ihm für Körner gemalten Porträts aufmerksam.] Sie finden von mir [sagte Graff, im Körner'schen Hause] Schiller, die Herzogin Dorothea von Kurland, Körner nebst Frau und deren Schwester, unsere berühmte Pastellmalerin Fräulein Stock und andere Freunde und Verwandte des Hauses. Die größte Not, zuletzt aber auch die größte Freude hat mir aber doch das Porträt Schillers gemacht; das war ein unruhiger Geist, der hatte, wie wir sagen, kein Sitzfleisch. Nun liebe ich es zwar sehr, wenn die Personen mir gegenüber nicht wie Götzen regungslos da sitzen, oder wohl gar interessante Gesichter schneiden, aber Freund Schiller trieb mir die Unruhe doch zu weit; ich war genötigt, den schon auf die Leinwand gezeichneten

Umriß mehrmals wieder auszuwischen, da er mir nicht still hielt. Endlich gelang es mir, ihn in eine Stellung festzubannen, in welcher er, wie er versicherte, sein Lebtag nicht gegessen, die aber von den Körnerschen Damen für sehr angemessen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Er sitzt bequem und nachdenklich, den zur linken Seite geneigten Kopf auf den Arm stützend; ich meine, den Dichter des Don Carlos, aus welchem er mir während der Sitzungen vordeflamierte, in einem glücklichen Moment aufgefaßt zu haben.

80. F. Förster.

Dieselbe Erfahrung, wie Frau von Kalb, daß Schiller für die Phantasie seines Herzens immer eines Gegenstandes in der wirklichen Welt bedurfte, hatte bereits während des Aufenthaltes in Roschwig und Dresden Frau Körner gemacht. Es ist lächerlich, äußerte sie einmal, wenn man geglaubt hat, Schiller habe jemals für mich ein anderes Gefühl, als das der aufrichtigsten Freundschaft gehabt, von einer Schwärmerei für mich, oder Einmischung von Leidenschaft in unser Verhältniß war nie die geringste Spur vorhanden. Sein liebebedürftiges Herz suchte und fand damals Befriedigung außerhalb unseres Hauses. — Im Winter 1787, als Schiller bei uns in Dresden wohnte, bat ich meinen Mann, mich auf die Faschingsredoute zu führen. Ich hatte so etwas noch nie mitgemacht, und doch so viel von den Dresdner Maskeraden gehört. Schiller und Huber unterstützten meine Bitte lebhaft, und meine Schwester brannte noch mehr darauf als ich. Mein Mann als Konsistorialrat, Hochwürden und Sohn eines Superintendenten machte anfänglich einige Schwierigkeiten, willigte aber dann doch zuletzt ein. — Unter dem tobenden Lärm und Geschwirr der hier aus allen Ländern und Völkern versammelten, ausgelassenen Narrenwelt wurde mir ganz unheimlich zumute; ich ließ den Arm meines Mannes nicht los, Huber führte Dorchon, und so war

Schiller auf sich und sein gutes Glück angewiesen. Nach einigen Stunden verließ ich mit Körner und meiner Schwester den Redoutensaal, und wir fuhren nach Haus. Schiller und Huber blieben noch da, und von letzterem erfuhr ich, daß Freund Schiller von der Maskenfreiheit sehr ungenierten Gebrauch und eine ihm sehr zusagende Bekanntschaft gemacht habe. — Auf diesem Maskenballe befand sich Frau von Arnim, Gardedame der Hofdamen, mit ihren drei Töchtern, von denen die zweite für ausgezeichnet schön und ~ kokett galt. Sie hatte die Maske einer Zigeunerin gewählt; dies gab ihr die Freiheit, einem jeden ihre Künste und Dienste als Wahrsagerin anzubieten. Sobald Frau von Arnim davon Kenntniß erhalten hatte, daß Schiller, der berühmte Dichter der Räuber, sich gegenwärtig befinde, veranlaßte sie ihre schöne Tochter Natalie, ihm allerhand schmeichelhafte Prophezeiungen zu sagen. Schiller nahm dies sehr wohl auf und blieb die ganze Ballnacht hindurch ihr unzertrennlicher Gefährte. Von jetzt ab fehlte Schiller jeden Abend an unserem Teetische; ich dachte mir gleich, wo er seine Abende zubringe, und sagte es ihm auf den Kopf zu. Er machte kein Geheimniß daraus, gestand mir sogar zu, daß er sich in allem Ernst um die Hand der zweiten Tochter, der schönen Natalie, bewerbe. Da mir die Leichtfertigkeit der Mutter und ihrer Tochter nicht unbekannt war, ließ ich es an Warnungen nicht fehlen; es war vergeblich. Unser Freund war ganz toll und blind verliebt, und selbst nachdem ich ihm die Überzeugung verschafft hatte, daß er nicht der Allerbegünstigste in jener Familie sei, ließ er sich nicht abwendig machen. — Als er einige Abende sich wieder an unserem Teetische einfand und ganz verdrießlich mit dem Ausrufe: habe schon wieder niemand zu Haus gefunden! in das Zimmer trat, gab ich ihm den, ihm sehr unerwünschten, ihn jedoch von seiner Leidenschaft keineswegs heilenden Aufschluß, daß Frau von Arnim und ihr Fräulein für ihren Freund Schiller nicht zu Haus seien, weil

entweder der splendide Graf Waldstein aus Dur, oder der jüdische Bankier — ich glaube Eppsteins hieß er — die an diesem Abend Begünstigten waren. Letzterer stand in dem Rufe, freigebig nur gegen Damen, sonst aber ein schmutziger Geizhals zu sein. ~

Mittlerweile machte Frau von Arnim und ihre schöne Natalie uns noch vielerlei Sorgen. Schiller war in einem Zustande leidenschaftlicher Aufregung, so daß er ganz offen gestand, daß ihn die Ungewißheit, ob er auf Erfüllung seiner Wünsche hoffen dürfe, oder sie aufzugeben gezwungen sei, unfähig zu jeder Arbeit mache. Da bewährte mein guter Körner sich wieder als wahrhafter Freund. In Dresden durfte Schiller jetzt nicht bleiben, und da das Wetter noch zu rauh war, um in das Weinberghaus nach Loschwitz zu ziehen, schlug mein Mann dem Freunde vor, auf einen Monat nach Tharandt zu ziehen. Schiller erkannte, wenn auch mit schwerem Herzen, die Notwendigkeit an, aus den Umgarnungen, in welchen die verführerische Armide ihn gefangen hielt, sich dadurch zu befreien, daß er Dresden auf einige Zeit verlasse. Der Koffer wurde gepackt, und um sicher zu sein, daß er nicht etwa auf halbem Wege wieder umkehren möchte, brachten wir ihn selbst nach Tharandt, und sorgten dort für ein leidliches Unterkommen. Die ersten Briefe, die er uns von da schrieb, lauteten nicht sehr erbaulich.

[Es war nach Körners Tode, daß Frau Körner dies Förster erzählte.]

Es geschah, erzählte mir Frau Körner, auf meine Veranlassung, daß mein Mann Schillern, der sehr nach Lektüre verlangte, das damals viel gelesene Buch *Les liaisons dangereuses* schickte. Er mochte die Anspielung verstehen, doch ließ er dies unberücksichtigt, und wir wurden immer besorgter um ihn. Tharandt war ferner nicht der Ort, in welchem Schiller ungestört hätte arbeiten können. Er selbst sah dies ein, gab dem wohlgemeinten Räte meines Mannes Gehör und richtete ein Schreiben an den Koadjutor

Freiherrn von Dalberg, worin er dessen Verwendung bei dem Herzoge Karl August von Weimar zu einer Einladung nach dem gefeierten Musensitze nachsuchte. Diese erfolgte im Juni oder Juli 1787, und wie schmerzlich es uns auch war, unseren durch herzliche Freundschaft so innig mit uns verbundenen Freund von uns scheiden zu sehen, so hatten wir doch die Beruhigung, ihn aus den liaisons dange-reuses befreit, und einer hoffnungsreichen und ehrenvollen Zukunft entgegengehen zu sehen.

81. Ernst v. Brunnow.

Wichtig für die poetische Ausbildung des Dramatikers war auch Schillers Umgang mit mehreren Mitgliedern der damaligen Dresdener Theaterwelt. Am meisten wurde von ihm die geistreiche und liebenswürdige Schauspielerin Sophie Albrecht ausgezeichnet. Sie war auch die Vertraute Schillers in seinem Liebesverhältnis zu Fräulein v. Arnim, einer der ersten damaligen Schönheiten der Hauptstadt. Die Mutter des Fräuleins fühlte sich durch diese Eroberung des gefeierten jungen Dichters geschmeichelt; doch war alles bei ihr nur auf den erhöhten Glanz der Tochter, keineswegs aber auf das dauernde Lebensglück der beiden Liebenden abgesehen. Die Tochter hatte Schillers Neigung anfangs wirklich mit Gegenliebe erwidert, als sich aber begüterte aristokratische Bewerber fanden, mußte sich das Mädchen in das Intrigenspiel der Mutter willig fügen, und der arglose Dichter wurde plötzlich durch bittere Enttäuschung aus seinem geträumten Paradiese geschleudert. Fräulein Arnim hat jedoch, wie Referent aus sicherer Quelle weiß, Schiller nie vergessen, sein Bild und seine Briefe treu bewahrt. Erst im höheren Alter hat sie letztere verbrannt, fürchtend, daß sie nach ihrem Tode zur Publizität gelangen und sie und ihre Mutter kompromittieren dürften.

82. G. Parthey.

Während seines Dresdener Aufenthaltes stand Schiller mit dem Körnerschen Hause in ununterbrochener freund-

schaftlicher Verbindung. Maria Körner erzählte mir, daß er schon damals die üble Gewohnheit gehabt, nach Tische, und manchmal sogar abends auf dem Sofa einzuschlafen, ohne die Kniegürtel aufzulösen; dadurch sei das Blut ins Stocken geraten, und es sei gar keinem Zweifel unterworfen, daß dies mit zu seinem frühzeitigen Tode beigetragen.

83. November 1786. K. Graß.

Ich lernte außerdem [in Dresden] Herrn Schiller, den Verfasser der Räuber und des Stückes Kabale und Liebe, wie auch die berühmte Dichterin Sophie Albrecht kennen, und hätte mir die allerangenehmsten Tage versprechen dürfen. ~

Graß hatte den Plan gehabt, seine Studien in Göttingen fortzusetzen; aber mit der Umstand, daß der Herr Rat Schiller, der Mann von so großem Genie, nach Jena kam, veranlaßte ihn, seinen Plan zu ändern und hier zu bleiben. Es scheint, daß er sehr bald bei Schiller Besuch machte und freundliche Beziehungen zu ihm gewann.

Der Verkehr mit Schiller ~ wirkte in Graß, wie er sagt, was nie ein Mensch durch seine Worte und Gedanken in ihm gewirkt habe; hier erst empfand er ein hohes Gefühl der Veredelung. In der Geschichte meines Geistes und Herzens und meiner ganzen Humanität, schrieb* er später aus Italien an Schiller, komme ich immer auf Sie zurück, meine Liebe für Sie geht mit mir durch das Leben.

84. Götschen an Bertuch.

Ich glaube nicht, daß Schiller Pläne auf weimarische Dienste macht. Er wird, glaube ich, eine Zeitlang bei Ihnen privatilisieren. Mir kam es vor, als wenn ihn irgendeine Bekanntschaft dahin zöge.

* Briefe von Karl Graß, dem Maler und Dichter, an (H.) D(iedrichs) im Rigaer Tageblatt 1899, Febr.

1787—1790.

85. J. Ch. Reinhart.

Zu Reinharts vertrautem Umgange [in Meiningen] zählte überdies der Bibliothekar Reinwald, der sich unlängst mit Schillers Schwester vermählt hatte. Diese zu besuchen und zugleich seine mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, wiederzusehen, kam Ende des Octobers 1787 Schiller nach Meiningen. Er sprach sich in seinem Briefe an Körner herzlich erfreut darüber aus, daselbst auch Reinhart wiedergefunden zu haben, der ganz der alte und brave Kerl geblieben, und mit dem er während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in der Werra-Residenz oft zusammen war. Reinhart benutzte diese Gelegenheit, um Schillers Porträt zu zeichnen, das uns erhalten blieb als eines der schätzbaren Bildnisse des großen Dichters. Dieser meinte, wie sein malender Freund bisweilen den Pegasus besteige, könne er selbst es wohl auch einmal mit dem Abkonterfeien versuchen, und so zeichnete er seinerseits ein Porträt Reinharts, das für eine Dilettantenhand gar nicht übel ausgefallen sein soll.

86. Charlotte v. Schiller.

Zwei Jahre hatte er in Dresden verlebt und viel auf sein künftiges Leben vorgearbeitet, theils durch der Freunde Umgang, theils durch wissenschaftliche Ausbildung. Mit Wieland war er schon in eine Art Bekanntschaft gekommen.

Frau von K(alb) hatte seinen Empfang in Weimar vorbereitet und ladete ihn wiederholt ein, diese Stadt nicht unbeachtet zu lassen, die so viel für die Bildung Deutschlands leistete. Goethe und Herder machten mit Wieland diesen stillen Ort zu einem wünschenswerten Aufenthalt. Goethe war noch in Italien, als Schiller ankam. Wielands liebliches Wesen, sein Geist, seine Kenntnisse, alles zog den jungen Dichter an, der sich selbst auf das vorteilhafteste durch Don Carlos angekündigt hatte. In Wielands und Rein-

holds Nähe, der damals bei seinem Schwiegervater lebte, war ein reiches Leben. Wenn der ältere Dichter den jüngeren über den zu großen Reichtum seiner Phantasie zur Rede stellte, und manche Wendung anmutiger und leichter in seinen Werken wünschte, stand Reinhold mit seinem philosophischen Blick gegenüber und wollte den Dichter gern zum Schüler gewinnen. Bode und manche gebildete Geschäftsmänner, die es gelernt hatten, daß die Musen auch auf den Altar der Gerechtigkeit einen Kranz legen müssen, wenn sie weitumfassend wirken sollten, suchten den Dichter auf, freuten sich seines Anteils und seiner Mitteilung. So wurde eine neue Periode des Lebens begonnen. Im Jahre 1787 hatte er sich von seinen Freunden, von seiner Liebe losgerissen, und manche wehmütige Erinnerung folgte ihm in das ruhige Ilmtal. Den Eindruck, den dieser von allen Schönheiten der großen Natur entblößte Landstrich darbietet, spricht er selbst in den Worten aus:

Meine Ufer sind arm usw.

Währenddessen hatte sich Schillers ältere Schwester in Meiningen verheiratet. Frau von Wolzogen, die schützende Freundin, war ihm stets nahe geblieben, und die Briefe des Dichters zeigten, wie sehr er ihren einfachen liebenden Sinn ehrte, und wie ihr warmes Gefühl dem Dichter nachempfinden wollten, ohne dem Flug seines Geistes folgen zu können. Im Winter wurde er veranlaßt, Schwester und Freundin zu besuchen; er fand dort den Sohn der Freundin, den er als seinen Bruder und Freund liebte, und ludete ihn ein, ihm nach Weimar, wohin er den Winter zurück ging, zu folgen. Dieser, der seine nahen Verwandten in Rudolstadt besuchen wollte, versprach zu kommen, wenn der Freund ihn erst nach Rudolstadt begleiten wollte. Dieser Antrag wurde angenommen, und so machten sich beide Freunde an einem heiteren Wintertag auf die Reise.

87. Jean Paul.

Meine moralischen Einwürfe gegen die Scheidung [der Frau von Kalb] wurden durch die zehnjährige Entfernung des Mannes widerlegt und durch den früheren Vorsatz für Schiller.

88. 1787. Juli 21. Charlotte v. Kalb.

Als ich Schiller nach längerer Zeit wieder sah, sagte er: Ich habe Sie nicht gesehen, auch keine Kunde von Ihnen vernommen, denn der Name ist uns heilig, wir mögen ihn nicht aussprechen vor den Gleichgültigen. So ist mir manches verborgen geblieben. Noch habe ich bisher gescheut zu fragen, ob Sie einen Brief, den ich im Juni (1787) aus Dresden abgeschickt, erhalten haben. Eine Antwort darauf habe ich nicht empfangen.

Ich war betroffen, denn jetzt war es mir klar, daß ich an jenem Abend einen dritten Brief erhalten, der mir entrückt worden sei. Dies sagte ich und er sprach:

Es ist mir leid — denn unmöglich könnte ich wiederholen, was ich dazumal meinte, Ihnen sagen zu müssen.

Er zeigte mir auch das Bildniß des Fräulein von Arnim, und es erwies, wie schön sie, wie sehr sie dieses Lobes wert sei. — O, selten ist Schönheit, und so eilend dahin!

89. 1787. Nov. 25. Wilh. v. Wolzogens Tagebuch.

Bauerbach. Geburtstag — Kirche — Tafel — Bregel mit Lichterchen, Kinder — Fabrik — abends 9 Uhr Schiller — mit Schwester und Reinwald — Tanz der Kleinen.

Den 26. Gesellschaft beisammen — Don Carlos. Juden Present.

Den 28. Mit Schiller nach Meiningen — abends wieder zurückgeritten — Komödie — schlecht.

Den 5. Dez. Morgens früh $\frac{1}{2}7$ mit Schiller nach Rudolstadt — Suhl — Gewehrfabrik, einzelne Professionisten — 5 Stunden — Ilmenau — 5 Stunden — daselbst logiert — Eisenbergwerke.

Den 6. Morgens um $1\frac{1}{2}$ 7 Uhr fort — Königssee — Rudolstadt um 4 Uhr.

Den 7. Schiller nach Weimar.

90. 1788. Febr./März. Charl. v. Lengefeld an Wilh. v. Wolzogen.

Schiller war auch oft mit uns, und hat mich und Frau von Imhoff (bei der ich wohne) oft besucht, er gewinnt immer mehr bei näherer Bekanntschaft, sein Plan ist, diesen Sommer einige Monate hier [in Rudolstadt] zu wohnen, da habe ich denn eine Wohnung in Kumbach für ihn ausgedacht, da werden wir, hoffe ich, manchen freundlichen Abend in seiner Gesellschaft verleben — wenn Sie doch auch mit uns wären! Er hat so einen leichten Umgang, den doch sonst Menschen von seinem Kopfe nicht haben, und ist so einfach und gut, daß man gar gern mit ihm umgehen mag.

91. 1788. April 10. Charlotte v. Kalb.

Es war im Februar, wo der Präsident von Kalb uns einlud, nach Waltershausen zu kommen, um dort eine Vollmacht zu unterschreiben. ~ Bis Gotha begleitete uns [auf dem Rückwege nach Weimar] der Präsident, wo er mit seiner Schwägerin, der Frau von Uechtritz, Verabredungen zu treffen hatte. Als wir eben zu einem Mahl fahren wollten, ließ sich Schiller mit Huber melden. Daß ich diesen Besuch nicht annahm, hat mir letzterer verdacht, — doch war es nicht zu ändern; und es war gut, denn unsere Geistesklänge wären wohl sehr verstimmt gewesen. Ähnliches begegnete uns auch in Weimar, denn bei einem krankhaften Anfall mußte ich wieder ihm absagen lassen.

Der Mann sieht die Verhältnisse, wählt daraus, und sucht mit Unterscheidung zu sammeln; das Weib hingegen ist einer Gesinnung, hat weder Wahl noch Unterscheidung. Es ist ihr Gesetz, und weil sie dies umfaßt, so kann sie die Unterscheidungen in der Gesinnung nicht wahrnehmen, wohl aber die der bürgerlichen Verhältnisse. So forderte er schriftlich oft, ich möchte doch zu ihm kommen, er könne

nicht ausgehen. Obwohl geneigt, konnte ich doch wissen, daß solches unmöglich, und nur Ungestümes bereiten müsse. Auch dieses Versagen tadelte er.

92. 1788. Mai. Karoline v. Beulwitz an Wilh. v. Wolzogen.

Schiller ist seit einigen Tagen hier [in Rudolstadt] (er wird Dir wohl selbst schreiben), uns ist recht wohl mit ihm und gar nicht fremd, sein Umgang freut uns sehr, er ist wirklich ein vortrefflicher Mensch, der sehr fein und edel ist, und im allgemeinen Leben durch die Überlegenheit seines Geistes niemanden drückt. Deine Ankunft hier wurde mir wieder so lebendig durch die seine.

93. 1788. Mai 29. Ludwig Friedrich Prinz v. Schwarzburg-Rudolstadt's Tagebuch.

Den 29. Mai machte ich wieder eine neue Bekanntschaft mit einem jungen Gelehrten, der so jung als er ist, doch schon vieles Lesenswürdige geschrieben hat, mit dem Herrn Rat Schiller. Er war im Beulwitzschen Garten, wo ich bis ein viertel auf 11 Uhr des Abends in einer vergnügten Gesellschaft den angenehmen Geruch der schönen Baumbäume genoß.

94. Juni 14. Desgleichen.

Den 14. Juni (Sonabend) waren wir abends nach Tafel in einer recht vergnügten Gesellschaft im Baumgarten. Die Frau von Kengefeld hatte mit ihrer Familie und noch mit anderen Dames, mit Fräulein von Wangenheim und mit Herrn Rat Schiller da gegessen. Die blinde Fräulein von Büнау war auch zugegen. Es wurde gesungen, auf dem Schiffchen gefahren und spazieren gegangen. Erst nach 11 Uhr ging die ganze Gesellschaft mit uns singend den Schloßberg hinauf und sodann auch Herr Rat Schiller nebst den übrigen Dames in die Stadt nach Hause.

95. Juli 7. Desgleichen.

Den 7. Juli war die Frau Hofrätin von Beulwitz mit ihrer Schwester, mit dem Herrn von Wolzogen und mit dem

Herrn Rat Schiller in der Bibliothek und im Bilderkabinett. Ich zeigte ihnen noch einige Gemälde im Saal und in den neuen Zimmern. Weil Schiller Freund von schönen Ausichten ist, stiegen wir auf den Schloßthurm hinauf, wiesen ihm den Schloßgarten und die Esplanade.

96. 1788. Juli 11. Ludwig Friedrich Prinz v. Schwarzburg-Rudolstadt's Tagebuch.

Abends nach 8 Uhr wurde von den Mitgliedern der französischen Gesellschaft eine Komödie aufgeführt. Das Theater war im Gartenhause der Frau von Lengefeld. Das Stück, das wir spielten, war aus den Werken des Voltaire genommen und l'écossaise überschrieben. Ich spielte die Rolle des Monrose. Der Herr von Wolzogen gab das Theater an, auch sah Herr Rat Schiller mit zu.

97. Juli 19. Desgleichen.

Den 19. Julius war ich bei Lengefelds. Ich zeichnete mit der Frau Hofrätin. Der Herr von Retelhardt las uns in der neuen Geschichte des Herrn Schiller vor. Gegen Abend trat der Verfasser dieser Geschichte zur Thür herein und lud die Gesellschaft zu einem Spaziergang ein. Wir gingen über den Damm, und in die Stadtkirche, und sahen die Verwüstungen, die durch das Gewitter entstanden. Auch wallfahrtete Herr Schiller (als guter Geschichtsschreiber) zu dem Grabe der heldenmütigen Katharina.

98. 1788. August Anfang. Charlotte v. Lengefeld an Schiller.

Es fällt mir eben ein, daß Sie gestern meine Übersetzung aus dem Ossian sehen wollten. Ich schicke sie im Vertrauen auf Ihre Güte, daß Sie nachsichtig gegen mich sind.

99. 1788. August 31. L. F. Prinz v. Schwarzburg-R. s. Tagebuch.

Abends nach Tafel war ich mit Fräulein von Beulwitz* bei dem Herrn Hofrat von Beulwitz in einer sehr vergnügten Gesellschaft. Herr Rat Becker und Herr Rat

* Hofdame Ulrike v. Beulwitz, Schwester des Hofrat v. Beulwitz.

Schiller waren da. Es wurde das Lied an die Freude nach Körners Komposition gesungen.

100. 1788. Sept. 7. Charlotte v. Schiller.

Im Jahre 1788, wo ich in Weimar war, war Goethe noch in Rom, und kurz nach seiner Rückkunft im Sommer, kam er nach Kochberg und Rudolstadt, und ich weiß mir noch zu besinnen, daß sie zusammen an der Saale herumgingen und Schiller sehr zufrieden mit seinem Gespräch war.

101. 1788. Herbst. Caroline v. Beulwitz an Schiller.

Sagen Sie mir, was ist zwischen uns? Daß etwas es ist, fühle ich. ~ Sie wissen, ich sagte es Ihnen oft, welch schönen Einfluß Ihre Freundschaft auf mein Leben hat, wie mein Dasein weiter, reicher und wahrer durch die Aufschlüsse ihrer großen Seele wird — ich kann es nicht dulden, daß sich Wolken zwischen uns zusammenziehen, ich wünsche zu sehr, daß ewige Klarheit zwischen uns sei. Fanden Sie mich einen Moment von Laune verspannt und mißtönend? Sie verstanden es ja sonst wohl, das Bleibende von dem Vergänglichen in meinem Wesen zu scheiden.

102. 1788. Charlotte v. Kalb.

Es war im Herbst, als Schiller wieder zurück kam. Frau von Imhoff, die mich besuchte, sagte, daß er ihr einen Brief von Lottchen überbracht und er recht gefällig von seinem Aufenthalt erzählt habe. — So kam er zu mir, und übergab auch mir einen Brief, worin sie um meine Freundschaft bat. Sie war mir stets hold erschienen, aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt. Ich sprach zu ihm: Ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, — aber verschieden ist unsere Ansicht für unsere Zukunft, und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig ferner Briefe überlästig sind. — Er verneinte es nicht, doch später erkannte ich, es sei ihm empfindlich gewesen.

103. Wieland an Reinhold.

Ich bekomme Schillern kaum in vier Wochen einmal zu sehen, und weiß nicht, was für Freunde er in Jena hat, und durch was für Kanäle er seine Professur (ohne Gehalt) bekommen hat. Wie es ihm gelingen wird, muß der Erfolg zeigen: ich habe (soit dit entre nous) keine große Meinung davon. Er ist ein edler und guter Mensch, aber singular, und was die Franzosen *peu liant* nennen. Danken Sie den Göttern, daß es so ist; er würde Ihnen nur manche Stunde nehmen, die Sie besser anwenden.

104. 1789. Mai 26./27. Brief eines Ungenannten.

~ Daß man hätte vor Staub ersticken mögen! — Er sagte viel Gutes, und ut Schiller, noch mehr Schönes und Schöngesagtes. Von seiten des Vortrags, der Deklamation, hätt' ich mehr von ihm erwartet. Seine Postulate sind mitunter überspannt, und verfehlen dadurch den vorgesezten Zweck. Morgen zur nämlichen Stunde wird er fortfahren, uns vollends zu beweisen: daß man ohne gründliches Studium der Universalgeschichte nicht selig werden könne. —

Das ist doch ein Erzgenie der Schiller. War heute wieder dort, es war das Gedräng noch ärger als gestern, wenn's möglich ist. Ich kam um dreiviertel, das Vestibül war aber sogar schon vollgepfropft. Ich drang mich doch nach und nach bis ans Auditorium durch. — Schon nach 5 Uhr hatte das Auditorium angefangen voll zu werden, ja einige wollten behaupten, verschiedene, die bei Griesbach Exegesen hörten, seien seit 11 Uhr dageblieben und haben sich das Essen ins Auditorium tragen lassen, um ihre Plätze nicht zu verlieren. — Ich lasse dies billig auf seinem Wert oder Unwert beruhen; ihm sei wie ihm wolle, genug, Schiller zeigte sich wieder besonders als ein Kunstschema *primi ordinis*. — Universalgeschichte stellt er dar als einen conus: sie fängt aber bei der Basis an und geht herunter bis auf die Spitze . . . ich dachte da wunder, wie paradox ich schon sei; aber der machts nun vollends

breit; ich dachte, man müsse anfangen Menschengeschichte, sobald es Menschen gibt, wenigstens so gut wir sie aus den wenigen alten Denkmalen zusammen flicken und zusammen philosophieren können, und dann die Entwicklung der Menschheit herunter verfolgen, sie aber nicht, wie man gewöhnlich tut, da abbrechen und in Staatengeschichten zerstückeln, wo sie juist am reichhaltigsten und interessantesten zum Großen sich vorbereitet und entknoftet: aber Schiller ist damit nicht zufrieden, er will sie juist da anfangen, wo andere sie aufhören lassen, bei der Völkerwanderung. Ich muß gestehen, daß ich es noch nicht recht einsehen, und spitz kriegen kann, und bin daher sehr begierig auf seine Gründe, ich werde aber damit nicht bis über acht Tage warten (denn er liest nur zweimal wöchentlich), sondern will ihn doch morgen besuchen, wiewohl ich eigentlich mit ihm trugen sollte, denn er als Landsmann übergang mich, da er seine ersten Visiten machte, da sich doch ein neuer ordinarius, Voigt, und extraordinarius, Götting, die Ehre gegeben haben, mich — wenigstens par billet, wie überall — zu besuchen.

105. 1789. Sommer. Karoline v. Wolzogen.

Nach diesem Briefe [an Charlotte von Lengefeld vom 24. Juli 1789] kam Schiller in Rauchstädt an; der Plan, mit seinem Freund Körner in Leipzig zusammenzutreffen, gab den Schein der Absichtlosigkeit. Die Erklärung erfolgte in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein muß. Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe, und versprach ihm ihre Hand.

Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnötige Sorge zu ersparen, sollte noch alles für sie geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehaltes gewiß würde, der seine Existenz in Jena sicherte; eine solche konnten wir von dem Herzoge

von Weimar erwarten. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Einem anderen Verhältniß, was sich ankündigte, war sie durchaus abgeneigt. Schillers ganzes Herz, alle seine Hoffnungen für das Leben, hingen an dieser Aussicht. Bei unseren einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußeren Glanz, sah ich in eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester, und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnisse.

Wir lernten Körner in Leipzig kennen, und selbst in einem sehr flüchtigen Zusammensein fühlten wir, wie sehr er Schillers Freundschaft verdiene. Auch unsere lebenswürdige Freundin [Karoline von Dacheröden] wurde Schillern sehr wert. Unser vereintes Leben in Raachstädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalles, der die Freundin traf, abgerechnet, sehr heiter. Hier laß uns zuerst ein Bekannter den Sturm auf die Bastille mit Enthusiasmus vor. Wir erinnerten uns oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte, und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie unserem jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien, und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel. Schiller wollte die Ferien in Rudolstadt zubringen ~.

Endlich kamen die Ferien; Schiller bewohnte wieder sein Haus in Volkstädt, und brachte Morgen- und Nachmittagsstunden bei uns zu, da die Abende größtenteils der Mutter gehörten. Das Geheimnis der glücklichen Liebe zwischen ihr und uns, welches zu ihrer Ruhe nötig war, empfanden wir als eine ungewohnte Störung, doppelt schmerzlich in dieser goldenen Zeit; denn immer hatte Offenheit unter uns gewaltet; doch tröstete uns der Mutter sich stets gleich bleibende Achtung und Freundschaft für Schiller.

Dieser arbeitete an seinen Vorlesungen, an der Thalia und dem Geisterseher, und schweifte in den schönen Herbsttagen in der Gegend umher, in der Erinnerung und Hoffnung ihn anlächelte. Auch manche poetische Pläne und Stimmungen entsprangen diesen Wanderungen, auf denen wir ihn oft begleiteten. Die Liebe und die sichere Aussicht auf ein glückliches häusliches Leben, welches immer seine Sehnsucht gewesen war, bildeten einen lichten Grund in seinem Gemüte; aber die Ungewißheit der Epoche, wo Lotchen mit ihm leben könnte, erzeugte auch oft Sorge und Unruhe.

Es graute ihm vor der Einsamkeit in Jena. Der günstige Moment, seine Bitte dem Herzog von Weimar vorzutragen, lag noch fern, und an ihrer Erfüllung konnte man doch nicht zweifeln. Da alles an der Festigkeit der Existenz, die die Mutter beruhigen konnte, hing, so erging sich unsere Phantasie in tausend Planen, die dazu führen konnten. Städte, Länder und Verhältnisse mit wohlgesinnten Menschen, die mir der Gestaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Phantasie durfte, wie Aladdin's Zauberlampe, nur gescheuert werden, und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor uns aus.

Schiller mußte nach Jena zurückkehren, und Briefe, der Trost getrennter Liebe, flogen wieder hin und her.

106. 1789. Dezember. Karoline v. Beulwitz an Karoline v. Dacheröden.

Wir lebten vier Stunden mit Schiller. ~ Mein Plan gefällt Schiller nicht, vorzüglich fürchtet er bei indelikaten Auftritten mit ursus [von Beulwitz] und mir nicht Mäßigung genug zu haben und seinen Eltern Schmerzen zu machen, wenn er sich wieder aus einem festen établissement reißt. O einzig ist diese Seele an Kraft und Güte! Er will igt noch einige Jahre in Jena bleiben und Lotte soll künftigen Sommer mit ihm leben. ~ Da Schiller kein Vermögen hat, so müßten wir auf die Zukunft für Lotte denken.

Mama wird ruhiger dabei so sein und ich hoffe, Schillers Existenz in Jena soll ihm leidlicher werden mit Lotte; ich kann viel mit ihnen leben und kleine Entfernungen werden gut auf Lotte wirken. Ich fühle es in unserem Zusammensein, ganz ist der reine Klang noch nicht wieder unter uns. Ich war ein paar Minuten mit ihm allein, er schloß mich feuriger an sein Herz und verbarg sein Gesicht in meinen Händen, ich konnte wenig sprechen . . . Ach was nennt die Seele, wenn sie in ein Gefühl aufflammt! Ich sehne mich so ~ mit ihm zu sprechen, den vollen Sinn seiner Seele zu verstehen. Wie hat das Schicksal dieses verschlungen! . . . An Mama schreibe ich nächstens über dieses Verhältniß; sie muß doch vorbereitet sein, da es sich so bald entwickelt; sie kann im Reellen nichts einwenden, denn Lotte und Schiller können in Jena artig leben.

107. 1789. Karoline v. Wolzogen.

Vom Dezember 1789 an lebte meine Schwester eine Zeitlang mit mir in Weimar, da die gute Mutter uns gern während H[errn] v. B[eulwitz]'s Abwesenheit einen lebhaften Winteraufenthalt vergönnte. Schiller besuchte uns beinahe jede Woche. Auch mit unserer Freundin in Erfurt lebten wir in Besuchen und Gegenbesuchen auf die angenehmste Weise.

Auf die günstige Antwort des Herzogs von Weimar, der mit vieler Bereitwilligkeit einen fixen Gehalt zusicherte, wie die Umstände es erlaubten, erfolgte die [briefliche] Erklärung Schillers an unsere Mutter. Sie antwortete zusagend ~ und nichts stand jetzt der Vereinigung der Liebenden mehr entgegen. ~

Unsere treue Freundin, Frau von Stein, war uns bei dieser ganzen Verhandlung hilfreich; und ihr schöner Verstand und ihr treues warmes Herz waren ihren Freunden in jeder Verlegenheit eine sichere Zuflucht. Schillers Charakter hatte ihre Achtung gewonnen, wie sein Talent. ~

Die nähere Bekanntschaft [Schillers] mit dem Roadjutor Freiherrn von Dalberg öffnete die schönsten Aussichten für die Zukunft, die auch der guten Mutter viel Beruhigung gaben. Er interessierte sich mit vollem Herzen für Schiller und das Glück seiner Liebe. Er versprach, sobald er Kurfürst würde, welches bei dem hohen Alter des damaligen Regenten in kurzem zu erwarten war, Schillern ganz nach seinem Wunsch und Sinn anzustellen, und bat mich, meiner Mutter zu sagen, daß ihre Tochter auch in der äußeren Existenz sich durch diese Heirat nicht aus ihrem gewohnten Kreise gerissen sehen sollte. Wir wußten durch unsere Freundin, daß er Schillern einen Gehalt von 4000 Fl. zubachte und ihm den ganz freien Gebrauch seiner Zeit dabei überlassen wollte. ~

Während unseres weimarischen Aufenthaltes machte Schiller auch die Bekanntschaft Wilhelms von Humboldt, der durch das ganze Leben mit ihm in einem innigen Verhältnisse blieb. ~ Er wurde der Gatte unserer Freundin, und die innige Verbindung mit diesem lieben, und durch so viele Vorzüge ausgezeichneten Menschen war eine der schönsten Lebensblüten, die das Geschick uns darbot. ~

Es waren heitere Tage. In der engen Verbindung eines kleinen Kreises guter und geistvoller Menschen, wo jedes seine Originalität behauptet, und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt, liegt wohl immer der reinste Lebensgenuß, und der daraus entstehende Kontrast mit der übrigen fremden Welt, wo alles an Berechnung, Rücksicht und Beschränkung mahnt, erzeugt manche komische, wunderliche Situationen, die jenem Genuß eine eigene Würze geben. Das Glück jedes menschlichen Wesens war uns heilig; nichts als die Wahrheit galt; aber belästigt wollten wir so wenig als möglich durch fremde Existenzen sein, die uns Leerheit und Flachheit darboten; und vielleicht achteten wir zuweilen der notwendigen Weltformen nicht genug, fehlen in der Art, sie von uns abzureißen, und jugendlicher Scherz geriet in Übermut.

Um unsern edlen Freund und Beschützer Dalberg dachten wir uns in der schönsten Gegend von Mainz ein herrliches Leben. Sein großer, immer lebendiger Geist, mit wahrhaft kindlicher Güte des Herzens, wie sie dem Genie eigen ist, vereint, gaben dem Leben mit ihm einen Zauber, der das Herz unwiderstehlich anzog. ~ Schwerlich hat je ein so schönes Leben existiert, als es unsere Phantasie dichtete. Dalberg hörte unsern Träumen oft lächelnd zu; dann verfinsterte aber oft tiefer Ernst seine Züge, und er sagte: Kinder, denkt euch das ja nicht als etwas Gewisses; mancher Sturm kann das alles umstürzen. Er ahnte als Staatsmann die Zerstörung des Vaterlandes und seiner Aussichten.

Die Pariser Begebenheiten waren natürlich oft der Gegenstand seiner Gespräche, und ich erinnere mich, daß er, wenn wir uns des Geistes und der schönen Reden der Nationalversammlung erfreuten, sagte: es sei unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde. Schiller mußte vermöge seiner inneren Natur sich stets und bald wieder von der fröhlichen Seite des Lebens zur ernsten wenden; er war ein Tasso; auch er konnte von sich sagen:

Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,

So ist das Leben mir kein Leben mehr — ~

In diesem Winter wurde Kogebues Menschenhaß und Reue zuerst in Weimar gespielt. Schiller bat uns, mit ihm ins Theater zu gehen, da er das Stück gern sehen wollte. Wir blieben ganz ungerührt, und spaßten über die vielen falschen sentimentalischen Dinge und Motive, die es enthält. Schiller kannte den Standpunkt des Geschmacks im großen Publikum und sagte vorher, daß Kogebue viel Glück machen würde.

108. 1790. Januar. Joh. Mich. Maufe an Vertuch.

Gestern war ich bei dem Herrn Professor Schiller, denn er schickte mir ein Billett und verlangte Geld auf den

zweiten Band; ich habe ihm wieder, wie beiliegende Quittung zeigt, einundfünfzig Taler bezahlt und er wünscht bald wieder soviel. Auch sagte er, daß er mit dem bestimmten Honorar, pro Bogen einen Carlb'or, nicht auskommen könnte, weil seine Mitarbeiter noch fast mehr verlangten und er also seine Arbeit umsonst tun müßte. Das Format wäre zu groß und zu kompreß, es ginge zu viel auf einen Bogen. Er hätte, wie er mir sagte, auch schon deswegen mit Ihnen gesprochen und wir müßten darüber einig werden. Ich habe aber vor mir noch nichts gewilliget und nahm immer neue Ausflüchte. Überhaupt merk ich, daß der Herr Professor vieles Geld braucht. Er tat mir auch zugleich einen neuen Vorschlag, nämlich er will seine ganze Abhandlung über seine Vorlesungen herausgeben, welche bereits im Manuscripte schon fertig liegen, doch aber unter $\frac{1}{2}$ Jahr noch nicht könnte gedruckt werden. Da verlangt er aber gleich die Hälfte des Honorars im voraus, und er will mir das Manuscript zum Unterpfande geben. Er will dieses schriftlich aufsetzen und alles entwerfen und mir zur Überlegung zuschicken, da Sie es denn auch gleich haben sollen. Ich weiß aber nicht, ob das auch ratsam ist, überhaupt habe ich das Geld nicht im voraus wegzugeben.

109. 1790. W. v. Humboldt an Karoline v. Dacheröden.

Hier [in Weimar] war's eine eigene Existenz. Schiller wurde in den ersten Stunden vertraut, das heißt, er genierte sich nicht. Aber die Art, wie sie untereinander sind, drückte mich oft. Wenn ich Karoline ansah, über ihn hingelehnt, das Auge schwimmend in Tränen, den Ausdruck der höchsten Liebe in jedem Zuge, — ach ich kann's Dir nicht schildern, wie mir's dann ward. Denn es war kein freies Außern, kein Hingeben in die Empfindung, alles gehalten, gespannt. Wenn es nun so fortgeht, denk ich immer, tötet endlich das ewige Hemmen die Kraft; es stirbt hin, was in sich so beseligt, so viel Schönes erzeugt hätte, und man sitzt

endlich wie der Adler mit gelähmten Flügeln am Strande des Meeres. ~ In Schiller fand ich sehr viel, und doch waren unsere Gespräche meist scherzend und nicht wenig leer, oder doch von sehr kaltem Interesse. Aber auch da so viel Geist, und dann manchmal ein Blick von Karoline, das war alles. ~ Lotten gibt auch die Liebe kein Interesse; sie war an seiner Seite wie fern von ihm. Er gegen beide? Hast Du ihn nie Karoline küssen sehen und dann Lotten?

110. 1790. Januar. Karol. v. Dacheröden an W. v. Humboldt.

Lotte und Schillers Hochzeit wird bald sein. Vielleicht ist sie gar hier [in Erfurt]. ~ Karoline ~ will dann ein paar Wochen bei mir bleiben, und ich glaube, das ist gut für beide Schwestern, — wie sonderbar hat das Schicksal dieses verschlungen, doch nein, sie haben sich selbst vieles verwirrt. Es ist nun zu spät, etwas zu ändern, das Erträglichste, aus dem was ist zu machen, bleibt allein zu tun übrig. Karoline hat mir versprochen, es mit Beulwitz so gehen zu lassen, ohne eine Erklärung zu haben. ~ Lotte muß durchaus nicht fühlen, daß sie Karolinens einziger Zufluchtsort ist, sie wird schon zu sehr, fürchte ich, einen arroganten Ton gegen sie annehmen. Das sind die Früchte, wenn man die Pflanze nicht in dem Erdreich läßt, für welches sie bestimmt war.

Lotte ist aus ihrer Sphäre herausgerissen. Sie war gemacht, in einem engen Kreis von Empfindungen zu leben, und sie wäre glücklich dabei gewesen und hätte nichts darüber gedacht. Man hat ihr das Höhere gezeigt, und sie hat danach gestrebt, ohne das innere Vermögen zu haben, es zu genießen, das sich nie gibt. Ich bin sehr traurig um Karoline. Sie ist unauflöslich an mein Herz gebunden, und ich fürchte, sie geht noch bei diesem Verhältnis zugrunde. Eine Unerklärbarkeit bleibt mir in Schiller. Hat er nie Karolinens Liebe empfunden, wie konnte er mit Lotte leben wollen? Hat er sie gefühlt, so

nahm er die Verbindung mit Lotte nur als Mittel an, mit jener zu leben.

111. 1790. Januar. W. v. Humboldt an Karol. v. Dacheröden.

Über Karoline und Schiller denke ich leider wie Du. Die Unerklärbarkeit in Schiller sagte ich Dir auch schon. Aber laß uns auch billig sein. In der Empfindung schneidet sich's nicht durch „entweder, oder“ ab. Hätte er gar nicht Karolinen's Liebe gefühlt, so hätte er Lotte ebensowenig genommen, als wenn er sie ganz gefühlt hätte. Aber wie, wenn er anfangs nur Neigung fühlte, Wunsch, sich nah zu bleiben, Freundschaft, wenn er nun Lotte's Heirat nicht als Mittel, aber jenes als Mitvorteil bei der Heirat ansah, wenn selbst das, ihm selbst unbewußt, Lotte mehr Wert bei ihm gab, wenn er — er hat gewiß Weiberkenntnis — Lotte für mehr hielt, oder von einer Frau weniger forderte. Wenn man gar nicht liebt, läßt sich's mit jedem Weibe erträglich leben, wenn man liebt, ach! mit wem dann? — Nein, Schiller ist jugendlich, unerfahren, hat gefehlt und wird hart büßen, weil er die, an der seine ganze Seele hängt, nicht glücklich sehen wird. Aber er konnte nie Lotte bloß als Mittel ansehen, er ist zu delikats, zu edel dazu.

112. 1790. Karoline v. Dacheröden an W. v. Humboldt.

Über das Verhältniß zwischen Karoline, Schiller und Lotte bin ich ruhiger. Es war etwas Unheimliches in mir, und ich habe mich mit Schiller schriftlich expliziert. Daß Lotte ihm nichts als Mittel gewesen ist, um es möglich zu machen, mit Karoline zu leben, ist mir sehr klar, aber die Indelicatesse, die ich ihm schuld gab, fällt weg, wenn sich Schiller's Herz ganz entfaltet, wenn man seinen ernsten Willen sieht, Lotte dennoch so glücklich zu machen, als sie es je sein kann. — Seine Briefe haben nie eine reinere Ansicht dieses Verhältnisses gegeben.

113. 1790. Februar. Karoline v. Wolzogen.

In dieser Zeit lernten wir auch den lebenswürdigen Dichter Salis kennen, dessen Persönlichkeit ganz mit seinen

Dichtungen im Einklang stand. Er brachte ein Empfehlungsschreiben von Wilhelm von Wolzogen aus Paris. Die Greuelfzenen hatten dort begonnen. Salis' Erzählungen und Wilhelms Brief schlugen unsere Freude über den Sturm der Bastille schrecklich nieder, und wir gerieten in Unruhe über die Existenz unseres Freundes auf jenem Vulkan aller empörten Leidenschaften. Schiller hatte diese Begebenheiten schon bei ihrem ersten Entstehen ernst und ahnungsvoll aufgenommen; er hielt die Franzosen für kein Volk, dem echt republikanische Gesinnungen eigen werden könnten.

114. Karoline v. Dacheröden an W. v. Humboldt.

Lottes (v. Lengefeld) Stimmung ist leicht und heiter, Schiller hat seine Lage, sein schweres, vielleicht einziges Verhältniß gegen beide (Charlotte und Karoline von Lengefeld) ganz durchschaut. Ich habe mich bei seinem Hiersein davon überzeugt. Karolinens Ruhe gründet sich auf die Zufriedenheit, das Glück ihrer Schwester, — die Zeit muß das ausweisen. Lotte hat mir diesmal besser gefallen, sie ist doch ein sehr gutes, weiches Wesen, und mit einer feinen, guten Behandlung wird sich noch manches aus ihr machen lassen. Da es ihr an eigenem Charakter fehlt, ist es so am besten, sie wird die Eindrücke annehmen, die man ihr gibt, und es wird leicht sein, ihr einen Wirkungskreis zu schaffen, in dem sie sich ihrer Tätigkeit freut. Schiller, Lotte und Karoline grüßen dich herzlich.

115. Karoline v. Dacheröden an W. v. Humboldt.

Heut also der so lang beschlossene Tag von Schillers Verbindung — meine Seele ist ihnen in diesem Momente sehr nah. Ich bin mit Schillern in diesen Tagen des Zusammenseins sehr vertraut geworden. Eine große Feinheit ist doch in seinem Charakter verwebt, alle Bewegungen seiner Seele sind mild und grazios, und es entgeht ihm kein Laut eines geliebten Wesens.

116. 1790. Februar 22. J. G. Gruber.

Als Schiller kopuliert werden sollte, frug ihn der Prediger, welches Formular er denn bei der Trauung gebrauchen sollte. — Das alte, das gewöhnliche, — sagte Schiller — mit dem Kraut und den Disteln auf dem Felde. Meine Schwiegermutter — setzte er hinzu — wird dabei sein, und der ist unstreitig das alte Formular das liebste.

Drittes Buch

Meisterjahre in Jena (1790—1799).

1790—1794.

117. 1790. Februar 22. Charlotte v. Schiller.

An einem Montag, den 22. Februar 1790, wurden wir in Wenigenjena vom Diaconus Schmidt getraut.

Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Karoline war, uns abzuholen. Wir kamen Sonntag abends nach Jena, wo wir bei Fräulein Seegner abstiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute 1806, wo ich dieses mit Schmerzen niederschreibe. Von Kahla fuhren wir gegen zwei Uhr ab und kamen um fünf Uhr ganz in der Stille in Wenigenjena an; stiegen an der Kirche aus; niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Karoline.

Den Abend brachten wir still und ruhig miteinander in Gesprächen zu beim Tee.

So verging der Tag, der so viele Freuden in seinem Gefolge hatte und so viele Schmerzen.

118. 1790. Karoline v. Wolzogen.

Seitdem Schillern ein sicheres, ruhiges Hausleben beglückte, war er mit Menschen und Verhältnissen, die sonst so oft Unzufriedenheit in ihm erregten, ausgesöhnt. Seiner Frau suchte er eine angenehme Geselligkeit zu bereiten. Das Griesbachische und Paulussche Haus gewährten eine anmutige Unterhaltung, die durch das musikalische Talent und die schöne Stimme der Frau Paulus einen besonderen Reiz gewann. Schiller liebte sehr die Musik, und hatte

sie gern in einem Nebenzimmer, wenn er in seiner Arbeitsstube auf und ab ging und sich einer dichterischen Stimmung überließ. Dies bewog meine Schwester, noch weiteren Unterricht im Klavierspielen zu nehmen. Das Lied von Glück: Einen Bach, der fließt, brachte ihm immer die angenehmsten Phantasien zu. Wanderungen in die so mannigfaltige freundliche Gegend, Reisen nach Rudolstadt zu meiner Mutter und mir, gaben dem Leben Abwechslung und Heiterkeit.

Mit den meisten Gelehrten stand Schiller im besten Vernehmen, mit Schütz und Hufeland in freundschaftlichem Verhältnis; in genauerer Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er besonders durch letzteren auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und daß diese ihn anzog. Reinholds Briefe, erinnere ich mich, waren damals schon oft der Gegenstand seiner Gespräche mit unserem Freunde Gleichen und mir. ~

Schiller beschäftigte sich in dieser Zeit, da er über den Ödipus Vorlesungen hielt, mit der Poetik des Aristoteles, und übersezte meiner Schwester und mir oft Stellen daraus. Die Ansichten dieses großen Geistes erfreuten ihn.

119. 1790. Wilhelm v. Humboldt an Charlotte Schiller.

Wir sahen es ja alle schon in Weimar voraus, wie glücklich Du und Schiller miteinander sein würdet; o! und wie oft hat mein Herz Dich still gesegnet, wenn ich Dich in seinen Armen sah! Ich lebte nur wenige Tage allein mit Deinem trefflichen Schiller, aber diese Tage schon sagten mir, was ein Weib an ihm besitzen mußte. Dies feine und tiefe Gefühl, diese Reinheit und Grazie der Seele, dies innere, jugendlich idealische Leben seiner Phantasie, dessen zarte, leicht verlegliche Blüte trotz aller Stürme unverfehrt geblieben ist, womit das wirkliche äußere Leben so oft unser inneres Sein zerstört, diesen Sinn, alles Schöne jeglicher Art aufzufassen, auf mannigfache Weise zu verknüpfen und nachzubilden, diese wunder-

volle Gabe, es darzustellen — wo fändest Du das wieder, liebe Lotte, bei welchem Mann? Und daß Du ihn nun jetzt unaufhörlich um Dich erblickst in allen Gestalten seines schönen Wesens. Fühltest Du auch nicht diese Liebe für ihn, die Dich jetzt so sehr beseligt, dennoch müßtest Du schon glücklich sein.

120. 1791. K. A. Göritz.

Die wenige Zeit, in der Schiller öffentliche Vorlesungen über die Geschichte hielt, wurde er von den Studenten, die, selbst die roheren, ein tieferes Gefühl für das Bessere haben, als man gewöhnlich glaubt, vorteilhaft ausgezeichnet. Es war damals die sonderbare und durchaus böotische Gewohnheit, daß der Professor beim Anfang des Kursus, in den ersten Lektionen, die er gab, mit allgemeinem Stampfen empfangen wurde. Dies war ein Zeichen des Beifalls. Je heftiger das Stampfen und Getümmel bei seinem Eintritt war, desto größer die Ehre; so wurde er auch wieder entlassen. Hatte er aber mißfallen, oder mißfiel er während des Kursus irgend einmal, so wurde mit den Füßen gescharrt. Das Gefühl für Schillers hohen Wert war unter den Studenten so groß, daß er mit der größten Stille und ohne jenes pöbelhafte Zeichen des Beifalls von dem überfüllten Auditorium empfangen und entlassen wurde. Diese Ehre widerfuhr in späteren Zeiten den besseren Professoren, z. B. dem Justizrat Hufeland, und sie fühlten sich durch diese Auszeichnung sehr geschmeichelt. Wie sehr auch bald das Bessere die Oberhand gewann, und wie wirksam schon die bloße, stille, unbemerkte Gegenwart edlerer Naturen auf das Ganze ist. ~

Professor Fischenich, Kammerherr von Stein und ich ritten einst mit Schillern spazieren. Schiller ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Gesellschaft von Landleuten, die des Weges nach Hause gingen. Es mochte diesen unangenehm sein, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte einer oder der andere zu viel Bier

getrunken haben, kurz, einer der Bauern fiel plötzlich Schillern, der etwas voraus war, in den Zügel. Wir kamen schnell herbei, Schiller wehrte sich wie ein Löwe, es gelang ihm, den Zügel seines Pferdes los zu machen, und ritt nun dem Angreifer, auf den er mit der Peitsche loszuschlug, einen Rain hinauf nach und verfolgte ihn lebhaft. Die anderen Bauern sahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreifer zu examinieren, aus welcher Macht er Schillern in den Zügel gefallen sei. Er gab keine Antwort, sondern retirierte sich schnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken lassen, daß ich, statt zuzuschlagen, immer nur zu dem Kerl gesagt habe: Wer iß Er? Indessen war durch unsere Dazwischenkunft der Streit bald entschieden gewesen und keine wahre Gelegenheit mehr vorhanden, Mut zu zeigen. Schiller hatte seinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeschlagen, die Übermacht war auf unserer Seite, um so mehr, als die übrigen Landleute keinen Teil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgesetzt worden, so würden wir, sobald sich die Gegenpartie verstärkt und Steine oder Erdschollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unserem Vorteil aus der Sache gekommen sein. — Alle diese Vorstellungen halfen nichts. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: Wer iß Er? — Wir hatten nun oft Streit über den Mut, und ich bestand fest auf meiner Behauptung, daß es studentenhafte Renommisterei gewesen wäre, wenn ich oder ein anderer aus der Gesellschaft den Streit aufgenommen und weiter getrieben hätte. Herr von Humboldt behauptete mehrmals gegen Schiller, daß der Mut durchaus nicht Sache der Übung, sondern bloß ein Werk der Nerven sei, also nichts Willkürliches, sondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht selbst geben könne. Schiller hingegen betrachtete ihn als Resultat der inneren moralischen Kraft, die geübt, durch Übung verstärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne. ~

Eine leichtsinnige, nach sinnlichen Freuden haschende Frau, Zerstreuung liebende Gattin hätte für Schillern nicht getaugt. Er schien mir oft ein zu strenger, unbilliger Richter ihrer Handlungen zu sein. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen Freundinnen auf einem Balle im akademischen Hause in Jena. Es konnte Jahre anstehen, bis sie so etwas unternahm. Groß und ich hatten uns abends nach Tische mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesetzt, und spielten fort bis sie kam. Es war morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, womit er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: Und du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends? Sie nahm den Verweis über ihr spätes Kommen sehr sanft auf und schwieg, als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, ganz. ~

Die wiederkehrende Gesundheit Schillers wurde von uns auf mancherlei Weise gefeiert. Ich gab einst der vertrauten Gesellschaft ein Abendessen in unserem Hause. Wir hatten ein sehr schönes Besuchzimmer, und das Ganze geriet so gut, daß wir alle sehr heiter wurden. Wir sangen und tranken alle Brüderschaft miteinander. Wir duzten uns den ganzen Abend, Frau von Wolzogen, Madame Stein, Fischenich, mein Cleve, Schiller und ich. — Am anderen Morgen zeigte sich unsere Verlegenheit. Trotz aller innigen Vertraulichkeit, fühlten wir doch tief, daß es sich nicht schicke, Damen dieser Art und auch Schiller zu duzen. Stein fühlte dies ebenso lebhaft; er kam, machte sich bei uns etwas zu tun und vermied, die dritte Person zu gebrauchen. Ich lächelte, und da ich merkte, daß er uns gleich fühle, so beschloßen wir, wenn wir zu Tisch kommen würden, die Brüderschaft zu vergessen und im alten Ton zu reden. Man schien es uns Dank zu wissen, und wir verloren dadurch in der Meinung der interessanten Menschen nichts . . .

Die Unbefangenheit und Frugalität in Hinsicht auf Essen und Trinken ging oft sehr weit. Einst hatte Schiller Besuch von dem jetzigen Adjutanten des Königs von Sachsen, dem General Funk. Er war damals Hauptmann unter der Garde. Schiller war in unserem Garten zum Kegelspiel und lud den Hauptmann zum Abendessen ein. Wir hatten die Kost bei Schiller, wußten aber von der Einladung nichts. Da wurden ein paar ungleiche alte Tische zusammengestellt, ein Tischtuch darüber geworfen, und es erschien ein Stück Fleisch mit ein wenig Salat als die ganze Gastmahlzeit, und dabei waren alle ganz unbefangen, ungeachtet es sogar an hinlänglichem Geschirr und Servietten fehlte . . .

Ein paar verwandte alte Fräulein, die aber wohlhabend waren, kamen nach Jena, besuchten Schillers und waren im halben Mond abgestiegen, einem Bierhause, wo nur Fuhrleute übernachteten. Das geschah aus Ökonomie. Schiller machte sich darüber lustig, und Madame Schiller schämte sich darüber. Es wurde ausgemacht, daß einige von der Gesellschaft sich betrunken stellen, zu diesen Fräulein auf das Zimmer kommen und ihnen spöttisch zu erkennen geben sollten, man halte sie für schlecht, weil sie in diesem Wirtshause logieren. Es war Schillers Idee, die er mit uns sehr lebhaft auszumalen wußte, auch teilte er die Rollen aus. Da aber ich meinen Eleven zu diesem Scherz nicht gerne hergeben wollte, und auch Stein keine große Lust bezeugte, so unterblieb die Sache, so leid es Schillern war. Auch Frau von Wolzogen hatte sich in der Hoffnung, daß der Scherz ausgeführt werden würde, sehr ergötzt. ~ Schiller konnte überhaupt jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darstellen. So versiel er einst darauf, wir sollten uns eine Uniform machen lassen, die wir immer tragen wollten. Er machte diesen Vorschlag dem Professor Fischenich, dem Herrn von Stein und mir; er bestimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das dunkelblaue hervor-

sah, und silberne Knöpfe. Lange trugen Schiller, Fischenich und ich diese Uniform, die eben nicht geschmackvoll war, und ich brachte sie noch ins Land. Stein hatte sich entschuldigt, weil er Hofuniform tragen müsse.

121. 1790. August 5. Jens Baggesens Tagebuch.

Laßt uns jetzt zu Schiller gehen, sagte Reinhold, ich habe uns bei ihm melden lassen — und es ist gut, daß wir uns ein wenig zerstreuen.

Er, seine Frau, Sophie* und ich gingen also hin — ich war ganz betäubt. — Selbst Lavater, selbst meine Familie in Bern habe ich nicht mit so gepreßtem Herzen verlassen, als Wieland — ich wußte nicht, wie es mir war, was ich tat, woher und wohin? als wir in Schillers Stube hereintraten, wo seine schöne, nette, sanfte, graziöse, runde, lebenswürdige Frau mit Lächeln uns entgegenschwebte und Sophie mit Frau Reinhold zum Sofa brachte, indem Er lang, hehr, bleich, mit unfrisierten gelben Haaren und durchschneidenden Blicken in den fast starren Augen mich bewillkommte. Er hatte schreckliche Zahnschmerzen, geschwollene Backen und mußte das Schnupftuch immer für den Mund halten, so daß er mit Mühe sprach. Er war überaus artig — aber tiefer Gram guckte durch seine gezwungene Munterkeit.

Er klagte über seine vielen unvollendeten Geschäfte und das Unglück jetzt in einigen Tagen nicht arbeiten zu können. Wir sprachen über die Schweiz, Mannheim, Frankreich und Adressen. Seine Frau wurde bald heimlich mit Sophie, sie unterhielten sich von Unterseen, wo sie ein Jahr gewesen ist. Wir tranken Tee. Ich erzählte Schiller von meinem Adam Moltke und machte ihn, so wie vorher Herder und Reinhold, begierig auf seine Bekanntschaft. Übrigens sprachen wir von Schröder, Iffland, Beck und Rahbek, den er in Mannheim kennen gelernt hatte. Er

* Sophie Baggesen geb. v. Haller.

wollte mir eine Adresse an Oberkonsistorialrat Körner in Dresden geben, die ich aber ausschlug, Reinhold sagte mir aber nachher, daß dieser sein bester Freund und Vertrauter war. Ich bemerkte, daß Er litt und bat ihn, sich zu schonen, als seine Frau sich zum Klavier setzte, um Sophie das wenige, was sie seit kurzem gelernt hatte, hören zu lassen. Bei der Gelegenheit sprachen wir von der Musik, von der Schiller gar nichts versteht, die er aber, wie man mir sagte, außerordentlich liebt.

Wir nahmen endlich Abschied und beklagten gegenseitig, ihn in so fatalen Umständen vorgefunden zu haben. Reinhold erzählte mir, als wir weggegangen waren, seine Lage, die traurig ist, daß ich darüber weinen möchte. Er hat nur 200 Taler jährlich Gehalt, und braucht jährlich über 1200 — weil er durchaus elegant leben muß (seine schwache Seite). Aus dieser Ursache muß er wie ein Pferd arbeiten vom Morgen bis Abend. Er hat wenig Zuhörer, weil er keine Gabe und keine Geduld zum Lesen hat — hängt von dem pressierenden Verleger ab — und ist in immer wachsenden Schulden. Er arbeitet jetzt an der Geschichte des 30jährigen Krieges.

~ Schiller ist ein feuerspeiender Berg, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist. Er scheint kalt zu sein — sein ganzes Betragen selbst gegen seine vertrautesten Freunde — am allermeisten gegen seine Frau — ist kalt. Er ist in der Gesellschaft nichts, ganz und gar nicht unterhaltend, ganz und gar nicht witzig — meistens stumm. Nie hat man ihm einen guten Einfall abgelockt, nie ist ein bon-mot über seine Lippen gekommen. Bisweilen aber — doch äußerst selten wird er gerührt, und dann ist er rührend bis zu Tränen allen denen, die ihn umgeben. Er sagt nie seiner Frau oder irgendeinem seiner Freunde was Liebes — sein Ton mit ihr ist trocken, hart, kalt, gleichgültig, verdrießlich — im Schreiben aber ist er ganz anders und in allen seinen Briefen ist Geist und Herz.

Er würde, wenn er nicht dazu durch Mangel not-

gedrungen wäre, vielleicht was schreiben — aber nie herausgeben — *Paupertas impulit audax*, sonst würden wir keines von den letzten herrlichen Werken, selbst *Don Carlos* nicht haben. Das Ideal, das er sich aufgestellt hat, steht so unendlich hoch, daß er es nie erreicht; unzufrieden mit allem, was er hervorbringt, würde er es sicher bis zu seinem seligen Ende im Pult liegen lassen, wenn sein Magen nicht andere Kapricen als sein Kopf hätte.

122. 1790. Jens Baggesens Tagebuch.

Dresden, 14. August 1790 [in Anton Graff's Atelier vor Schillers Bildnis].

Schiller ist ganz vortrefflich getroffen. Ich setzte mich eine Viertelstunde vor dies sprechende Bild hin, dem nur das Schnupftuch zur vollkommensten Täuschung fehlte. Schiller hat was mehr Menschliches in seinem fast unausstehlich scharfen Blick — sein Gesicht ist fast wollüstig schön, seine wallenden gelben Haare geben ihm was Apollonisches. In seinem Munde ist ein wenig *dedain*, er scheint nicht der Erde zu gehören und hat was Heterogenes.

123. 1791. Januar 9. Karoline v. Dacheröden.

Vor einer Stunde sind Schiller und Kologon [von Erfurt] abgereist. Wir brachten den Morgen noch im Schlehdorn zu und erheiterten die Stunde des Abschieds durch schöne Hoffnungen und lichte Ausichten in die Zukunft. Schiller und der Goldschag [Koadjutor Freiherr von Dalberg] sind sich sehr nahe gekommen, beide bewegte die Trennung so schmerzlich, beide fühlen das Bedürfnis, zusammen zu leben, und es bildet sich unter ihnen ein so schönes Verhältnis. ~ Schiller will die Osterferien hier zubringen, seine Arbeiten mitnehmen und einen Monat bei uns bleiben.

124. 1791. Januar. R. G. Graß' Tagebuch.

16. Januar. Unser teurer Schiller ist krank an der Lungenucht.

23. Januar. Herr Le Bon kam zu mir und brachte eine Empfehlung von Schiller, ich möcht' doch zu ihm kommen, wenn nicht sonnetwegen, doch wenigstens seiner Frau zu Gefallen, die einige Monate in der Schweiz gewesen und große Freundin von Zeichnungen ist. ~ Ich war sehr darüber erfreut, daß ich das Ansehen der Zudringlichkeit vermied, und konnte mich hiermit in Beziehung auf seine Krankheit um so eher entschuldigen. Er lag auf dem Sofa, sah bleich und eingefallen aus und hustete schwer, welches mich fast erschreckte. Ich mußte, wie natürlich, von meiner Wanderung erzählen und er hörte, welches, da er nicht selbst sprechen darf und wohl nicht kann, ihm angenehm zu sein schien. Von Chorch. Steinbrüchel meinte er, er wäre bloß Schulmann; er hatte nämlich fast zu gleicher Zeit* mit ihm aus dem Euripides übersezt und Steinbrüchels Übersezung dabei verglichen. Lavater nannte er einen Komödianten und bestätigte mein Urtheil über ihn. Ich ließ meine Zeichnungen da, welches mir, wegen der vielen jetzt hinkommenden Fremden nicht lieb war.

24. Januar. Um halb vier bei Schiller. Viel mit seiner Frau gesprochen, die recht sanft und brav scheint. Sie zeigte mir einen Versuch der neuen Mondlandschaft. Schiller sprach wenig und schlief etwas. Beim Weggehen sagte er: Freue mich, Sie gesehen zu haben. Nottbeck kam hin.

125. 1791. Karoline v. Wolzogen.

Ich eilte [auf die Nachricht von Schillers Erkrankung] nach Jena, fand die augenblickliche Gefahr durch seinen trefflichen Arzt Starke abgewandt; aber Rückfälle waren zu fürchten.

Die allgemeine Liebe, die sich Schiller in Jena erworben, zeigte sich in der hilfreichen Theilnahme, die man meiner

* Irrtum. Steinbrüchels Übersezung: Das tragische Theater der Griechen, des Euripides erster Band, erschien 1763 in Zürich.

Schwester bezeugte. Viele von seinen Zuhörern, im freundlichen Jugendeifer, boten sich zur Pflege und zu Nachtwachen bei dem Kranken an. Hardenberg, der später unter dem Namen Novalis bekannt wurde, zeigte die innigste Theilnahme, und kam damals zuerst Schillern vertraulich nahe. Gustav von Adlerskron, ein Livländer, der besonderer Familienverhältnisse wegen unter einem angenommenen Namen in Jena studierte, zeigte einen so anhaltenden Eifer und eine solche Umsicht und Zartheit in Schillers Wartung, daß er diesem sehr wert wurde, und immer als treuer Hausfreund angesehen blieb. Hardenbergs Talent für die Dichtkunst tat sich damals schon kund. Sein Vater besuchte Schillern in Jena, und bat ihn, das Vertrauen, welches sein Sohn in ihn setze, zu benutzen, und denselben eifrig auf der Bahn der Studien zu erhalten, die sein künftiges Emporkommen im Staatsdienst, für den er bestimmt sei, fördern könnten. Schiller sprach im Sinne des Vaters zu dem Jünglinge, legte ihm die väterliche Sorge ans Herz; und für einige Zeit hatten die freundlichen Ermahnungen den besten Erfolg. Andere Umgebungen und der Tod seiner Braut waren Ursache, daß der Sinn des Jünglings sich von allen Aussichten auf irdisches Glück abwandte. ~

Schiller genas; aber beängstigende Brustkrämpfe waren von dieser Krankheit zurückgeblieben. Die öffentlichen Vorlesungen mußten unterbrochen werden; er versammelte in seinem Zimmer so viele Zuhörer, als es fassen konnte, zu Privatvorträgen über Ästhetik.

Wunderbar erhielt sich die Kraft seines Geistes. Alle leidensfreien Tage waren heiter; er arbeitete, und suchte die Gefahr, die er selbst in den ersten Zeiten für dringend hielt, den Seinen zu verbergen.

126. 1791. Febr. Karoline v. Dacheröden an W. v. Humboldt.

Schillern ist wohl, sie [Karoline von Beulwitz] um sich zu haben. Er ist mild und heiter gestimmt und fühlt

mit Freuden sein wieder neu aufblühendes Leben. Lili glaubt fast nicht, daß er wieder wird lesen dürfen, und wenigstens in dem ersten halben Jahre gewiß nicht. Im März, wenn das Wetter leidlich ist, nimmt ihn Lili mit nach Rudolstadt, und dann etabliert er sich für den Sommer hier. Es ist mir wohl, Karoline bis zum April nicht allein zu denken. Über Schiller wollte ich lang schon schreiben ~ Du glaubst kaum, wie geändert er ist. In sich mag er ruhiger, vielleicht in einem gewissen Sinne glücklicher sein, doch konnt ich über einige Dinge nicht mit ihm reden, ohne schmerzlich bewegt zu werden, so z. B. über das Verhältniß von Li zu Dalberg. Er sprach darüber, als ob sie etwas tun könnte oder tun müßte, um eine gleichmütigere Ruhe in sich zu erhalten, ich fühlte, daß einige Saiten in ihm nicht mehr tönnten, er schien nicht zu empfinden, daß es Dinge gibt, die man tut oder nicht tut, nicht weil man will, sondern weil man muß. ~ Über alle Ideen hoher, einziger Liebe fühlte ich ihn herabgestimmt — seine ganze Seele lebte in anderen Gestalten, er war in jenen eigentlich fremd geworden, und wenn er Momente lang tiefer in mein Herz sah, als ich es wollte, so fühlte ich an ihm, an seinem Lächeln, seinem Händedruck, daß er diese Erscheinungen holde, freundliche Traumgestalten nannte. Er sprach einmal mit mir von Lottgen und seiner Art, mit ihr zu leben, so recht im Ton der Ruhe, nicht der Resignation. Er sagte sogar, wie er sich überzeugt hätte, daß er mit Karoline nicht so glücklich gelebt haben würde, wie mit Lottgen, sie würden einer an den anderen zu viele Forderungen gemacht haben, und mit einem Wort, ich fühlte, daß sein Herz keinen Wunsch mehr macht, den Lottgen nicht erfüllen könnte. Lottgen selbst ist mehr geworden. Ihre Empfindungen haben an Innigkeit gewonnen, ihr Wesen tönt in einem volleren Klange.

127. 1791. W. v. Humboldt an Karoline v. Dacheröden.

Was Du mir von Schiller schreibst, hat mich tief geschmerzt. Daß man die schönsten Wesen hinwelfen, die größten Menschen herabsinken sehen muß. Wenn ich ihn mir denke, wie er war, als ich die vier Tage mit ihm in Jena lebte. Wie voll glühendster Empfindungen, wie beschäftigten Herzens, und nun will er, daß man sich einengen, hemmen soll, was die Natur ungehemmt wollte, nun lächelt er über tief empfundene Wahrheit wie über ein freundliches Wahnbild.

Ich glaube gern, daß Lolo besser und mehr geworden ist. Aber genügen konnte sie Schiller nicht, wie er damals war, und nun hat sie ihn herabgestimmt. Von dieser Schuld kann ich sie nicht frei sprechen. Indes, daß Schiller nicht einzig für diese Gefühle geboren sei, das, liebe Li, bemerkte ich schon in Jena. Vorzüglich fiel mir auf, daß er die Empfindungen anderer nicht genug respektierte, und wenn das ist, dann hat ein Mensch keine reine, lautere Verehrung für dies innere Leben des Herzens. Ich habe damals mancherlei Unterredungen mit ihm gehabt, in denen mir das deutlich war, und deren ich mich noch sehr lebhaft erinnere, besonders eine über die Verknüpfung der Sinnlichkeit mit der Liebe. Verzeih mir, Li, man muß erst glücklich lieben, um diese Verbindung als schön zu fühlen; und damals, ich — nein, ich wußt es ja noch nicht, daß ich das Dir war. Ich war also dagegen. Ich sagte, es müsse die schönsten, zartesten Fäden zerreißen, es sei zu heterogen, um es anzuknüpfen; allein ich kam vorzüglich darauf zurück, daß es wenigstens nicht bei allen eine Anknüpfung zuließe; bei Weibern am schönsten freilich, wenn es gelänge; allein auch am schwersten. Er behauptete, sie sei immer möglich und immer da, ich fühlte etwas Selbstiges in seiner Art, zu empfinden, und ich ahndete, wenn er auch sein Weib überall glücklich machte, so würde sie darunter leiden. Ich weiß nicht, ob's eingetroffen ist, und ich hoffe nein! Lolo nimmt alles leichter

auf. Mit Lili wär's nicht gut gegangen. Wie die Sachen jetzt sind, ist's für Schillers Ruhe gut, daß er so empfindet. Er wäre minder glücklich mit Lili.

128. 1791. J. G. Gruber.

Einige Jahre nachher wurde Schiller als Professor der Geschichte in Jena angestellt. — Um diese Zeit war es, wo ich auf einer Reise über Jena ihn, den jungen Hardenberg, der nachher unter dem angenommenen Namen Novalis bekannter geworden ist, persönlich kennen lernte.

Ach! mein Freund, so mancher in der Ferne für groß gepriesene Mann hat so viel bei mir verloren, seit ich ihn kennen lernte, Schiller aber gewann unendlich. ~

Er war lang von Statur, fast hager. Sein Körper schien den Anstrengungen des Geistes damals schon zu unterliegen, sein Gesicht war bleich und verfallen, aber eine stille Schwärmerei schimmerte aus seinem schönen, belebten Auge, und die hohe freie Stirn verkündigte den tiefen Denker. Mit Freundlichkeit empfing er mich, sein ganzes Wesen erweckte das Vertrauen. Da war nichts von Zurückhaltung, nichts von Stolz oder vornehm tuendem Air, er war so offen, so redlich in allen Äußerungen, so ganz nur ein schönes Herz entfaltend, daß mir, ehe eine Viertelstunde verging, war, als hätten wir uns seit Jahren gekannt. Hier war echte, wahre Menschengröße.

129. 1791. Fr. v. Hardenberg an Schiller.

Offenherzig, war Ihre persönliche Bekanntschaft und Ihr freundlicher Umgang auch das einzige, was ich höchst ungern in Jena verlasse und was ich in Leipzig nicht aufhören werde zu vermissen. Ein Wort von Ihnen wirkte mehr auf mich, als die wiederholtesten Ermahnungen und Belehrungen anderer. Es entzündete tausend andere Funken in mir, und ward mir nützlicher und hilfreicher zu meiner Bildung und Denkungsart, als die gründlichsten Deduktionen und Beweisgründe. Unendlich viel hätte ich in diesem Winter von Ihnen gewonnen, was des angewendetsten Fleißes,

des willigsten Bestrebens ungeachtet, mir vielleicht erst in Jahren erreichbar wird. Und selbst dies abgerechnet, so wäre Ihr freundschaftliches Herz, Ihre ganze Individualität, der ich so nah mich wußte, genug gewesen, um Jena mir angenehm und unvergeßlich zu machen. Und doch werde ich alles leichter ertragen, wenn mich nur das Bewußtsein begleitet, daß ich Ihnen ein bißchen lieb bleibe, und daß ich, wenn ich Sie wiedersehe, noch immer die alte Stelle in Ihrem Herzen offen finde. Denn wen sollte nicht das überschwenglich selige Gefühl, sich von Ihnen wärmer umfaßt zu wissen, für alles, und selbst den persönlichen Umgang mit Ihnen entschädigen? Ihnen größtenteils werde ich es zuschreiben, wenn diesen Winter mein eifrigster Wille meine Kräfte unterstützt, um die gefährlichste Klippe eines jungen, lebendigen Kopfes, die sauren und anhaltenden Vorarbeiten zu einem künftigen bestimmten Beruf glücklich zu übersteigen. Denn Sie machten mich auf den mehr als alltäglichen Zweck aufmerksam, den ein gesunder Kopf sich hier wählen könne und müsse, und gaben mir damit den letzten entscheidenden Stoß, der wenigstens meinen Willen sogleich fest bestimmte und meiner herumirrenden Tätigkeit eine zu allen meinen Verhältnissen leicht bezogene und passende Richtung gab.

130. 1791. Fr. v. Hardenberg an Reinhold.

Wenn ich nur Schillern nenne, welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf; wie mannigfaltige und reiche Züge versammeln sich zu dem einzigen entzückenden Bilde Schillers und wetteifern wie zaubernde Geister an der Vollendung des blendenden Gemäldes, und stört mich dann in diesem Zaubermahl der Phantasie der nagende Gedanke, daß dieser Mann der Vernichtung nahe war, Schiller, der mehr ist als Millionen Alltagsmenschen, der den begierdelosen Wesen, die wir Geister nennen, den Wunsch abnötigen könnte, Sterbliche zu werden, dessen Seele die Natur *con amore* gebildet zu haben scheint,

dessen sittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergange retten könnte, Schiller, der so eine entzückende Form mit so viel Stoff, so viel Natürlichkeit mit so viel Natur, so viel Individualität mit so viel Allgemeinheit, so viel Herzensgüte mit so viel Herzensstärke, so viel Einfachheit mit so viel Reichthum, so viel System mit so viel Art, so viel Charakter mit so viel Sinn, so viel Schema mit so viel Anwendung, so viele transzendente Einbildungskraft und so viel Methode in der transzenten, so viel Größe mit so viel Würde, so viel Liebenswürdigkeit mit so viel Liebe, so viel Grazie mit so viel Ernst vereinigt, in dessen Natur so viel Kunst, und in dessen Kunst so viel Natur ist, der so viel Gesichtspunkte und doch nur einen hat und endlich, der einer der seltenen Menschen ist, denen die Götter das hohe Geheimniß von Angesicht zu Angesicht offenbarten, daß die Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin sei*, und daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil sei, das den Menschen auf Erden gegeben worden, der einzig wahre, echte Logos, der von Gott ausgegangen ist und zu ihm zurückkehrt. ~ Aber er lebt und bleibt vielleicht leben. Stolz schlägt mein Herz, denn dieser Mann ist ein Deutscher; ich kannte ihn und er war mein Freund. Wie lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn sah, besonders an die, da ich ihn zum erstenmal sah, ihn, das Traumbild der seligsten Stunde meines Knabenalters, da die höhere Macht der Musen und Grazien den ersten herrlichen bleibenden Eindruck auf meine junge Seele machte, und ich mit meinem Ideal in der Phantasie vor Schiller trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Das vollste, uneingeschränkste Zutrauen schenkte ich ihm in den ersten Minuten, und nie ahnete mir nur, daß meine Schenkung

* Aus Schillers Künstlern entlehnt.

zu übereilt gewesen sei. Hätt' er nie mit mir gesprochen, nie teil an mir genommen, mich nie bemerkt, mein Herz wäre ihm unveränderlich geblieben; denn ich erkannte in ihm den höheren Genius, der über Jahrhunderte waltet, und schmiegte mich willig und gern unter den Befehl des Schicksals.

131. 1791. K. G. Graß an Charlotte v. Schiller.

Im März 1791 zog Schiller auf mehrere Monate zur Erholung nach Rudolstadt. Graß suchte ihn auch hier auf und hatte so Gelegenheit, der Gattin des Dichters bei der Pflege des Kranken hilfreiche Hand zu leisten, er schreibt in Erinnerung an diese Zeit im August 1805.

Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und des Edlen und Großen, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte, so viel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Übersetzung des vierten Buches der Aeneide vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Türe, sich nach Schiller umzusehen. Sie sahen ihn also daliegen und nahen leise auf bloßen Strümpfen und ebenso leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor seinem Bette hin. Ihr loses, dunkles Haar floß über die Schultern. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ.

132. K. G. Graß an Schiller.

Es sind vier Jahre, vier Jahre: verflossen, seit ich in Rudolstadt von Ihnen ging; nur wenn ich auf die Lebhaftigkeit meiner Rückerinnerung an jene Augenblicke sehe,

scheinen es mir so viel Tage zu sein. Ich sehe noch jeden einzelnen Moment unverrückt und deutlich vor mir. Wie wir am Bett saßen und Ihnen vorlasen und was wir lasen; wie wir die Mondlandschaft vor Ihnen aufstellten; dann wieder wie Ihre Gattin an Ihrem Bett kniete und die Tränen verbarg und Ihre Hände sie umschlangen; wie Sie mit mir Malaga und auf Wiedersehen tranken; dies alles, und was Sie mir sagten, und was ich empfand — dies alles ist mir so gegenwärtig, wie von gestern.

133. Karoline v. Wolzogen.

Das Studium der Kantischen Philosophie unter Reinholds Leitung hatte viele geistvolle Männer nach Jena gezogen, die sich bei Schiller zu philosophischen Gesprächen einfanden. Der Doktor Ehrhard aus Nürnberg interessierte ihn besonders durch seinen Scharfsinn, und der Eifer des Baron Herbart, den im Mannesalter Liebe der Philosophie aus Steiermark nach Jena gezogen, war ihm achtungswürdig, er liebte den Umgang dieser jovialen liebenswürdigen Menschen. Aber Anfälle von schweren Brustkrämpfen blieben nicht aus und griffen störend in das heitere geistige Leben. Bei einem Besuche in Rudolstadt erlitt er einen neuen harten Anfall, wo er sich entschieden dem Tode nahe glaubte. Das Leben war ihm wert und reizend; aber mit männlicher Fassung suchte er uns zu beruhigen und das Unvermeidliche ertragen zu lernen. Ich las ihm die Stellen aus Kants Kritik der Urteilskraft, die auf Unsterblichkeit deuten, vor. Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen, und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüte seiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden könne — nahm er ruhig auf. Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben, sagte er, und wirken, solange wir's vermögen. Wir sollten unsere Freunde zu ihm kommen lassen, damit sie lernten, wie man ruhig sterben könne. Als ihm die Sprache schwer zu werden

anfang, griff er nach dem Schreibzeug und schrieb: — Sorget für eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut sein. Noch verwahre ich diese rührenden Worte der Liebe.

Die Krämpfe ließen nach auf die Mittel unseres geschickten Arztes Conradi, der uns immer mit der Hoffnung tröstete, sie seien nicht tödlich. Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammen blieben! sagte er seiner Frau und mir, mit sehr heiterem Blick.

Der Zustand besserte sich; er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Plane zu Arbeiten, und las viel in den schlaflosen Nächten. Reisen interessierten ihn sehr. In unseren Gesprächen wanderten wir über die ganze bekannte Erde, durch alle Zonen. Die Natur und besonders die Verschiedenheit der Menschen und ihre Zustände zogen unsere Betrachtung an. Die Länder am Nordpol, wo der Mensch mit allen Elementen um sein Dasein kämpfen muß, waren Schillern besonders merkwürdig. Man bringt doch immer etwas von solch einer Reise um die Erde zurück, sagte er.

In dieser Zeit las er auch Tassos befreites Jerusalem in Heinse's Übersetzung mit dem größten Anteil. Als wir einmal von einem Besuche über Land zurückkamen, hatte er das Gedicht vollendet, und sagte: „Der Tasso liegt mir in allen Gliedern. In dieser Epoche fing die Unordnung im Schlaf und Wachen bei ihm zuerst an. Er fand, daß er eher einschlafe, wenn er unter einem leichten Geschäft sich vom Schlaf übermannen ließ, als wenn er ihn erwartete. Unsere Hausjungfern spielten mit ihm Karten, wobei er sehr heiter war, so daß sie gern ein paar Stunden Schlaf opferten, dessen meine Schwester und die übrigen Hausbewohner so sehr bedurften, um dem Leidenden den Tag heiter zu machen.

Ende* Julius konnte er nach Karlsbad reisen, wo er sehr eingezogen lebte. Die Bekanntschaft mit einigen be-

* 9. Juli.

deutenden österreichischen Kriegern interessierte ihn, und gab ihm neue Ansichten dieses Standes, in den er, seines Wallensteins wegen, gern hinein schaute. In Eger besuchte er das Rathaus; er sah hier ein Bild Wallensteins, auch das Haus, wo dieser seinen Tod fand.

Den September brachte er in Erfurt zu; die Abende meistens bei dem immer gleich freundschaftlichen und tätig teilnehmenden Dalberg. Vieles kam unter ihnen zur Sprache, besonders Wallenstein.

Wie Schiller unter den Krankheitsanfällen, die eigentlich dieselben blieben, aber bei ihrer traurigen Wiederkehr für ihn und uns allmählich von ihrer Furchtbarkeit verloren, sein reges Geistesleben erhielt, zeigen seine Arbeiten in dieser Periode. Er setzte die früher begonnene Geschichte des Dreißigjährigen Krieges fort, sowie seine ästhetischen Studien, und erheiterte sich durch die Übersetzungen aus der Aeneide, da er sich zu eigenen Dichtungen nicht stark genug fühlte.

134. 1791. Juli. J. G. Göschen an Wieland.

Schiller ist seit vier Tagen hier [in Karlsbad] und trinkt seit zwei Tagen das hiesige Wasser. Sein Arzt, welcher auch der meinige ist, hat große Hoffnung zu seiner Erhaltung. Die Reise hat ihn wenig fatigiert, und er ist heute sehr wohl. Gestern hat er den Plan zum Kalender so bestimmt, daß er geschont wird auf drei Wochen, daß wir keine fremde Hilfe gebrauchen. Nur um eins bitten wir beide Sie, um eine Vorrede, worin Sie der Welt sagen, daß eine gefährliche Krankheit Schillern abgehalten habe, mehr als einige Bogen zu geben. Wollen Sie über den Nutzen der Geschichte und über den Charakter eines guten Schriftstellers etwas hinzufügen, so daß es etwa ein oder zwei Bogen würde, so würden Sie uns unendlich verbinden.

135. Göschen an Wieland.

Eben trat der Bote mit Ihrem Brief und Schiller zugleich in meine Stube. Sie hätten die Freude sehen

sollen, welche Schillern Ihre Liebe verursachte. Ein Strahl von Feuer, welches so lange erloschen war, glänzte in seinen Augen. Ich danke Ihnen tausendfach für diese Freude und für die Güte, womit Sie immer aufs neue verpflichten.

Wenn Sie es als ganz gewiß annehmen — alle Ärzte behaupten es und die Erfahrung hat es bestätigt — daß ein Schwindfüchtiger oder Brustkranker nicht drei Tage den Sprudel trinken kann, so ist die Erfahrung, daß Schiller achtzehn Becher täglich ohne den mindesten übeln Erfolg seit achtzehn Tagen täglich trinkt, allein hinlänglich alle seine Freunde mit der schönsten Hoffnung zu beglücken. Das aber ist nicht alles. Er kam so schwach hierher, daß er eine kleine Anhöhe nicht ersteigen konnte. Gestern hab ich ihn schon über einen sehr beschwerlichen Berg geführt und heute hat er ziemlich schnell gelaufen, ohne daß er darauf acht gab.

136. 1791. R. L. Reinhold an Baggesen.

Schiller hielt sich nach seiner Zurückkunft von Karlsbad ein paar Tage in Jena auf. Wie schlimm es noch immer mit seinen Gesundheitsumständen stehen müsse, können Sie daraus schließen, daß er sowohl als sein Arzt damit zufrieden sind und es für ein gutes Zeichen ansehen, daß es durchs Bad nicht schlimmer geworden ist, als es vorher war. Seine Eingeweide sind, ich befürchte es fast, unheilbar zerrüttet, doch arbeitet er, aus geistigem nicht weniger als vielleicht auch ökonomischem Bedürfnisse, an der Fortsetzung der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Bei seinem Besuche habe ich ihm Ihre, ihn und seinen vermeinten Tod betreffenden Briefe mitgeteilt, und ich zweifle, ob irgendeine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt hat. Ich mußte ihm Ihre übrigen Briefe lesen lassen, und er behauptet mir nun gerade ins Gesicht, daß ich Sie nicht genauer kennen, nicht höher schätzen, nicht inniger lieben könne, als er. Ich soll Ihnen sagen, daß ihm seine

Requien auf Hellebeck* ein unaussprechliches Vergnügen gewährt haben. Den Abend war ich mit unserer übrigen kleinen Klubgesellschaft bei ihm. Seine Frau zog mich beiseite. Wenn Sie Baggesen schreiben, sagte sie, so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm — und nun erstickte ein Tränenguß ihre Stimme, die sie nicht wieder gewinnen konnte, bis ich ihr sagte: daß ich Baggesen nichts Nachdrücklicheres, Rührenderes, Interessanteres schreiben könnte, als was ich soeben von ihr gesehen und gehört hätte. Ich fühlte mich unfähig, ihr über diese Materie ein Wort weiter zu sagen, und wir sprachen von anderen Dingen.

137. 1791. Dezember 13. Reinhold an Baggesen.

Heute früh hat mir unser Schiller, weil er wegen seinen etwas verschlimmerten Gesundheitsumständen nicht kommen konnte, die hochmerkwürdigen Depeschen ~ zugesendet und mich auf den Abend zu sich gebeten. Der Eindruck, den der große, herrliche, alle meine hochgespannte Erwartung übersteigende Inhalt auf mich gemacht hat, ist unbeschreiblich, und die Handlung Friedrich Christians und Ernst Schimmelmanss ist und bleibt in meinen Augen ein um so viel größeres moralisches Wunderwerk, je mehr sich dieselbe in ihren Briefen als das natürliche Resultat ihrer gewöhnlichen Weise zu denken und zu handeln ankündigt. Mit Freudentränen in den Augen lief ich sogleich zu Schillern. Seine Unpäßlichkeit war eine Wirkung des überraschenden tiefen Eindrucks, von dem er sich nur allmählich wieder erholt hat; aber doch noch nicht so ganz, daß er nicht seine Antwort auf einen der nächsten Posttage verschieben mußte. Das Geschenk, dessen Annehmung auch schon durch die Art allein, wie es ihm angeboten wurde, ihm zur Pflicht gemacht wird, überrascht ihn durch die Erfüllung seines alten Wunsches, ein paar Jahre gänzlicher Unabhängigkeit und Muse auf die Grundlegung

* Bei der falschen Kunde von Schillers Tode hatten seine dänischen Freunde eine Gedächtnisfeier veranstaltet.

zu einem bestimmten Plane seines geistigen Lebens verwenden zu können. Von Annehmen kann wohl gar keine Frage sein. Auch davon nicht, ob er nach Kopenhagen reisen will. Dies ist nun zu einem seiner innigsten Wünsche geworden. Wie bald es ihm aber durch seine Gesundheit möglich werden dürfte, weiß er noch nicht. Da er vom Herzog von Weimar Pension (200 Taler als Prof. extraord.) zieht, die er nur gegen ein anderes lebenswieriges Appointement aufgeben kann, so versteht es sich von selbst, daß er, wenn es zu seiner Abreise kommt, nur auf die Zeit seines bestimmten Aufenthaltes in Kopenhagen Urlaub nimmt. Gerne wird ihm dann auch unser Herzog die Pension auf immer lassen, wenn nach den drei Jahren sich nicht eine hinlängliche Versorgung in Kopenhagen finden soll; denn die beste Versorgung für diesen ganz zum Schriftsteller berufenen Genius dürfte freilich in einer oder mehreren Pensionen sein, die ihm Freiheit (das einzige Element, in dem er mit voller Kraft wirken kann) zusichert. Schiller selbst hat bisher im Gedränge seiner Empfindungen noch nicht genug zu sich selbst kommen können, über alle diese Dinge, über die ich nur flüchtig und kurz mit ihm gesprochen habe, nachzudenken. Ich schreibe daher nichts in seinem Namen, als daß er sowohl durch das Geschenk, als noch vielmehr durch die Art, wie es ihm gemacht wurde, entzückt ist. ~ O, wenn Sie den Ausdruck der Freude und der Rührung mit mir in den Augen des edlen Paares hätten lesen können!

138. 1792. Januar. Reinhold an Baggesen.

Der arme Schiller ist wieder von seinen Krämpfen im Unterleib befallen worden und ist nur erst seit gestern wieder besser. Er wollte sich abhärten, und scheint sich bei Gelegenheit der Schlittenbahn, die in Jena stark benutzt wird, der Kälte etwas zu sehr ausgesetzt zu haben. ~ Auch hat mir Schiller, als wir neulich eine kleine Excursion nach Dornburg ~ mit unseren Frauen machten,

gesagt, daß er die Theorie des Vorstellungsvermögens [eine Schrift Reinholds] schon über die Hälfte durchstudiert habe. Du kannst Dir vorstellen, wie wenig mir diese Nachricht gleichgültig war. Ich weiß gar wohl, daß mir Schiller gut ist, aber ich kann mich mit der Art und dem Maß der Mitteilung, womit sich vielleicht seine eigentlichsten Freunde begnügen, unmöglich in der Eigenschaft als Freund befriedigen. Ich finde in seinem Umgange ebensoviel Steifheit, Kälte, Trockenheit, als das Gegenteil von diesen allen in seinen Schriften.

139. 1792. Frd. Schlegel an A. W. Schlegel.

Schiller hat sehr gut von Dir geredet; vorzüglich Dein Dante hat ihm sehr gefallen, und nach dem, was er von anderen vom Dante gehört, glaubt er, daß Du dessen Geist vortrefflich gefaßt hättest. Dies hat er Hardenberg gesagt, nicht mir, ob ich ihn gleich oft gesehen habe; denn er konnte mich nicht leiden, und wir haben nicht viel über sechs Worte miteinander gewechselt. Ich habe zufällig Körners und sein Urteil über mich erfahren. Solltest Du glauben, daß ich ihnen ein unbescheidener, kalter Wigling geschienen? auch Schillern? (doch hat dieser mehrere Proben seiner Einseitigkeit in Urteilen gegeben). Sie haben mein Herz ordentlich versteigert, wer den meisten Tadel darauf bieten möchte. ~ Schiller ist ein aufmerksamer Beobachter. ~ Von Schiller hätte ich noch sagen sollen, daß er mir im ganzen außerordentlich gefällt, ich würde ohne seinen Namen einen großen Mann in ihm gesucht haben.

140. 1792. K. A. Göriß.

Meine nähere Bekanntschaft mit Schiller schreibt sich vom Spätjahr 1791 her. Ich war damals mit einem Jungen von Adel in Jena. Es lief lange das Gerücht von einer schweren Krankheit Schillers, der sich eben im Geburtsorte seiner Gattin, in Rudolstadt, befand, und mehrere Male von seinem Tode. Lange erwartete man seine Ankunft in Jena, die endlich erfolgte. Mehrere

hatten die Nachricht von seinem Tode in Briefen verbreitet; dies kränkte ihn sehr, und er nahm es besonders dem Bergrat Bertuch in Weimar sehr übel, und suchte sich durch mancherlei spöttische Anekdoten im vertrauten Zirkel Luft zu machen, z. B. Bertuch habe ihm sein Gartenhaus gezeigt und mit hohem Selbstgefühl gesagt: Da habe ich den Don Quixote überseht.

Es befand sich damals ein interessanter Zirkel von Schwaben in Jena, Paulus, Niethammer, Rapp, Groß usw. Schiller kam noch sehr schwach in Jena an, die Nächte waren schlaflos, die Tage schmerzlich, und er war meist so abgespannt, daß der einfachste Diskurs ihm Ohnmachten zuzog. Arbeiten konnte er wenig oder gar nichts. Vermögen hatte er nicht, seine Frau nur einen kleinen Zuschuß von Hause; er hatte ansehnliche Schulden. Die dreihundert Taler Gehalt, welche er von Weimar bezog, reichten zur Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse nicht hin. Er ließ sich mit seiner Frau und einer Hausjungfer und Bedienten speisen, und schlug mir vor, ob ich nicht mit meinem Cleven die nämliche Kost nehmen und mit ihm essen wollte. Dazu kamen Niethammer, ein Professor Fischenich aus Bonn, der kantische Philosophie in Jena studierte, und ein Kammerherr von Stein aus Weimar, der meiner Aufsicht zugleich anvertraut war. Halbe Jahre lang war auch die Frau von Wolzogen, Verfasserin der Agnes von Lilien, mit uns bei Tische. Es bildete sich bald ein vertrauter Familienton unter uns, dessen Andenken immer noch für mich sehr reizend ist.

Schiller liebte besonders offene Gespräche über Verhältnisse des Lebens, und zeigte oft die geheimsten Gefühle seines Herzens. Er erzählte oft von seinen Jugendschicksalen und ermunterte uns, das nämliche zu tun. Dadurch entstand bald ein neckender Ton unter uns, der zu mancherlei komischen Vorfällen Veranlassung gab. So erzählte ich einst von mir, ich sei in meiner Jugend von den Blättern so häßlich entstellt gewesen, daß man des-

halb gewöhnlich meine jüngeren Geschwister mir vorgezogen und geliebkost; dies habe mich tief gekränkt, und besonders habe ein Stuttgarter Nachbarskind, eine Schwester des Dichters Fr. Haug, als Kind auf mich einen sehr tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht, weil sie, so oft sie mich sah, die Zunge gegen mich als häßliches Kind herausstreckte. Das gehe mir bis auf den heutigen Tag nach, und mache mich in vielen Fällen schüchtern und befangen, wo andere frei und unbefangen seien. Als ich das nächste Mal zu Tische kam, streckten Schiller und sämtliche Tischgenossen die Zunge gegen mich heraus, und es gab ein allgemeines Gelächter. So wurde jeder geneckt.

Um Schiller, dem wir nicht so gut beikamten, als er uns, einen Streich zu spielen, benutzten wir einige seiner Äußerungen über die Art, wie Galetti in Gotha die Geschichte behandelte. Er erklärte ihn für den langweiligsten und geistlosesten Historiker, der je gelebt habe. Wir erkundigten uns genau, ob er je an Galetti geschrieben habe, oder dieser an ihn, ob er also seine Hand kenne. Als wir überzeugt waren, daß er in gar keiner Verbindung mit ihm stehe, verfaßten wir einen Brief von Galetti an Schiller, des Inhalts: er habe den ersten Teil seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und auch die Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande gelesen, und finde, daß seine Sprache ziemlich gebildet sei, und daß er eine lebhaftere Phantasie habe; nur seien die Facta alle falsch und unhistorisch vorgetragen, weil es scheine, als fehle es ihm an gründlicher Kenntniß der Geschichte. Diese besitze er, Galetti, im höchsten Grade; er mache ihm also den Vorschlag, die Geschichte gemeinschaftlich zu bearbeiten, wozu er, Galetti, die Richtigkeit der historischen Factorum, Schiller aber Sprache und Phantasie geben sollte. So würden Verstand und Phantasie in schönem Bunde etwas liefern, was Anspruch auf Vollkommenheit machen könnte. —

Dies alles war in die feinsten Wendungen, die wir finden konnten, und in die urbanste Sprache eingekleidet,

und Schiller erhielt diesen Brief gestempelt von der Post. Mit der Arglosigkeit eines Kindes kam er zu Tische und erzählte: Denken Sie nur, was der verfluchte Kerl (ein Lieblingsausdruck Schillers), der Galetti, mir schreibt usw. Besonders ärgerte ihn der schöne Bund des Verstandes und der Phantasie. Er hieß Galetti einen Esel, der nie gewußt und nie eine Ahnung von dem gehabt habe, was Geschichte sei. Aber, daß dieser Brief unterschoben sein könnte, das fiel dem arglosen Manne gar nicht einmal ein; hätte er den geringsten Argwohn gehabt, so hätte er auf unseren Gesichtern das unterdrückte Lachen lesen können, aber er sprach noch öfter davon, und endlich erklärte er, er wolle ihm antworten. Unsere Absicht war also vollkommen erreicht, nur fehlte uns der Triumph, ihn auslachen zu können. Daß kein Brief an Galetti auf die Post gegeben werden konnte, ohne in unsere Hände zu kommen, dafür war gesorgt; wir sahen alle Adressen, da sein Bedienter auch uns bediente. Da wir nun durch diese erste List unsere Absicht nur halb erreicht hatten, weil zu unserer vollständigen Befriedigung noch gehört hätte, daß Schiller dem Galetti antwortete, so dachten wir auf etwas anderes.

Eines seiner Lieblingsgespräche war Medizin und sein Studium derselben in der Akademie zu Stuttgart. Er wünschte oft und äußerte diesen Wunsch gegen uns, Zeit und Muße zu haben, Medizin noch weiter zu studieren, besonders, um Doktor der Medizin zu werden, und die Lieblingsidee seines Vaters, zu dem er innige Achtung und Liebe an den Tage legte, zu realisieren. Auf diese Äußerungen Schillers bauten wir einen neuen Plan. Es fiel nämlich in die damalige Zeit gerade das Jubiläum der Universität Erfurt, wobei bekanntlich gewöhnlich Ehrendoktoren in allen Fakultäten ernannt werden. Wir schrieben also im Namen des Prorektors in Erfurt einen Brief an Schiller: Da die Universität ihr Jubiläum durch Erhebung mehrerer Männer von großem Namen zur Doktorenwürde

zu verherrlichen wünschte, so würde sie sich für geehrt halten, wenn Schiller unter dieser Zahl wäre. Da man nun wisse, daß er schöne Kenntnisse in der Medizin erlangt habe, so biete man ihm die medizinische Doktorwürde an, und ersuche ihn, nur ein Spezimen über seine Kenntnisse in der Arzneikunst einzusenden. Wir hielten diesen Streich für zu plump, um nicht zu erwarten, daß Schiller ihn merken werde. Aber statt dessen erschien er nach Empfang dieses Briefes mit erstaunlichem Vergnügen beim Essen und teilte uns den Inhalt desselben mit. Er malte sich, worin er große Kunst besaß, das Vergnügen seines Vaters mit den lebendigsten Farben aus, er sagte uns, er habe den Haller gelesen, und es werde ihm ein leichtes sein, ein Spezimen zu liefern, das Beifall erhalten würde. Er sah sich schon als Doktor der Medizin und als Leibarzt des Roadjutors (v. Dalberg), den er unaussprechlich lieb hatte, und für dessen Leben man damals mannigfaltige Besorgnisse hegte, weil er den Obskuranten zu hell dachte. „Einen treueren Leibarzt kann er nicht bekommen, als mich.“

Während es uns schmerzte, eine so tiefe und edle Saite im Gemüte Schillers berührt zu haben, wurde es uns ernstlich angst und bange über die Zuversicht, womit er von allem diesen als ausgemachten Sachen sprach. Er hatte so wenig Arges, daß sich alle seine Unterhaltungen um diesen Gegenstand drehen, den er immer wieder mit neuen lebendigen Farben auszumalen wußte. Wir entdeckten dem Professor Paulus, mit dem er in den damaligen Zeiten oft spazieren ritt, unsere Angst, und baten ihn, er möchte Schiller von diesem Ideengange ableiten. Dieser hörte mit Erstaunen, daß das, was er auch für wahr gehalten, und wovon Schiller schon mehrfach mit inniger Zufriedenheit mit ihm gesprochen hatte, sich auf einen bloßen Betrug gründe. Bei dem nächsten Ausritt warf er ihm Zweifel in den Weg, die aber Schiller nicht irrten: er beharrte in seinem Ausmalen einer Idee, die ihm eine

ganz neue Welt eröffnete. Endlich gelang es Paulus, ihm Mißtrauen gegen die Echtheit des Briefes beizubringen, wovon wir aber nichts erfuhren.

Sehr oft spielten Schiller, Groß und ich nach Tisch l'Hombre; Professor Fischenich, von Stein und mein Cleve unterhielten sich gewöhnlich im Nebenzimmer mit den Damen. Über Tisch hatte Schillers Bedienter nicht aufgewartet: zufälligerweise fragte Fischenich, wo der Bediente sei? Die Schiller, welche mit unserem Plan durchaus unbekannt war, von ihrem Mann aber unterrichtet sein mußte, gab ganz einfach zur Antwort: Schiller habe den Bedienten auf seinem Pferde zum Koadjutor nach Erfurt geschickt, um schriftlichen Abschied von demselben zu nehmen, da er nach Mainz reise, und ihm noch in anderen, besonders seinen Doktorangelegenheiten geschrieben.

Das war für Fischenich ein Donnerschlag. Er ließ mich vom Spiel wegrufen und entdeckte mir die Sache. Unsere Verlegenheit war groß. Wir hielten Rat, und es wurde beschlossen, eine Estafette dem Bedienten nachzuschicken, der erst nach elf Uhr abgegangen sein sollte, um ihn zu veranlassen, den Brief Schillers an den Koadjutor wieder zurückzubringen. Nachdem die Estafette in größter Eile abgefertigt war, fanden wir, daß dies nicht hinlänglich sei; vielleicht konnte durch persönliche Gegenwart bei dem Koadjutor manches, was etwa durch Lesung des Briefes verdorben wäre, wieder gut gemacht werden. Wir entschlossen uns, daß einer von uns auf gemeinschaftliche Kosten nach Erfurt reisen, wenn möglich den Bedienten selbst auffuchen und die Sache nach Kräften endigen sollte. Das Loß fiel auf mich. Sogleich saß ich in der Postchaise und flog nach Erfurt, wo ich abends nach acht Uhr ankam; ich hatte nicht ganz vier Stunden zu vier Meilen gebraucht. Da hatte das Postamt, an das die Estafette gelaufen war, nicht nur schon in allen Wirtshäusern und Schenken in der ganzen Stadt nach Schillers Bedienten, sondern auch schon zum Koadjutor

geschickt und ihn unterrichtet, Schillers Bedienter solle einen Brief an ihn wieder zurückbringen. Da Erfurt eine Festung ist, so waren die Tore schon geschlossen, als ich ankam, und so wurde meine Ankunft dem Koadjutor gemeldet. Dieser schickte seinen Kammerdiener an mich und ließ mir sagen, er habe keinen Brief von Schiller erhalten, er lasse mich aber bei seiner Ehre versichern, daß, wenn noch einer ankommen sollte, er ihn unerbrochen zurücksenden wolle.

Nun erst wurde es mir klar, daß wir geneckt waren. Ich legte mich also zu Bette und kehrte am andern Morgen nach Weimar zurück. Von da aus schrieb ich an den Professor F. einen jämmerlichen Brief, worin ich das, was mit dem Koadjutor wirklich geschehen war, erzählte. Ich setzte noch hinzu, was bei der Humanität des Koadjutors leicht möglich, und um seiner Freundschaft für Schiller willen wahrscheinlich war, er habe mich rufen lassen, sei begierig gewesen zu wissen, warum hinter einem Briefe Schillers an ihn eine Estafette und dann sogar ein Reisender geschickt werde, und so habe ich ihm denn alles entdeckt, worüber er herzlich gelacht und auch die übrigen anwesenden Herren sich sehr lustig gemacht haben, und diesen Brief schickte ich durch einen Expreß von Weimar nach Jena.

Um aber die Geschichte noch mehr zu verwickeln, war an selbigem Tage die regierende Herzogin in Abwesenheit ihres Gemahls nach Jena gekommen und hatte Schiller und Fischenich zur Tafel geladen. Der Expreß suchte Fischenich im Schloß auf, und ein Hofbedienter meldete demselben, der der Herzogin gegenüber saß, es sei ein Expreß da, der ihn sprechen wolle; Fischenich sagte, er solle warten; man präsentierte ihm einen Brief auf einem Teller. Er steckte ihn zu sich, aber die Herzogin bestand darauf, daß er ihn lese, und dadurch wurde er und Schiller in große Verlegenheit gesetzt. — Abends kam ich wieder in Jena an, nachdem die Kosten sich auf drei Carolins belaufen hatten. Schiller lachte und wir lachten.

Er war sehr wohl zufrieden mit unserer Sorgfalt, ihn nicht zu kompromittieren, sagte, er habe uns nur zeigen wollen, daß wir nicht auf alle Fälle gedacht haben, und wurde nun oft mit seiner Korrespondenz nach Gotha und Erfurt von uns, und wir von ihm mit unseren Estafetten und Extrapoststreifen geneckt.

Eine andere reiche Gelegenheit, ihn zu necken, bot sich uns bald ohne unser Zutun an. Professor Ulrich, ein übrigens scharfsinniger Kopf, dessen Eleutheriologie noch immer geschätzt wird, war durch Reinholds Anstellung und den Zulauf, den dieser bekam, der abgesagte Feind der Kantischen Philosophie geworden, über die er selbst gelesen hatte, so lange er allein war. Er war somit auch der Feind aller Freunde Reinholds, also der ganzen jüngeren Partie, Schillers, Paulus', Schmid's, Hufelands ufw., und hatte sich die gemeinsten Ausfälle und Rabalen gegen alle erlaubt. Er suchte sich durch eine gewisse zweideutige Popularität, besonders durch Annäherung an die Oberhäupter der Orden einen Anhang unter den Studenten zu machen. Dies gelang ihm mit der Masse vollkommen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo er zum Prorektorat gelangte. Da beschloßen die Oberhäupter, dieses denkwürdige Ereigniß durch eine Nachtmusik und ein Gedicht zu verewigen, und eines Nachmittags, als ich mit Schiller allein in seinem Zimmer auf und ab ging, erschien, auf's eleganteste gekleidet, der Abgeordnete der gesamten Studentenschaft und brachte Schillern die Bitte vor, er möchte ein Gratulationsgedicht für sie auf Ulrich zur Feier des Prorektoratswechsels machen. Den Zorn Schillers über diese Anmutung zu beschreiben, ist unmöglich, wir verglichen ihn damals gewöhnlich mit der Wut des Sultans im Oberon, als Herr Hüon demütig um einige Backenzähne und um seinen Knebelbart bat, oder im Peregrine Pickle, als der Advokat zu dem Kommodore kam und ihm ins Ohr sagte, er sei der Advokat. Beschämt und erstaunt über die wirklich heftige Begegnung,

die er von Schillern erfahren hatte, zog sich der Musensohn zurück, und es war Gefahr, die Masse möchte diese Beschimpfung ihres geachteten Anführers nach ihrer Weise durch Einwerfen der Fenster zu rächen suchen. — Übrigens war wirklich gegründeter Verdacht, daß den Studenten dieser Schritt von böshafter Menschen möchte unter den Fuß gegeben worden sein, weil die dürftigen Umstände Schillers kein Geheimniß waren. Der Prinz von Augustenburg half bald durch eine großartige Unterstützung von hundert Louisdor auf drei oder mehr Jahre.

Ich habe Schillern nie gesund, sogar äußerst selten angezogen, fast immer im Schlafrock gesehen. Im ersten ganzen Jahre war er ohnehin krank, und l'Hombre, Schach, leichte Gespräche füllten das aus, was man seinen Tag nennen konnte. Er stand oft erst um zwölf, halb ein Uhr auf, ja das Mittagessen verspätete sich am Ende so, daß es bis auf drei, halb vier Uhr hinausgeschoben wurde. Als er sich im ersten Winter unserer Bekanntschaft wieder etwas wohler fühlte, schlug er mir vor, auf eine Stunde im Schlitten zu fahren, da er sehr gut leiten könne. Er zog sich sehr leicht an. Wir waren sehr vergnügt auf dieser Fahrt, und als wir zu Hause angekommen waren, hatte ihm diese Lustpartie so wohl zugeschlagen, daß er noch länger fahren wollte, und auf meine Weigerung, noch einmal mitzufahren, einen anderen überredete, und nun bis in die tiefe Nacht hinein fuhr. Dies zog ihm eine Erkältung und heftige Kolikschmerzen zu, an denen er mehrere Wochen fürchterlich litt. Mitten im größten Schmerz sagte ihm einer: er jammere ja wie ein kranker Poet; das nahm er nicht übel, sondern lachte mit.

Es war sehr schwer, sein Arzt zu sein. Er las alle Rezepte, wollte die bestimmte Ursache wissen, warum dieses Mittel in dieser Qualität verschrieben worden sei, wie es wirken sollte, mechanisch oder chemisch, und haderte oft mit seinem sanftmütigen Arzte, der unaussprechliche Geduld mit ihm hatte.

*

*

*

Daß auf Schillers Gesicht Anmut und Würde gepaart war, und daß sein freundlicher Blick etwas sehr Anziehendes hatte, weiß jeder, der ihn gesehen und gekannt hat. Aber die Haltung seines Körpers, seiner ungestalten Füße (was man in Tübingen Weinstühlchen nannte), und die sonderbare Bewegung seines Kopfes waren sehr unangenehm. In seiner Kleidung hatte er nicht nur keinen Geschmack, was wohl zu verzeihen wäre, sondern er handelte so sehr gegen alle Regeln desselben, daß er meist wunderlich angezogen war, besonders wenn er sich putzen wollte. Er konnte dann leicht einen blauen Frack und ein rotes Halstuch, gelbe Beinkleider und dunkle Strümpfe zusammen anziehen, und dies gab seiner ganzen Figur, besonders durch die zusammenstoßenden Knie und auswärts gebogenen Füße etwas Bizarres. So waren auch seine Verbeugungen gegen alle Fremde.

Seine Stimme war im freundschaftlichen Gespräche angenehm und, eine gewisse Heiserkeit ausgenommen, wohlklingend. Aber ihn eines seiner Gedichte deklamieren zu hören, war nicht auszuhalten. Er hatte dabei einen widerlich singenden Schulten. Wer ihn nicht gekannt und ihn deklamieren gehört hätte, würde ihn für einen unverständigen Menschen gehalten haben, der nicht weiß, was er liest, und das Schönste verdirbt. Wie ist es möglich, daß die hohe Harmonie, die in Schillers Gedichten herrscht, so wenig von außen erscheinen konnte? An Reinhard (dem französischen Minister) habe ich in Tübingen das nämliche bemerkt. — Was außerdem seiner Stimme schadete, war sein übermäßiges Tabaknehmen. Graff hat ihn nicht umsonst mit der Tabaksdose gemalt. Er war deswegen auch immer barbouillé im Gesicht und auf der Wäsche.

Auf was er verfiel, das trieb er mit Hefigkeit und Übermaß. Er hatte sich ein Pferd gekauft, und nun ritt er alle Tage, und zwar von Hause an in Galopp, und kam oft im Karriere zurück, daß er das Pferd nicht

halten konnte, und sich nur dadurch rettete, daß das Tier seine Heimat wußte, und zum Glück eine Straße ohne Durchgang bei seinem Hause war, wo das Pferd doch stehen mußte. Seine Pferde waren deswegen alle gefährlich für einen Fremden zu reiten, sie gingen durch, ehe man es sich versah.

* * *

Im ersten Jahr geriet er mit erstaunlicher Leidenschaft ans l'Hombre. Wir hatten es uns zur Pflicht gemacht, ihm Gesellschaft zu leisten, so lange er nicht ganz hergestellt sei. Schiller, Groß und ich spielten nun oft von Mittags nach Tische bis morgens zwei und drei, gewöhnlich aber bis elf Uhr fort, wobei man sich nicht die Zeit nahm, zu Nacht zu essen, sondern sich am Spieltische aus der Hand servieren ließ. Einst berechnete er seinen Verlust von einigen Wochen, und nun hörte das Spiel auf einmal auf.

Einen Winter hindurch wurden Versuche mit der Laterna magica gemacht, wie man Geister erscheinen lassen und ihnen sonderbare Gestalten geben könne, weil er den zweiten Teil des Geistersehers bearbeiten wollte.

Im Sommer wohnte ich mit meinem Zögling in einem Gartenhause. Da war eine Kegelbahn, und nun kam er alle Tage zum Kegelspiel zu uns und nahm hohes Interesse daran. Abends aßen wir dann in unserem Garten. Von Stein spielte ebenfalls mit Vorliebe, und sie gerieten oft miteinander darüber in Streit. Ich habe noch ein Titelblatt von Schillers Hand geschrieben: Abhandlungen über die Kegelfunst von Friedrich Freiherr von Stein, Herzoglich Sachsen-Weimarischen Kammerherrn, Brodhusaren und Kummeltürken (zwei Spottnamen, die man in Jena denen Studenten gibt, die sehr nahe nach Hause haben).

Der Umgang im Innern der Familie Schillers hatte für den, der darein eingeweiht war, etwas äußerst Anziehendes

und wird jedem, der ihn genossen hat, unvergeßlich sein. Er gab sich, wo er Vertrauen gefaßt hatte, ganz hin mit der vollendetsten Offenheit. Sie möchte ich die personifizierte Lieblichkeit, die ganz keinen andern Willen hat, als den des Mannes, und an seiner Größe hinauf staunt, und die holde Scham nennen. Er nannte sie nur die Dezenz, es war aber nicht jene nachgeahmte, die so oft aus ihrer Rolle fällt, und als Rolle so widerlich ist, es war Natur. Es schickt sich nicht, war ihr höchstes Gebot.

Für einen Fremden war es fast unmöglich, Eingang ins Schillersche Haus zu finden, und Besuche durchreisender, selbst vornehmer Herren und Damen, z. B. der Gräfin Stolberg, welche ausß dringendste anfragen ließ, ob sie kommen dürfe, wurden rund abgeschlagen, oft nicht einmal nur abgelehnt. Auch solche, welche nicht in genauem Verhältniß mit dem Hause standen, wurden meist kalt aufgenommen. Man war froh, wenn sie wieder gingen. Schiller hatte am Ende fast die Fähigkeit verloren, mit anderen als ganz intimen Freunden auch nur sich zu unterhalten. Die Basis des Umgangs für die Eingeweihten war ganz einfach: Natur und Wahrheit. Dies fand ich im Anfang und in späteren Jahren, wo unsere Verhältnisse sich verändert hatten, Schiller eine eigene Haushaltung führte und keinen Tisch mehr gab. Man brauchte nichts zu sprechen, wenn man kam, man konnte sich schweigend auf das Sofa setzen und ein Buch nehmen, oder auch nicht: man tat, was man wollte und einem gefiel, und gerade das war die Seele des Umgangs. Jeder sprach nur, was ihn interessierte, und oft ergossen sich nun Schiller und andere in der Fülle ihrer Gedanken.

Bei vertraulichen Abendgesprächen liebte Schiller, von seinem Aufenthalt in der Militärakademie zu reden, und von den Vorfällen, die ihm am interessantesten waren. Seiner Komödie, die er auf das Geburtstagsfest der Gräfin Franziska gnädigst befohlenermaßen verfertigt, und worin er die akademische und Universitätsfreiheit neben-

einander stellte, erinnerte er sich oft mit großem Vergnügen. Obrist Seeger habe sie ihm mehrere Male zurückgegeben und ihm befohlen, er solle das Leben in der Militärakademie mehr ins Licht, und das auf Universitäten in starken Schatten stellen: jedesmal sei der Kontrast zwischen beiden größer geworden, aber immer zum Vorteil der Universitäten usw.

Überhaupt war seine Sehnsucht nach dem Vaterlande sehr groß und er sprach mit auffallender Behaglichkeit darüber. Es war rührend, wie er sich und anderen oft seinen Wunsch, im Vaterlande angestellt zu werden, vergebens zu verbergen suchte. Es kränkte ihn tief, daß Herzog Karl zu einem Herrn von Beulwitz, der die Prinzen von Rudolstadt auf ihrer Reise begleitete, als dieser bei Tafel von Schiller sprach, gesagt hatte: Ich kenne ihn nicht.

Sehr gern hörte er uns von dem Tübinger Stipendium sprechen, das alle ehemaligen Stipendiaten lieben; auch Planks und Spittlers behaglichste Stunden sollen die gewesen sein, wo davon gesprochen wurde.

Einst kam seine Mutter mit einer seiner Schwestern, einem idealisch schönen Mädchen, die nun gestorben ist. Aber diese brachten lauter Verwirrung ins Haus. Mit der geradesten Offenheit und ohne alle Schonung und Feinheit, weil sie nichts Arges hatte, ohne Kenntnis der Welt, noch ihres Sohnes, noch weniger seiner Gattin, mit einem hohen Mutterstolz und Schwiegermuttergefühl stach sie beiden, ohne es zu ahnen, in tausend Äußerungen und Bemerkungen täglich glühende Dolche ins Herz, und wäre sie länger geblieben, sie hätte mit der größten Gutmütigkeit das schöne und zarte Verhältnis zwischen Schiller und seiner Gattin ganz zerstört. Ich staunte über die Fassung, womit beide ihr Einmischen in alles aufnahmen.

Lustig war es anzuhören, wenn Schiller ins Rechnen kam. Im Anfange unserer Bekanntschaft war er in seinen Geldgeschäften äußerst nachlässig, und da ich viel mit ihm

zu berechnen hatte, so wurde nie eine Rechnung anders berichtet, als indem es ungewiß blieb, ob er mir oder ich ihm noch einige Groschen, oft auch Gulden, schuldig sei. Auf einmal, gegen das Ende der Periode, befeiligte er sich einer Genauigkeit, die ans Kleinlichte grenzte, und er forderte den halben Heller, den er auch ausbezahlte. Er hatte auf einmal rechnen gelernt. Ich erinnere mich, daß er einst im vollen Ernst berechnete, mit wie wenig der Mensch leben könne, und die ganze Summe belief sich auf sechs Taler. Die Rechnung war etwa in folgendem Sinne: man kauft sich einen Laib Brot, man hat an einem halben Kreuzer täglich übrig genug. Man ißt in der Woche einmal eine warme Wurst usw.

Als ich nach Jena kam, hatte sich eben ein Professorenkränzchen gebildet, worin ich auch als Mitglied aufgenommen wurde. Die Gesellschaft war Schiller, Paulus, Niethammer, Reinhold, Schmid, Schütz, die beiden Hufeland, Betsch, Götting und Fichte. Dazu kamen auch die Frauen, in deren Häusern das Kränzchen war, nachher alle, aber oft auch Goethe, Wieland und Herder, und wenn ein interessanter Fremder durchreiste, wurde er eingeführt. Es war im Anfang sehr lebendig und belehrend, weil alle Fakultäten gegenwärtig waren, und mancher Gegenstand auf das vielseitigste abgehandelt wurde. Schiller besuchte die Gesellschaft anfangs mit Vergnügen, aber bald entleidete das große Kind Reinhold ihm die Gesellschaft. Reinhold hatte Ästhetik gelesen, Schiller fing auch Vorlesungen darüber an. Reinhold machte immer sehr große Ansprüche und nahm diese Kollision übel. Seine Philosophie fing schon damals an zu stocken, und oft wurden ihm wichtige Einwürfe gemacht. Dadurch verstimmt, kam Reinhold zwar noch in das Kränzchen, aber zog sich immer in den abgelegensten Winkel des Zimmers zurück und sprach kein Wort mehr. Er ließ sich Essen und Trinken von seiner Frau dahin bringen, und Schiller nannte deswegen die Professorin Reinhold nur

Reinholds Raben. Dieses Benehmen mißfiel Schiller, und er gab zwar das Kränzchen noch in seinem Hause, aber er besuchte es nicht mehr.

* * *

Schiller mit seinem heiligen, hohen Gemüt haßte die positive Religion, so wie er sie kannte. Er konnte sich lange nicht vom heftigsten Vorurteil gegen sie losmachen, denn mit ihr stellten sich ihm alle die Schläge und Qualen, die er beim Unterricht in seiner Jugend erlitten hatte, vielleicht auch die Geschmacklosigkeit, Inkonsequenz und Seichtheit des Vortrags zugleich vor. Das gestand er offenherzig. Doch interessierte ihn Religionsphilosophie sehr, und als Fichtes Kritik aller Offenbarung erschien, verschlang er sie, und war von mancher ihrer Ansichten so eingenommen, daß er sie rüstig verteidigte und den Professor Hufeland, der nicht mit ihm einer Meinung war, im Disputieren einst über eine Stunde hinter einem Schrank, wohin sich dieser zurückgezogen hatte, unter beständigen Demonstrationen festhielt.

Von seinem Vorurteil gegen die christliche Religion befreite ihn Humboldt (der Gesandte in Rom), welcher sich lange in Jena aufhielt. Dieser sagte ihm einst, wie unbillig sein Haß sei; sein Vorurteil komme von der Erziehung her. Ihm sei das Äußerliche derselben meist gleichgültig, ob er es schon fast durchaus für nötig halte, aber das Innere erfülle ihn mit tiefer Ehrfurcht. Dies fällt in die Zeiten, wo Schiller sich auf Philosophie warf, in deren Abgrund er auch versunken wäre, wenn nicht Goethe, der nun anfang, seinen Umgang zu suchen, und sich oft vierteljahrelang in Jena aufhielt, ihn herausgerissen und aufgemuntert hätte, seinen Blick auch nach außen zu richten. Es bildete sich überhaupt damals ein reges und schönes Verhältniß zwischen Schiller und Goethe, wenn nicht von der Seite des letzteren ein wenig Künstlerneid manchmal mit eingeflossen wäre; wenigstens weiß ich bestimmt, daß

Goethe über mehrere Arbeiten Schillers, besonders über Wallenstein, gegen andere urtheilte: er überzeuge sich nun immer mehr, daß Schiller nie etwas Erträgliches in diesem Fache liefern werde.

* * *

Was ich von Schillers früheren Verhältnissen im Auslande erfahren habe, zeigt, durch wie mancherlei traurige Erfahrungen und harte Schicksale er geläutert werden mußte, ehe ein freundliches Gestirn ihm eine glücklichere Lage verschaffte. In Mannheim, ohne alle Welt- und Menschenkenntniß, scheint er, wie schon in Stuttgart, die Beute jedes listigen weiblichen Geschöpfes gewesen zu sein. Oft dankte er gerührt der Vorsehung, daß er nicht Gatte der Tochter des Buchhändlers Schwan daselbst geworden sei, was nahe war, da sie seinem Ideal von Weiblichkeit so wenig entsprach. Dies erreichte, so viel es überhaupt möglich ist, seine Gattin vollkommen.

In früheren Zeiten seines Aufenthaltes im Auslande scheint ihm sein Vater aus guter Meinung manche trübe Stunde gemacht zu haben. Es wohnte in Leipzig ein Kaufmann, namens Mohl, gebürtig aus Stuttgart, an den sich der Vater oft muß gewendet und in Ausdrücken von seinem Sohn gesprochen haben (wie die meisten württembergischen Väter pflegen), die mit seinem schriftstellerischen Ruf und der Achtung, in welcher er um seines hohen Genies willen stand, einen sonderbaren Kontrast bildeten. — Mohl ist ein guter Mensch, aber ich kenne ihn, er hat keine Ahnung, daß man etwas mehr bedürfe, als Geld, um glücklich zu sein. Von dem höchsten, was ein Gemüt, wie Schillers, zu erstreben sucht, mag ihm gar nie etwas zu Ohren gekommen sein. Dieser Mann verfolgte ihn oft, gewaffnet mit Briefen seines Vaters, mit Ermahnungen, sein schwärmerisches Leben zu lassen, die Verzeihung seines Vaters und des Herzogs Karl zu suchen und — eine Suppe mit ihm zu essen; und die

Beweggründe müssen sehr materiell gewesen sein, weil Schiller im Unwillen gegen ihn sein Haus und, wo er ihn antraf, auch seine Person mied und ihm rund seine Abneigung erklärte. Mohl klagte mir einst, da ich in Leipzig war, er habe es so gut mit Schiller gemeint, dieser aber habe ihn mit Heftigkeit zurückgestoßen. Schiller, mit dem ich nachher darüber sprach, sagte, er sei ein Spion seines Vaters gewesen, dieser habe auf der Solitude alles gewußt, was er in Leipzig getan und nicht getan habe, und habe ihm darüber Vorwürfe gemacht wie einem Schulknaben von fünfzehn Jahren.

Besonders interessant war der Sommer des Jahres (1796), wo die Fienien entstanden. Es waren da in Jena versammelt: Oberkonsistorialrat Körner aus Dresden, ein intimer Freund Schillers, mit seiner Gattin, einem sehr interessanten Weibe, ihre Schwester, eine berühmte Malerin, Mademoiselle Stöck, ehemals Gesellschafterin der Herzogin von Kurland, der Graf Geßler, preussischer Gesandter am kurfürstlichen Hofe, die beiden Humboldt; Goethe, Wieland und Herder kamen oft; Goethe blieb monatelang der Tischgenosse Schillers. Da wurden die Angelegenheiten der deutschen Literatur verhandelt, und bei Symposien die Fienien meist verfertigt oder veranlaßt. Alle diese Männer lebten in der innigsten Harmonie, und besonders die beiden Humboldt gaben zu der Unterhaltung reiche Beiträge. (Campe war bekanntlich ihr Hofmeister; sie machten mit ihm Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Campe, erzählten sie, habe geglaubt, als Hofmeister überall ein wichtiges Wort sagen zu müssen, unter anderen habe er, als sie das Zimmer besahen, wo Rousseau gestorben ist, gesagt: Zu diesem Fenster ist diese große Seele hinausgefahren!)

Das Verhältnis Schillers zu Wieland war nicht eng; aber Wieland schien hohe Achtung vor Schiller zu haben. Schiller führte mich bei ihm persönlich ein, und die ungeheuchelte Zufriedenheit mit Schillers Besuch leuchtete

aus allen Gesprächen und Äußerungen Wielands deutlich hervor. Schiller sagte voraus, er sei begierig, ob Wieland heute Demokrat oder Aristokrat sein werde. Er war das letztere, und Schiller, wenn er nicht Aristokrat war, so war er wenigstens Royalist: er hatte eine Verteidigung Ludwigs XVI. verfertigt, die er der Nationalversammlung zusenden wollte, als die Nachricht von dem Königsmorde ankam. In früheren Zeiten mußte das Verhältnis Wielands zu Schiller enger gewesen sein. Die Götter Griechenlands erschienen zuerst im Merkur. Mit hohem Selbstgefühl forderte Schiller so viel Honorar, als ein ganzer Bogen im Merkur kostete und Wieland zahlte es ihm gerne.

Als einst eine fremde Sängerin durch Weimar kam, veranstaltete die Herzoginmutter ein Konzert, und lud auch Wieland, den sie als einen großen Liebhaber der weiblichen Stimme kannte, dazu ein. Dieser, der alle Abende seine l'Hombrepartie mit einer geschlossenen Gesellschaft alter Herren machte, ließ der Herzogin sagen, er könne nicht kommen, die Herren von seiner Partie wären sonst angeführt. Er kam auch nicht. Das verdroß die Herzogin sehr, und sie trug Schiller, dem sie im Konzerte das Verfahren Wielands erzählte, auf, er solle dem Wieland sagen: er sei ein rechter Philister. Schiller milderte den Ausdruck gegen Wieland, und Wieland schrieb am anderen Tag einen poetischen Brief an die Herzogin, worin er um Verzeihung bat, und so wurde der Friede wieder hergestellt.

Schiller hatte sich schon früher durch übermäßigen Genuß von Tee und starken Kaffee (auch zu meiner Zeit trank er letzteren häufig mit Vanille) und Nachtwachen sehr geschwächt. Seine Nächte waren, so lange ich ihn kannte, schlaflos, und die Unordnung in den Stunden des Mittag- und Abendessens nahm, als ich zum zweitenmal mit einem anderen Eleven nach Jena kam, so sehr überhand, daß der Tag — wenigstens der Morgen — für ihn fast ganz zum Schlaf bestimmt war, und ich traf ihn oft nach-

mittags um zwei Uhr als eben aufgestanden und frühstückend an; so wurde das Mittagessen auf abends acht Uhr zurückgeschoben und die Nächte meistens dem Studieren gewidmet. Seine Scheu vor Fremden wurde damit täglich größer, und er kam jahrelang nicht aus dem Hause. Darin bestärkte ihn noch mehr die Erfahrung, daß es ihm meist übel bekam, wenn er einmal ausging. Die Ursache lag aber nicht im Genuße der freien Luft, sondern im Übermaß, das er sich gewöhnlich erlaubte; denn er wollte alsdann genießen wie ein Gesunder.

Seine Hypochondrie und seine Scheu vor Umgang mit Menschen war zu der Zeit, als Iffland auf dem Weimarschen Theater eine Suite von Vorstellungen* gab, aufs höchste gestiegen. Schiller sollte auch dabei sein; nun entstand die große Frage, wie ihn hinüberbringen nach Weimar, und wie es möglich machen, daß Schiller die Vorstellung seiner Räuber usw. sehen könne, ohne selbst gesehen zu werden? Der Herzog ließ eine grillierte Loge am Proszenium für ihn zurichten. Goethe nahm ihn mit seiner Familie in sein schönes Haus auf, wo er ihm ein ganzes Stockwerk allein einräumte. Schiller wurde von Goethe mit beispielloser Schonung behandelt. Kleine Mittagessen, wobei fünf bis sechs Personen im ganzen waren, wurden täglich von ihm gegeben. So saß ich mehrere Male mit Schiller, Goethe, Iffland und noch einem oder dem anderen zusammen, es wurden alle Besuche verboten. Goethe gab eines Abends eine große Gesellschaft nach der Komödie, wo man an kleinen Tischen zu vier Personen aß, und wozu auch der Herzog und der Hof kamen. Man versammelte sich in einem Saal, an den mehrere Nebenzimmer stießen. Im hintersten, dessen Türe nicht geöffnet war, befand sich Schiller; nur einer oder zwei seiner näheren Bekannten gingen zu ihm hinein. Ihnen folgten andere, und so bereitete man ihn vor, daß

* 28. März bis 25. April 1796.

auch diese Türe geöffnet werden konnte und er nach und nach an den Anblick einer größeren Gesellschaft gewöhnt wurde.

Die Vorstellung seiner Räuber, bei der sich Iffland und alle Mitspielenden die größte Mühe gaben, mißfiel fast allgemein. Schiller mußte die nämliche Empfindung wie das Publikum gehabt haben, er war nach der Vorstellung mürrisch und kränker. Soviel ich mich erinnere, gab damals Konsistorialrat Böttiger, ein großer Polyhistor, aber ein Pedant, auf den das locker und lose sein von Goethe, wenn ich mich nicht irre, im höchsten Sinne paßt, etwas über diese Vorstellung heraus.

Von Cotta in Tübingen sprach Schiller immer mit hoher Achtung, und lobte oft seine edle Weise, mit Schriftstellern in Geldsachen zu verfahren. Sie habe ganz nicht das Kleinliche eines grämlichen Buchhändlers. Er äußerte einst, er werde nie aufhören, sein Freund zu sein.

141. J. H. Hennes.

Richard erzählte: Schiller sei bei Tisch sehr heiter gewesen und habe sich wohl einen kleinen Spaß mit seinen Tischgenossen erlaubt. Es war Winter, Schlittenfahrt sollte stattfinden. Richard wollte mitfahren, bedauerte keine Dame zu haben. Schiller ermunterte ihn, von einer gegenüber wohnenden Mutter sich die Töchter zu erbitten. Richard mit diesen Frauenzimmern wenig oder gar nicht bekannt, und noch unerfahren in der Sitte, ging in die Schlinge ein, stieg eines Tages nach Tisch gepuht ins Nachbarhaus hinauf. Unterdessen stellte sich Schiller ins Fenster und sah nun über die Straße was dort im anderen Hause vorging als Pantomime. Richards höfliches Werben, das Erstaunen der Mutter, ihre abschlägige Antwort und den armen begoffenen Hund, der davon lief.

142. 1792. R. Ph. Konz.

Der Student von Nassau hieß die erste Tragödie Schillers. Mit Lächeln erzählte mir Schiller dies selbst, bei meinem Aufenthalte in Jena, wo ich seines Umgangs

oft genoß. Verlegen, setzte er hinzu, über einen tragischen Stoff, an dem er seine erste Kraft hätte können versuchen, oft so verlegen, daß er, wie er sich in seiner kräftigen Sprache ausdrückte, seinen letzten Rock und Hemd um einen ihm willkommenen mit Freuden würde gegeben haben, laß er in einem solchen Momente in einem Zeitungsblatte die Nachricht von der Selbstentleibung eines Studenten, der aus Nassau gebürtig war. Auf sein teilnehmendes jugendliches Gefühl sowohl, als seine feurig aufstrebende Phantasie wirkte der Eindruck dieser Nachricht mit solcher Gewalt, daß er dieselbe sogleich sich mit allen ihm entgegenkommenden Beziehungen weiter ausmalte, und zur Grundlage einer Tragödie zu machen beschloß. Auch hat er nach seiner Versicherung den Beschluß ausgeführt. Freilich sprach er damals von einer höchst unvollkommenen, im ganzen mißlungenen Jugendarbeit davon; indes bedauerte er doch, das Stück frühe schon ganz zernichtet zu haben, indem er mehrere mit erster glühender Wärme des Gefühls entworfene und ausgeführte Situationen vielleicht noch als Mann, meinte er, benutzen konnte. So erinnere ich mich, erzählte mir Schiller auch: sein erstes deutsches Gedicht habe er am Tage vor seiner Konfirmation komponiert. Anlaß und Antrieb dazu seien die Erinnerungen seiner Mutter gewesen, die, als sie ihn auf der Straße umherschlendern sah, ihm seine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des künftigen Tages vorgeworfen, und so durch ihre eindringenden Ermahnungen sein religiöses und poetisches Gefühl, die beiden so verwandten, zugleich geweckt hätte. Der Verfasser des obigen Aufsatzes erwähnt etwas Ähnliches ebenfalls, doch mit den wesentlichen Unterschieden: Schiller hätte seinem Vater am Tage der Konfirmation ein lateinisches Gedicht übergeben. Lateinische Gedichte hatte er wohl vorher oft schon unter der Anweisung seines Lehrers Jahn, eines gewandten lateinischen Vertifikaieurs, und überhaupt nach Sitte und Brauch in den lateinischen Schulanstalten verfertigt. Auch

erforderten solche Kompositionen, wie bekannt, viele vorangehende technische Übung. Vielleicht können beide Anekdoten nebeneinander bestehen: der Mutter brachte er das deutsche, dem Vater das lateinische Gedicht.

Wenn endlich von Schillers früherer Neigung zum geistlichen Stande geredet wird, so erinnert sich der Einsender dieser anspruchslosen Zeilen ebenfalls wiederholter Äußerungen des Berewigten, in denen der edle vortreffliche Mann, so empfänglich für die großen und würdigen Beziehungen jeder Sache, mit einer Art Begeisterung von dem hohen Berufe eines Lehrers der Religion sprach, mit dem Beisatze, noch jetzt wünsche er sich oft lebhaft, vor einer Gemeinde auftreten und die erhabensten Wahrheiten ihr verkündigen zu dürfen. Es ist vielleicht auch der Bemerkung nicht ganz unwürdig, daß Schiller von seinen Eltern anfänglich dem geistlichen Stande bestimmt gewesen, und für diesen Zweck nach der Art junger Kandidaten der Theologie im Württembergischen, die in die Klosteranstalten aufgenommen zu werden suchen, mehrere Male bereits die jährlichen Prüfungen im Stuttgarter sogenannten Landexamen ausstanden.

143. R. Ph. Konz.

Später, wo überhaupt Schillers ganze innere und äußere Natur eine durchgreifende Umwälzung erfahren hatte, wie ich zu meiner Verwunderung fand, als ich in Jena wieder mit ihm jene frühere, durch seine bald eingetretene Flucht aus Stuttgart unterbrochene Bekanntschaft zu erneuern das Glück hatte, sprach er mir doch mehrere Male von seinem oft bei ihm rückkehrenden Wunsche vor, der Laufbahn eines Predigers nicht entzogen worden zu sein. Vor einer versammelten Gemeinde über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens und der Menschheit zu reden, stelle er sich als etwas Großes, Erhebendes vor: und gewiß — Schiller, mit diesem tiefen Gefühl, diesem ernststen Sinn für alles der Menschheit Wichtige, diese glühende Einbildungs-

kraft, diese hinreißende Darstellungsgabe, würde auch von der Kanzel herab mächtig auf das Volk gewirkt haben.

Schiller lebte und webte damals, als ich in Jena ihn wieder traf (1792), ganz in Kants Schriften; eine Liebe, die er schon früher, wie seine ersten Schriften beweisen, für philosophische Untersuchungen sehr geneigt, mit vielen seiner Zeitgenossen und einer beträchtlichen Anzahl der damaligen Professoren in Jena theilte. Reinhold, der unter die ersten gehörte, welche das Studium der Kantischen Schriften und den Enthusiasmus für sie in Deutschland belebten, lehrte jetzt noch Philosophie mit ungetheiltem Beifalle in Jena. Mehrere, vorzüglich die jüngeren Lehrer dieser Hochschule, versammelten sich wöchentlich einige Male zu abendlichen geselligen Unterhaltungen. Kant und Kantische Philosophie war hier immer der Gegenstand, über den am lebhaftesten gesprochen und gestritten wurde, und Schiller blieb immer so wenig bloß Zuhörer, daß er vielmehr mit seinem feurigen Geiste und seinem eindringenden Scharfsinne dem Gespräche oft das größte Interesse zu geben wußte. Da ich bei meinem Aufenthalte in Jena, von ein paar Monaten, gerade auf einer kleinen literarischen Reise durch einen Teil Deutschlands begriffen, mehrere Male Gelegenheit hatte, diesen geistreichen Abendzirkeln beizuwohnen, so konnten mir diese Besuche nicht anders als sehr anziehend und lehrreich sein. Aber auch sonst genoß ich oft des geistreichen Umgangs mit Schiller in seinem Hause, an seinem Tische, auf Spaziergängen. Er war die Humanität selbst, sowie seine treffliche, noch lebende Gattin, die ihn liebte, wie er sie liebte, ein Muster edler Gefälligkeit und Bescheidenheit war. Schiller führte mit seiner Gattin um diese Zeit keine eigentliche Haushaltung. Beide nahmen die Kost bei einem älteren Frauenzimmer des Hauses, worin sie wohnten, die, wo ich nicht irre, Eigentümerin desselben war. Auch speiste der jetzige Konsistorialrat, damals D. legens, Niethammer, und noch ein Landsmann von mir, der, als Erzieher eines jungen

Adeligen von Frankfurt, diesen auf die Universität begleitet hatte, der nunmehrige Dekan Göriz, mit seinem Zögling in der Gesellschaft. Die Tafel war einfach frugal und durch Schillers sokratischen Ernst und Scherz — möchte ich sagen — gewann sie die schönste Würze; Schiller sprach nicht viel, aber was er sprach, gediegen, mit Würde, mit Anmut, er liebte den gemäßigten Scherz; ein Feind des Leeren, und gleichförmig und heiter, wenn ihn Anfälle seiner Kränklichkeit nicht verstimmten, wie er war, hörte man nur selten ein Wort, einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden, brausenden Schiller, wie er sich in seinen früheren Schriften, Rabale und Liebe, Fiesko, den Räubern besonders, oft darstellte, jetzt erinnert hätte, wie z. B., als er über eine niederträchtige, fund gewordene Tat eines damals in Jena angesehenen Mannes, die einer der Gesellschaft während des Essens erzählte, lebhaft entrüstet, aber doch mit edler Haltung selbst lächelnd sagen konnte: Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühl ihrer Niederträchtigkeit augenblicklich verwesen! — Solche kräftige Bilder hörte man nur zuweilen von ihm, oft auch, wenn er von Personen sprach, die er wahrhaft achtete, z. B. von des Kirchenrates Griesbachs Verschwiegenheit in Geschäftssachen: Seine Brust ist verschlossen wie ein Archiv. — Der Ernst, wenn schon ein milder Ernst, blieb stets vorherrschend bei ihm, und die Sehnsucht nach dem Höheren, Ideellen, von der er ganz durchdrungen war, begleitete ihn oft auch zum Anteil an harmlosen Spielen und Ergötzlichkeiten, denen er sich zuweilen hingab, zum Billard, zum Tarock, zum Kegelschub selbst. Ich erinnere mich, bei einem solchen Zeitvertreiben in einem Garten vor der Stadt ihn gesehen zu haben, wie er auf einmal, von dem Kegelspiele sich wegwendend, die Augen zum schönen Abendhimmel emporhob, und auf die Bemerkung eines der Mitspielenden: ein trefflicher Abend! — wehmütig entgegnete: Ach man muß doch das Schöne in die Natur erst hineintragen!

Außer seiner Beschäftigung mit Kant, die sich hauptsächlich doch mehr auf das Studium der Kritik der Urteilskraft, als der Kritik der reinen Vernunft damals erstreckte, war Schiller zu seiner Zeit mit der Fortsetzung des Dreißigjährigen Krieges für den Götschenschen Damenkalender beschäftigt, aber wegen oft gestörter Gesundheitsumstände nicht selten darin unterbrochen. Er war gewohnt, was er den Tag zuvor, oder auch wenige Stunden vor der Komposition aus seinen Folianten: Hugo Grotius und anderen, sich zurecht gelesen, sogleich zu verarbeiten. Bei dem schnellen Überblick, den er besaß, bei der Macht der Darstellung, die ihm eigen war, konnte dies seiner Arbeit weniger nachtheilig werden, als es bei minder von der Natur begabten Schriftstellern der Fall hätte sein müssen; doch haben geistvolle Schriftsteller, z. B. Woltmann, Schlegel, Spittler u. a. bemerkt, daß nichts desto weniger dieses Werk, so verdienstvoll es von vielen Seiten ist, die Spuren einer solchen zu flüchtigen und rhapsodischen Bearbeitung an vielen Orten nur allzu sichtbar an sich trage, und daß die dramatische Trilogie Wallenstein im ganzen auf einem viel gründlicheren Quellenstudium beruhe, als eben diese historische Komposition. Poetischen Arbeiten war Schiller doch auch in jener Periode nicht, wie Döring in seinem Leben Schillers anzunehmen scheint, ganz fremd geblieben.

Die bekannte metrische Verdeutschung einiger der ersten Gesänge von Virgils Aeneide beschäftigte ihn um diese Zeit. Schon in der Militärakademie hatte er diesen Dichter, wie den Homer, den er damals auch im Originale las, lieb gewonnen. Drück erklärte den ersten, Nast den zweiten. Besonders, sagte er mir einmal, hätte die Bürgersche Übersetzung einzelner Homerischer Gesänge in Jamben, die Nast seinen Zuhörern zuweilen vorgelesen, einen erfreulich-begeisternenden Eindruck auf ihn gemacht. ~

Wieland, der während des ersten Aufenthaltes, den Schiller, ich glaube in den Jahren 1789—90, in Weimar hatte, in freundschaftliche Annäherung mit Schiller ge-

treten, und keineswegs ohne Einfluß auf seine fortschreitende, dem Edlen, Klassischen immer mehr sich zuwendende Bildung geblieben war*, hatte ihm große Liebe für die Ottaven beigebracht, wie für den Reim überhaupt. Ich erinnere mich, daß er damals für die antiken Silbenmaße wenig Geschmack bezeugte, und auch die Bossische Hexametrik, die er später erst würdigen und schätzen lernte, als ungefügig, und dem Ohr zu wenig schmeichelnd, nicht sehr achtete. Als ich ihm Proben einer hexametrischen Übersetzung des Lukans damals zeigte, sprach er nicht ungünstig davon, mahnte mich aber doch mehr ab, die Arbeit fortzusetzen. Es war nach einem Krankheitsanfälle, der ihm angestrengttere Arbeiten verbot, als Schiller sich entschloß, wie er einst in Hexametern die Probe gemacht hatte, nun in vollständigen Gemälden in einer noch freieren, aber dem Ohre mehr zusagenden Bearbeitung den Virgil rhythmisch zu bearbeiten.

Bei meinem ersten Besuche, den ich ihm in Jena abstattete, laß er mir, noch frisch von der Freude über das Gelingen, aus einem soeben fertigen Hefte der Thalia von den fast nassen Druckbogen aus die erste Probe dieser seiner Verdeutschung vor.

Er betrachtete diesen Versuch, wie er mir sagte, als Studium zugleich, um, wenn er sich an eine Epopee geben wollte, der Kunstgriffe im Technischen voraus schon mehr

* Wieland ist es auch, der auf Schillers wieder auflebende Liebe zu den Alten großen Einfluß hatte, der ihn vermochte, aus neue wieder das Studium der griechischen Sprache, das Schiller seit den Jahren seines Abzuges von der Militärakademie vernachlässigt hatte, vorzunehmen, und ihn dabei aus seiner Bibliothek freundschaftlich unterstützte. Dieser Periode verdanken wir die Übersetzungen, die Schiller aus dem Euripides lieferte, wenn auch nicht den Anforderungen, wie sie heutzutage gemacht werden, gemäß, immer gewiß geist- und geniereich, auch in den Anmerkungen. Sie sollten für Schiller, wie er selbst sagte, Studium und Vorübung sein, die seine zweite dramatische Kunst-epoche würdig einleiteten.

Meister zu sein. Der Gedanke an eine solche Epopee war damals noch lebhaft in ihm. Aus der Geschichte des Siebenjährigen Krieges wollte er seinen Stoff sich schöpfen. Darum waren ihm auch die von Jenisch damals ihm für die Thalia eingesendeten Proben einer Vorussiade — so mißlungen sie im ganzen auch waren — nicht unwillkommen, und er ließ, wo ich nicht irre, mehrere Gesänge in dieser Zeitschrift abdrucken. — Er selbst, dem harmonischen Reim ganz damals zugetan, fast bis zur Ungerechtigkeit gegen hexametrische und andere antike Formen, den Jamb ausgenommen, er selbst war fest entschlossen, wenn die Hore der Ausführung des epischen Planes käme, keiner anderen Versart, als der Ottaven sich zu bedienen. Allein die Ausführung dieses Planes unterblieb, vermutlich darum, weil der Entschluß, die dramatische Laufbahn bald wieder aufzuneuern zu betreten, und frische Lorbeeren dort zu brechen, ihm doch noch näher und angelegener war.

In den paar Monaten, daß ich Schillern in Jena sah, erinnere ich mich nicht, nur einmal ihn gehört zu haben, wie er mit Begeisterung von jener Periode sprach: Es brenne ihn recht in der Seele — waren seine Worte — bald wieder mit einem neuen Drama aufzutreten, und er sei selbst begierig darauf; es müsse sich, ohne er, nach Form und Gestalt ganz unterscheiden von seinen vorigen. Seit er die Griechen studiert, schwebte ihm ein ganz neues Ideal von Trauerspiel vor. — Über einen bestimmten Stoff jedoch, den er etwa bereits gewählt, erklärte er sich damals nie.

144. 1792. Juli. Johannes Falt.

[Von Halle aus, wo er studierte, hatte Falt eine Reise unternommen und war auch nach Jena gekommen, wo er mehrere Gelehrte, u. a. auch Schiller besuchte.]

Schiller ist ein großer, stattlicher Mann, und scheint auf den ersten Blick etwas verlegen mit seiner Figur. Er hatte seit einiger Zeit Blut ausgeworfen, und daher mochte es zum Teil mit kommen, daß er so hager, blaß und abgefallen aussah. Rotes Haar, das ihm, weil er noch im

Negligé war, wild um den Kopf flog, machte diese Blässe noch bemerkbarer. Auf seinem Gesicht schwebt ein stiller Zug von Melancholie und Schwärmerei, und aus seinem Auge glänzt eine gewisse Leutseligkeit hervor, die mir auf der Stelle das Herz abgewann. Faßt man ihn scharf ins Auge, so hat er das Ansehen eines Abwesenden, oder eines Mannes, der in Nachsuchung eines geliebten und verlorenen Kleinodes vertieft, die äußeren fremden Gegenstände unbemerkt an seiner geängsteten Seele vorübergleiten läßt, und diese Ängstlichkeit und schwebende Unruhe scheint sich seinem ganzen Wesen mitzuteilen. Dieses läßt sich psychologisch richtig aus Schillers unablässigem Streben, sich in allen seinen Arbeiten einem vorgesteckten Ideal zu nähern, auf eine befriedigende Weise erklären. Er spricht sehr leise, aber schön und ungekünstelt. Berse macht er wenig, wie er mich versicherte, wegen des großen Aufwandes von Zeit. ~

[In Weimar besuchte Falt Goethe.]

Den folgenden Morgen besuchte ich den Geheimen Rat Goethe. ~ Goethe erzählte mir, daß Schiller mit unsäglichlicher Anstrengung arbeite. Als Schiller sich noch in Weimar befand, verschloß er sich oft acht Tage lang, und ließ sich von keiner Seite sprechen. Abends um acht stand noch sein Mittagessen vor seinem Studierpult. Doch glaubte er nie die strengen Forderungen der Kunst befriedigt zu haben; denn seine Begriffe von dem Ideal, nach dem er hinauf arbeitete, und alle seine Geistesgeburten abmaß, waren zuweilen etwas überspannt und abenteuerlich. Deshalb hielt es auch eben so schwer, die Psychologie aus seinen Stücken, als aus seinem Gesichte herauszufinden. Der Don Carlos ließe sich besser lesen als aufführen, und die darin verwebte Psychologie der Charaktere sei auch selbst bei der Lektüre und der angespanntesten Aufmerksamkeit nicht immer bemerkbar. Die übergroße Anstrengung, mit der Schiller arbeitete, glaubte er auch in seinen flüchtigst hingeworfenen Stücken zu entdecken. Selbst

an den Briefen über den Don Carlos im Deutschen Merkur sähe man die Schweißtropfen hängen, die sie dem Verfasser gekostet. Wie Goethe glaubte, sei der Kampf, den Schwärmerei, Vernunft und Einbildungskraft, die in der Seele dieses Dichters gekämpft, mit unverkennbaren Zügen seinem Gesichte eingegraben, und daraus entstehe in demselben die sonderbare Mischung von Schwermut, Freundlichkeit, Ernst und Zerstreuung. Kurz, auf ihn passe ganz, was er einst in seinen Werken zur Charakterisierung eines Dritten sagt: „In seine Phantasiwelt verschlossen, war er ein Fremdling in der wirklichen. Sein Körper mitten aus der Zerrüttung hervor, verrät einen sehr hohen männlichen Geist, gleich den Ruinen eines ehrwürdigen Tempelgebäudes. Ihr ahnt aus dem Schauer der Ehrfurcht, der eure Seele ergreift, daß einst eine Gottheit hier wohnte; aber erkennen könnt ihr es jetzt nur aus Trümmern und Überbleibseln, die der Zahn der alles zerstörenden Zeit verschonte.“

145. 1792. Aus dem Tagebuch eines jungen Theologen.

Mich verlangte sehr Schiller kennen zu lernen; sein Don Carlos hatte mich mit hoher Verehrung für ihn erfüllt. In meiner Seele schwebte eine Vorstellung seiner äußerlichen Gestalt, nach dem Geiste seiner Poesie gebildet. Hohe Würde in einer edelschönen Mannsgestalt, das war der Inhalt meiner Vorstellung. Nicht Freundlichkeit erwartete ich von Schiller, aber doch Herablassung voll Güte. — Das erste, was mir auffiel, war seine Wohnung, oder vielmehr der Zugang zu ihr; sie fand sich in einem Hinterhause, zu welchem ich über einen gemeinen Wirtschaftshof und einen alten schlechten Korridor entlang hingewiesen wurde; an der letzten Türe sollte ich anklopfen. Diese äußerlichen Dinge in Schillers nächster Nähe verstimmten mich; sie waren mir wie mit Unverschämtheit dahin gedrängt. Meine Führerin, dem Ansehen nach eine Haushälterin, ärgerte mich auch, sie nannte Schillers Namen und zeigte mir seine Wohnung mit größter Gleichgültigkeit,

als wäre hier nur von dem gemeinsten Alltagsdinge die Rede gewesen. Ich klopfte leise an die Thür. Eine schwache, unmännliche, fast quäkende Stimme spricht: Herein! — Kann das Schillers Stimme sein? Mit dieser Frage stand ich ein paar Augenblicke zweifelhaft da. Ich klopfte noch einmal an; dieselbe Stimme. Leise öffne ich die Thür und erblicke drei Herren an einem Tischchen, die Hände voll Karten. Verzeihen Sie, sprach ich, wohnt der Herr Hofrat Schiller hier? — Ja! antwortete einer der Herren, wies auf seinen Mitspieler ihm gegenüber, und ging mit dem anderen Herrn hinweg in eine Seitenstube. Da stand Schiller vor mir! Mein Blick überflog ihn vom Haupt bis zum Fuß. Kaum konnte ich vor Verwirrung die Worte sagen: Ich wollte mir die Freiheit nehmen, Ihnen persönlich die hohe Verehrung zu bezeugen, die ich schon seit langer Zeit für Sie empfinde. — Alles an Schiller widersprach dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte. Ein langer Mann mit der Darstellung eines schlaffen Körpers, die Knie eingebogen, einen Arm auf die Stuhllehne gestützt, ein mattes Auge mit unstetem Blick, ein bleiches längliches Gesicht ohne besonderen Ausdruck, und dazu rötliches Haar und langfingerige Hände, die ein Schnupftuch hin und her drehten. Ehre sei Schillers herrlichem Geist! Nur dieser Schiller, nicht sein Leib, so wie ich ihn sah. Vielleicht war er eben fränklich und verstimmter Seele. Meine Erscheinung war ihm auf jeden Fall unangenehm. Er mußte die Betroffenheit sehen, womit ich ihn anschaute; denn mein Gesicht konnte eben nichts anderes ausdrücken. — Wer sind Sie? fragte er mit eben der Stimme, die das Herein! gesprochen hatte. Ich beantwortete diese Frage mit dem Zusatz: daß ich eine Fußreise durch Thüringen mache. Schiller schwieg ein Weilchen, wie zerstreut das Schnupftuch drehend, und sprach dann leise: Sie machen also eine Reise? — Länger konnte ich nicht aushalten. Ich bat um Verzeihung, daß ich zur Unzeit gekommen wäre, und eilte von dannen.

146. 1793. Mai 31. J. C. Lavaters Tagebuch.

Zehen Minuten nach zehn langten wir in Jena an . . . wo wir erst irre fuhren — und dann zu dem uns freundlich erwartenden Reinhold kamen! —

Wir kamen — da sich einige Gelehrte, die ich gern besucht hätte, nicht in der Stadt, oder nicht zu Hause fanden, zu Schillern; ein Mann, den ich längst gern gesehen hätte, und für dessen freien, männlichen, mutigen und genialischen Geist ich lange besondere Achtung hegte. —

Alles dessen, was man mir von seinen fränkischen Umständen gesagt hatte, ungeachtet — hatt' ich ihn mir doch viel härter und gewaltiger in seiner Totalbildung — und herrschender in seiner Gesichtsförmigkeit vorgestellt. Welch einen ganz anderen Mann fand ich, als ich vermutet hatte. — Einen anderen in jedem Sinne. Wie viel gewann er durchs Gesehensein — oder, vielmehr, wie viel gewann ich! — Ich sahe in dem zwar fränkischen, hageren Gesichte nicht den kraftgenialischen Schnitt, den ich erwartet hatte; nichts von der messenden Verachtung, die ansteht, ob sie einen zünftigen oder unzünftigen homme de Lettre, mit Sprechen oder Stillschweigen demütigen wolle. — Ich fand einen Weisen, einen ruhigen, scharfen, edeln, zwar in sich selbst sicheren, aber nichts weniger als despotischen Denker, einen vielseitigen Prüfer. So wenig Gespräche von Bedeutung mir Erinnerung geblieben sind, so sehr blieb mir der Eindruck von dem vielbedeutenden Gesichte, und der bescheidenen Gestalt. Mir war der Anblick dieses Mannes um so viel lieber, da er der Gatte der Lengefeld ist, die mich einst mit ihrer braven Mutter in Zürich besuchte und den Wunsch — daß sie recht glücklich sein möchte, in meinem Herzen zurückgelassen hatte. Ich sprach mit ihr vornehmlich von ihrer Mutter; sie mit Sitte von ihren Züricher Freundinnen, besonders aus dem Füßli'schen Hause, denen sie mit liebenswürdiger Theilnehmung nachgefragt hatte. Sie war meiner Tochter sehr lieb geworden.

147. 1793. Frühjahr. K. W. F. v. Funk an Ch. G. Körner.

Schiller hat mir diesmal nicht gefallen. Zwar ist sein Aussehen seit dem vorigen Sommer nicht sehr verändert, aber seine Sprache schien mir beklemmter und ich glaubte, in seinem ganzen Wesen einige Veränderungen wahrzunehmen. Den warmen Anteil, den ich ihn sonst an allen Dingen nehmen sah, vermißte ich bei ihm. Politik allein interessierte ihn. Doch kann es sein, daß er über irgend-einer, dahin schlagenden Idee brütet, und dann pflegt er über alles andere kälter und zerstreuter zu reden. Vielleicht auch trug das kalte und rauhe Wetter in der Pfingst-woche, welches er überhaupt nicht vertragen kann, dazu bei. Wer ihn dieses Frühjahr gesehen hat, behauptet, er sei besser, aber alle Welt klagt über seine schlechte Diät. Der Damenkalender auf 93 ist das Werk einer sehr kurzen Zeit gewesen, weil er es bis auf den letzten Augenblick verschoben hatte, und er ist genötigt gewesen, den größten Teil der Nächte zu arbeiten und durch schwarzen Kaffee und ungarischen Wein seine erschlaffenden Nerven zu spannen. Außerdem hat er viel und mit Leidenschaft L'Hombre gespielt, sich dabei angestrengt und bis zwei bis drei Uhr nach Mitternacht noch aufgefressen. Seit einem Monat hatte er dies jedoch ganz unterlassen, ging früh zu Bette und stand früh auf, und das bekommt ihm besser.

148. K. W. F. v. Funk an Ch. G. Körner.

Daß Schillers unaufschiebliche Reise uns um die Glückseligkeit brachte, Sie hier in Thüringen zu sehen, machte mich in der That so lange böse auf ihn, bis ich ihn selber sprach. Da aber überzeugte ich mich, daß ihm die Reise dringend notwendig geschienen hatte, aus dem Schmerz, womit er daran dachte, daß sie ihn verhinderte, Sie noch vorher zu sehen. Ich fand ihn mit den Zubereitungen zu seiner langen Reise beschäftigt, die er freilich etwas geniemäßig traktierte, denn Sie kennen ja seine Art, auf der Stelle für jedes Hindernis eine Auskunft zu finden und

dann gleich nicht mehr daran zu denken. Komisch war es indessen, wie glücklich dies Benehmen auf die Menschen, die einem sonst solche langwierige Reisen (er macht die seinige noch dazu mit sehr vielem Gepäck) so sehr verbittern, auf Fuhrleute, Aufpacker, Frachtkärner usw. wirkte. Sie kennen gewiß den Kunstgriff dieser Leute, daß sie Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten türmen, sich dann durchaus weigern, unter diesen nachtheiligen Umständen den Kontrakt einzugehen oder zu halten, und so von dem beängstigten und verwirrten Reisenden immer mehr Geld erpressen, oder aber ihn zum Zorn reizen, und dann entweder auch ihm am Ende schneller oder doch sich das Vergnügen machen, ihn durch Grobheit aufs Äußerste zu bringen. — Alle diese Handwerksstückchen waren bei Schiller verloren. Er sah alles in rosafarbenem Lichte, daß die Kerls grob werden könnten oder Geld erpressen wollten, fiel ihm gar nicht ein; sie waren ihm gutmütige Dummköpfe, denen er mit gutem Rat beistand, wie sie die Reise, die Fracht, die Ladung usw. einrichten sollten. Kaum war die neue Schwierigkeit mit vielem Drucksen hinterhalten, mit nein und aber, wenn herausgesagt, so hatte er gleich auf der Stelle zehn Gegenmittel und blieb dabei bei so guter Laune, daß die Grobians völlig deroutiert nach Hause gingen, um in einer Stunde wieder abgefertigt zu werden. — Er freut sich sehr auf die Aussicht Vater zu werden.

Mir schien er diesmal weit munterer als vor drei Monaten. Doch ist sein Befinden immer noch schnell abwechselnd und seine Diät nichts weniger als streng. Er ißt, was ihm schmeckt und macht zwar keine Debauchen in Wein, trinkt aber doch mehr als ich glaube, daß ihm bei seinen Umständen gesund ist. Wir waren einen Abend und einen Mittag so vergnügt, daß ich diese unter meine glücklichsten in Thüringen zähle.

149. 1793. Jens Baggesens Tagebuch.

Jena, 16. Juli, bei Schillers abends, herrlicher Abend, Hochheimer, Champagner. — 25. Juli. Zu Schiller, den ich allein fand; sie war mit meiner Frau im Paradiese. — 26. Juli. Des Morgens mit meiner Frau bei Schiller im Garten. Er las uns seine neuen Götter Griechenlands vor. Wir legten einander unser Glaubensbekenntnis ab. Er A — ich th — durch Glauben. Abends Spaziergang mit Schiller nach den Teufelslöchern. — 27. Juli. Um sieben alle zu Schillers, die uns mit inniger Freude empfingen, brachten daselbst den Abend sehr munter zu, versprachen bis Sonntag in Nürnberg auf sie zu warten, nahmen danach Abschied, besonders sie sehr rührend.

150. H. Voß der Jüngere.

Schiller hat mir mehrmals gesagt, daß ihm die ersten Jahre seiner Ehe traurig gewesen wären, da sie anfangs kinderlos war. Erst am Ende des dritten Jahres ist der Karl gekommen.

151. 1793. August. Ch. L. Schübler.

Als Schiller nach Heilbronn gekommen war, in der Absicht, daselbst zu wohnen, übersendete er vom Gasthof aus eine Eingabe an den Magistrat der Stadt, in welcher er seinen Wunsch aussprach und die Erlaubnis zum Aufenthalt nachsuchte. Der Magistrat erteilte ihm nicht nur die Erlaubnis gerne, sondern ließ ihm auch durch ein aus seiner Mitte abgesendetes Mitglied, einen Senator, vergnügten Aufenthalt wünschen. ~ Der Senator, welcher den Auftrag erhalten, die Entscheidung des Magistrats persönlich zu überbringen, ein vielfach unterrichteter und wissenschaftlich gebildeter Mann, machte es sich zur besonderen Aufgabe, dem berühmten Gast den Aufenthalt in Heilbronn so angenehm als möglich zu machen und ihm insbesondere dadurch nützlich zu werden, daß er ihm die in der Stadt befindlichen literarischen Hilfsmittel, die öffent-

liche Bibliothek, das städtische Archiv und einen Leseverein zugänglich machte. ~

Seinen lebhaften Wunsch, das Leben in einer Reichsstadt kennen zu lernen, sprach er (Schiller) bei seinen Antrittsbesuchen deutlich aus. Seine zweite Absicht, die Nähe der Stadt an der Grenze des ihm bisher noch verschlossenen Württemberg zu Verbindungen mit Freunden in der Heimat zu benutzen, stellte er nicht voran und sprach dieselbe erst später im Vertrauen aus. Es war aber auch diese zweite Absicht nicht die einzige, und die erste war nicht bloß zum Schein vorangestellt. ~

Wenn Schiller mit jenem Senator, welcher sich ihm besonders widmete, durch die von ihm bewohnte belebte Neckarsulmer Straße ging, konnte er die große Verehrung bemerken, deren sein Begleiter wegen seines Amtes genoß, und wie die Bürger, welche abends auf den Bänken vor den Häusern saßen, sich erhoben, ihre Häupter entblößten, und doch auf Anreden das Gespräch aufs ungezwungenste fortzuführen wußten. Wenn er jenen Senator oder den regierenden Amtsbürgermeister in ihren Wohnungen besuchte, konnte er bemerken, wie leicht hier auch dem geringsten Bürger der Zutritt zu den regierenden Herrn gemacht war, und wie die in Bescheidenheit gestellten Fragen nicht bloß das Amt, sondern das ganze Leben betrafen, besonders alles, was ein wissenschaftlich gebildeter Mann vor einem anderen voraus hat, wie die Fragen von den Senatoren auf die freundlichste Weise beantwortet wurden, wie aber auch so oft ein Rat, ein Wunsch des Senates als ein Befehl geachtet und befolgt wurde. Diese Verbindung von Verehrung und Vertrauen des Untergebenen gegen ihre Obrigkeit war dem Dichter so neu und überraschend, daß er sich öfters verwundert darüber aussprach und besonders bemerkte, wie hier ganz anders als in den Fürstenländern regiert werde. ~

Von besonderem Interesse für Schiller war es ferner, daß er hier von dem Leben und Streben des zahlreichen,

in der Nähe der Stadt angefessenen freien Reichsadels nähere Kenntniß erhielt. Die meisten Mitglieder dieses Adels hatten ihr Absteigequartier im Gasthof, in welchem Schiller anfangs wohnte und in dessen Nähe er sich nachher eine Wohnung gemietet hatte. Der Ritterkanton Kraichgau, welcher die meisten derselben zu einer korporativen Verbindung vereinigte, hatte sein Konventhaus, seine Kanzlei und sein Archiv in derselben Straße. Der Direktor und mehrere Ritterräte wohnten den größten Teil des Jahres in Heilbronn. Mehrere derselben, eifrige Freunde der Kunst und schönen Literatur, freuten sich, den Dichter kennen zu lernen. Diesen interessierte aber insbesondere ihre Verbindung, welche in der Nähe von seiner Wohnung äußere Gestalt angenommen hatte. Er hatte in Stuttgart, Mannheim, Dresden meistens nur Mitglieder des Adels gesehen, welche zum abhängigen Dienstadel gehörten, seltener Mitglieder des freien Adels, und wenn er auch einige kennen lernte, so waren es vereinzelt. Hier fand er eine vollständige Republik dieser Dynasten, welche unterschiedenen Freisinn, insbesondere den Fürsten gegenüber, mit fester Anhänglichkeit an Kaiser und Reich verbanden und von denen mehrere, wie die Berlichingen, Gemmingen, Sickingen, Weiler usw. durch Namen und eigenen Wert an berühmte oder hochgeachtete Ahnen erinnerten. Hier kam ihm wohl zuerst der freie Adel als ein wesentliches Element geordneter Volksfreiheit zur Anschauung. Hier wurde ihm wohl auch mehr als anderswo der große Unterschied zwischen abhängigem Dienstadel und freiem Adel sichtbar. Bei dieser Kongregation des freien Adels und in dieser freien Stadt, welche von demselben umgeben war, fand er auch die in den Fürstenländern beinahe vergessenen Worte Kaiser und Reich, ihre Embleme und Farben noch in ungeschwächtem Ansehen. ~

Von besonderem Wert war Schillern der Aufenthalt in Heilbronn auch bei seinen Studien über den Dreißigjährigen Krieg und seinen Vorbereitungen zum Wallenstein. Über

den Anfang des Krieges geben die Heilbronner Archive und Chroniken manches Licht, weil diese Stadt der Ort war, wo die Union sich versammelt hatte.

Bruchstücke aus dem Tagebuche des Senators
Ch. L. Schübler in Heilbronn.

1793. September 1. (Sonntag.)

Nachmittags drei Uhr kam Hofrat Schiller unvermutet zu mir in einem schönen verzierten seidenen Kleid. Er bat mich, mit ihm zum Amtsbürgermeister von Wachs zu gehen. Er hätte schon lange ihm aufwarten sollen und könne es nicht länger anstehen lassen. Ich hatte eben meinen Spiegel im Zimmer, mit welchem ich das Bild der Sonne auffing, als Vorbereitung zu der nächsten Sonnenfinsternis. Schiller gab sich sogleich viel mit diesen Spiegeln ab und bemühte sich, das Sonnenbild im dritten und vierten Spiegel zu finden. Alsdann ergözte er sich sehr an meinem Glaskonus, mit dem ich ihm einen Regenbogen im Zimmer darstellte, und beobachtete die schönen Regenbogenfarben mit besonderem Interesse.

Wir gingen nach vier Uhr zum Amtsbürgermeister von Wachs, welchen die Bekanntschaft Schillers sehr freute. Es wurde viel über Reichsstädte gesprochen, hierauf auch von Frankreich, von Mainz, den Emigranten. Schiller sprach sich über diese Ereignisse sehr vorsichtig aus. Wir gingen nach fünf Uhr weg. Schiller wollte noch einige Besuche machen, aber während wir über die Straße gingen, empfand er Frost und eilte nach Hause, um sich wärmer anzukleiden. Als ich wieder zu ihm kam, war er im Hauskleid. Er ließ mich nicht mehr fort und ich mußte mit ihm und den Seinigen Tee trinken. Er war sehr heiter und sprach viel.

Als wir von den Sternen sprachen, fiel ihm eine Stelle aus der Odyssee ein, welche er nach Vossens Übersetzung rezitierte. Sie handelt vom Ulysses, der einsam in seinem Schiffe fahrend, nach dem Wagen und dem Orion sieht. — Darauf kam die Rede auf die Quadratur des Kreises; er

war sehr aufmerksam und legte mir manche Frage vor. Noch mehr fragte er über die Bedeutung der Elipsen und Parabeln, über den Zusammenhang der grammatischen und der mathematischen Bedeutung dieser Worte.

Am 4. September sprach ich Schiller wieder in dessen Wohnung. Er unterhielt sich mit mir von der Sonnenfinsterniß, welche morgen eintreten werde, und freute sich darauf. Es ist doch ein erhebender Gedanke, sagte er, wenn man sich vorstellt, wie so viel tausend Menschen in einer Stunde ihre Augen nach einem Gegenstand richten und das große Schauspiel genießen. — Ich sagte ihm, was ich von Köslern und anderen Astronomen über Sonnenfinsternisse wußte. Er wollte nicht glauben, daß sich Zeichen von einer vorhandenen Atmosphäre am Mond wahrnehmen ließen und hielt das verschiedene Licht am Rand beim Eintritt in die Sonne für etwas anderes.

Hierauf erzählte er Anekdoten von Kant. Er sprach mit großer Bewunderung von demselben, weil sein Geist so viel umfasse, außer Philosophie auch sehr viel von Chemie, Mathematik, Geschichte und selbst Jurisprudenz. Kant sei gar nicht gereist und wisse doch erstaunlich viel von anderen Ländern im einzelnen. Sein neues Buch über die Offenbarung sei mit großem Wiß geschrieben und ganz eigentümlich. Leibniz habe durch seine Theodizee gar zu viele Blöße gegeben; es sei unbegreiflich, daß dieser Mann, der so weit und so scharf gesehen, so nach altem Schlag habe argumentieren können. Kant hätte, wenn er hundert Jahre gelebt, doch nicht so durch sein Zeitalter sich meistern lassen. — Über die Kommentatoren der Kant'schen Kritik bemerkte er, man lerne doch aus keinem das, was man aus Kant selbst lernen könne. Die Mühe werde reichlich belohnt, welche man auf die so beschwerliche Lektüre verwende.

Am 6. kam ich wieder zu ihm. Er war vergnügt und heiter. Er erzählte viel von Dresden, der Tätigkeit und Güte des Kurfürsten, aber auch von dem Zwang, den die

Etikette auflege, von dem Verhalten der Hofleute und anderen Beamten, wie sie sich gegenseitig beobachten und belästigen. Hierauf schilderte er mir Goethes Charakter und Studien. Er habe eine große Überschaulichkeit und Neigung, die Natur zu studieren; aber überall müsse viel Sinnlichkeit dabei sein. Goethe habe ihm vor einiger Zeit gesagt, nun mache er sich auch an Kants Philosophie; aber Goethe habe dazu wahrscheinlich doch nicht genug Ausdauer und Geduld. Goethe sei gegenwärtig immer um den Herzog im Lager, der sehr an ihn attachiert sei. Hierauf erzählte er auch von Wieland und von dem Unternehmen der allgemeinen Literaturzeitung. Er, Schiller, habe sich im Jahre 1789 mit Wieland verbunden, um den Deutschen Merkur mit ihm herauszugeben. Da sei er nach Jena berufen worden und nun zu sehr auf andere Weise in Anspruch genommen. Der Absatz des Merkurs sei nicht hinreichend, Wieland werde ihn wohl aufgeben: sein Gewinn könne etwa 250 Taler betragen.

Hierauf sprachen wir von den alten Klassikern. Plutarchs Parallelen bleiben immer meisterhaft; daß derselbe so viel Aberglauben zeige, so oft von Augurien spreche, sei doch kaum erklärlich. — Lucian sei ein sehr feiner Beobachter und aufgeklärter Denker, doch schwäge er auch oft zu lang und fortgerissen ohne Grund über große Speculationen. Von Plato und Aristoteles hätte er mit mehr Würde sprechen sollen. — Sophokles gehe weit über Euripides, Aeschylos sei auch groß. — Homers Odyssee unterhalte uns doch mehr als seine Iliade; man sei dort mehr zu Haus. Aristophanes sei ein großer Originalkopf. Es freute ihn sehr, als ich ihm sagte, ich habe vieles von ihm im Original gelesen, und ihm mehrere erheiternde Stellen heraus hob. Er empfahl mir insbesondere die Wolken und Frösche nach Schüzens Übersetzung. — Ich aß mit Schiller zu Nacht und blieb bei ihm bis elf Uhr. Er erzählte manches von Kogebue und dessen windiger Aufgeblasenheit. Sein Charakter sei einmal nicht gut. —

Hierauf sprach Schiller noch viel von öffentlichen Anstalten, erkundigte sich nach den hiesigen Zuständen und stellte interessante Vergleichen an mit denen an anderen Orten.

Den 7. September. Schiller hatte sich unerwartet entschlossen, abzureisen. Ich ging zu ihm, um ihn noch zu besuchen. Er saß gerade an einem Tisch und schrieb ein Billett an mich. Er sprach darauf sehr vertraut und freundschaftlich mit mir, entdeckte mir seine Lage und seine Hoffnungen. Ich mißriet ihm seine Reise, konnte seine Gründe nicht gut heißen und widersprach ihm bestimmt. Er blieb aber bei seinem Entschluß, morgen nach Ludwigsburg zu reisen und auch seine Frau mitzunehmen.

Wir sprachen dann viel von literarischen und politischen Dingen. Er lenkte das Gespräch auf die Reichsstädte und das eigentümliche Leben in denselben. Er las hierauf seiner Frau mit vielem Ausdruck mein Gedicht vor über die Reichsstädte (aus dem Dessauer Berichte 1784), das ich ihm auf sein Verlangen schon früher mitgeteilt hatte. Er sagte, das Gedicht habe wahren Schwung und sei mit Wärme verfaßt. Der Gegenstand sei so anziehend, rührend; aber die Verse seien noch hier und da weich, ich sollte sie feilen; er lasse sie sogleich in seine Thalia einrücken.

152. 1793. Karoline v. Wolzogen.

Im September besuchte ich Schillers in Heilbronn, da meine Schwester ihrer Niederkunft entgegen sah. Die vaterländische Luft, Jugenderinnerungen und die Nähe der Seinen hielten Schiller in sehr milder Stimmung.

Ich erinnere mich sehr merkwürdiger Gespräche, die Schiller in Heilbronn mit dem berühmten Arzte Gmelin über tierischen Magnetismus führte. Diese wichtige Entdeckung unserer Zeit zog ihn sehr an; doch fand er seinen eigenen Krankheitszustand für Versuche dieser Heilmethode nicht geeignet.

153. 1794. Januar. Charlotte Schiller an J. B. Erhard.

Es würde Schiller sehr viel Freude machen, wenn er Sie oft um sich hätte, er bedarf einen reichen weitumfassenden Geist in seiner Nähe, der ihn versteht, der ihn durch Ideenwechsel bereichert, kurz so jemand wie Sie. Wir haben es schon oft überlegt, daß es gar angenehm wäre, wenn Sie in Jena leben könnten. Sie könnten als Arzt dort sein. Überlegen Sie es doch auch, wenn es wahr ist, daß es Ihnen in Nürnberg nicht gefiele; wenn Sie nur lieber nach Jena kämen. Ich fange an, immer toleranter gegen Jena zu werden, ob es gleich der Himmel nicht ist, aber es hat doch große Vorzüge, die Unabhängigkeit, die man da genießt, und dann findet Schiller doch mehr Menschen, an denen er geistiges Interesse hat, als an anderen Orten, weil sich mehr Menschen mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigen, die Lehrenden und die Lernenden, bei beiden Teilen ist doch mehr Wärme, und zumal bei den letzteren, als bei Geschäftsmännern, die nicht Zeit haben, für die Wissenschaften zu leben, und dann auch nicht den Trieb; sie behandeln sie nur als Nebensachen oder Erholung, und dazu haben die wenigsten Geist genug, auch alsdann noch interessant sein zu können, und das, was sie wissen neu zu geben, oder neue Ideen leicht aufzunehmen. Mit dieser Klasse Menschen findet Schiller nicht Unterhaltung genug.

Ich hätte billig sollen Entschuldigungen machen, daß ich Ihnen geschrieben, und Sie vielleicht von einer interessanten Beschäftigung abhalte. Aber ich hoffe, Ihre Freundschaft verzeiht mir. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir immer gern an Sie denken, und warmen Anteil an allem, was Sie betrifft, nehmen. Da Schiller nicht so oft Herr seiner Zeit ist, als er wünschte, so nahm ich es auf mich, Ihnen ein Lebenszeichen von uns zu geben, und bitte Sie auch in Schillers Namen, uns bald zu schreiben, und zu sagen, wie Sie leben. Wenn es nur nicht so weit wäre, möchte ich, Sie kämen zu uns; bis

im April bleiben wir hier [in Ludwigsburg], weil Schiller seiner Gesundheit wegen nicht früher reisen darf. Der böse Winter ist nun hoffentlich zur Hälfte überstanden, ich sehe seiner Ankunft immer mit Sorgen entgegen, weil Schiller doch mehr leidet, als im Sommer. Er hat doch bis jetzt sich gut gehalten, und ist seit einigen Wochen merklich leichter; doch wollen seine Krämpfe nicht weichen. Ich sehne mich oft nach dem Gefühl seiner völligen Gesundheit, weil ich so lange schon immer nur mit Sorge an ihn denke. Nach der Reise befand er sich einige Wochen merklich leichter. Aber im ganzen hat die Veränderung der Luft wenig Einfluß.

154. 1793, September bis 1794, März. F. v. Hoven.

Aber bald wurde das Interesse, welches ich an der französischen Revolution nahm, durch ein anderes näheres Interesse bei mir verdrängt. Es war die Nachricht von der nahe bevorstehenden Ankunft Schillers, meines ältesten und geliebtesten Jugendfreundes in Ludwigsburg. Schon waren bereits zehn Jahre vorüber, seit ich ihn nicht mehr gesehen hatte, und man kann sich leicht vorstellen, welche unaussprechliche Freude mir jene Nachricht verursachte. Ich dachte nicht mehr an die französische Revolution, ich dachte nur an meinen Freund, und mit Sehnsucht sah ich den schönen Tagen entgegen, welche ich nach so langer Zeit wieder mit ihm zu durchleben hoffen durfte. Schiller hatte den Entschluß, seine Familie und seine alten Freunde wiederzusehen, schon lange gefaßt, und der Entschluß wurde nun ausgeführt. Da er als Flüchtling nicht wagen durfte, sein Vaterland geradezu zu betreten, so begab er sich zuerst nach der damals noch freien Reichsstadt Heilbronn, um dort zu hören, wie die Nachricht von seinem vorhabenden Besuch in Stuttgart und Ludwigsburg, und auf der Solitude, wo sein Vater Major und Aufseher über die herzoglichen Gärten war, von dem Herzog aufgenommen werden würde. Er schrieb daher von Heilbronn

aus selbst an den Herzog. Natürlich erhielt er von diesem unmittelbar keine Antwort, aber durch seine Bekannten erfuhr er, daß der Herzog sich öffentlich geäußert habe. Schiller befinde sich in Heilbronn und werde auch nach Stuttgart kommen, er werde aber von seinem Aufenthalte keine Notiz nehmen. Auf diese Nachricht verließ Schiller sogleich Heilbronn, und kam zuerst nach Ludwigsburg zu mir, seinem ältesten und vertrautesten Jugendfreunde. Sein Aufenthalt im Vaterlande sollte ein halbes Jahr dauern, sein fixer Aufenthalt sollte in Ludwigsburg sein, seine Frau sollte hier ihr erstes Wochenbett halten, und erst am Schlusse seines Aufenthaltes im Vaterland wollte er einige Wochen in Stuttgart zubringen. Von meinen Empfindungen bei unserem Wiedersehen sage ich nichts, ich sage nur, wie ich ihn nach einer Trennung von so vielen Jahren gefunden habe. Er war ein ganz anderer Mann geworden; sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle seiner ehemaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blaßes kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze: kurz, er war ein vollendeter Mann geworden. — Da er nur selten ganz frei von Brustkrämpfen war, so konnte er nicht viel und anhaltend arbeiten, indessen schrieb er doch fast täglich, meistens in der Nacht, einige Stunden an seinem Wallenstein, welcher damals der Hauptgegenstand seiner Beschäftigung war, und die

Stunden, in denen er sich dazu weniger aufgelegt fühlte, widmete er seinen Briefen an den Prinzen von Augustenburg, welche hernach in einer etwas veränderten Gestalt unter dem Titel: Über die ästhetische Erziehung, zuerst in den Horen, und dann in der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften erschienen sind. Von Wallenstein, von welchem er mir verschiedene eben fertig gewordene Szenen zu lesen gab, bemerke ich, daß er anfangs in Prosa geschrieben war. Ich äußerte, daß ich ihn lieber, wie den Don Carlos in Jamben geschrieben sähe, und ich weiß nicht, ob diese Äußerung dazu beigetragen hat, daß er in Jamben erschienen ist. Von dem ersten Teil des Gedichtes: Wallensteins Lager, war damals noch keine Rede. — Um dieselbe Zeit machte er auch den Plan zu einer neuen Zeitschrift, welche an die Stelle seiner Thalia treten sollte, und die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Cotta, dem ich in Ludwigsburg zu einem Besuch bei ihm verhalf, beschleunigte hauptsächlich die Ausführung dieses Planes; bald nach seiner Rückkunft nach Jena erschienen die Horen. Gedichte hat er, während er sich in Ludwigsburg befand, keine geschrieben; bloß die Götter Griechenlands hat er in dieser Zeit umgearbeitet, aber so, wie er mir das Gedicht vorgelesen, hat er es nicht drucken lassen. Von seinen Räubern, und überhaupt von seinen älteren dramatischen Produktionen hörte er nicht gern sprechen, ja es schien mir öfters, als wünschte er, daß sie ungedruckt wären. Von Goethes Iphigenie äußerte er eines Tages auf einem Spaziergang, daß dies das einzige deutsche dramatische Produkt sei, welches er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches hervorbringen könne. Von Boß war er ein großer Verehrer. Seine Übersetzung Homers, die damals erschienen war, und die er in meiner Gegenwart erhielt, machte ihm große Freude. Beinahe alle Abende las er daraus vor, und pries wechselseitig das Original und die Übersetzung. An Bürger rühmte er das dichterische Talent, aber seine Gedichte schätzte er

weniger. Von Gerstenberg bedauerte er, daß er nicht mehr Trauerspiele, wie seinen *Ugolino*, geschrieben habe. Die Bekanntschaft mit Matthison, welchen er zuerst in Ludwigsburg sah, erfreute ihn sehr, und es war ihm angenehm, daß er gerade damals mit einer Rezension seiner Gedichte für die Jenaer Literaturzeitung beauftragt war. Ein großes Interesse zeigte er für die bildenden Künste, besonders für die Bildhauerei, was sonst nicht der Fall war, und den Umgang mit dem genialen Dannecker, dem Verfertiger der herrlichen Büste Schillers, zählte er zu den angenehmsten Stunden, welche er in Stuttgart zubrachte. Übrigens sah er sowohl in Stuttgart, als in Ludwigsburg, außer seinen näheren Bekannten und Freunden, nicht gern jemand bei sich, und machte ebensowenig Besuche bei Personen, wo er sich genieren mußte. Die Ursache war natürlich seine Kränklichkeit. Wer ihn nicht näher kannte, hat es für Stolz gehalten. Aber Schiller war nicht stolz, er hatte nur das äußere Ansehen des Stolzes, was ihm seine lange Figur, und seine aufrechte, etwas steife Haltung gaben. Dieses Ansehen hatte er schon als Zögling der Akademie, und ich erinnere mich noch wohl, daß einst eine Frau, welche dort ihren Sohn besuchte, wie sie Schillern den Schlafsaal hinunterschreiten sah, sagte: „Sieh doch, der dort bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Württemberg.“ Ebensowenig gegründet, als der Vorwurf des Stolzes, war auch die so oft gehörte Sage, daß Schiller sich durch Opium begeistert habe. Er konnte geistige Getränke in keinem großen Maße vertragen, und jene Sage kommt bloß daher, daß er meistens nachts arbeitete, was er nicht getan haben würde, wenn seine Brustkrämpfe ihm nicht bei Nacht mehr Ruhe gelassen hätten als bei Tage.

Während Schillers Anwesenheit in Ludwigsburg starb der Herzog Karl. Als einem Fremden, der mit dem Herzog in gar keiner Verbindung mehr stand, hätte Schillern dieser Todesfall ziemlich gleichgültig sein können. Aber Dank-

barkeit gegen seinen Erzieher, und Achtung für einen durch so viele große Eigenschaften sich auszeichnenden Fürsten erregte seine wärmste Teilnahme an diesem für sein Vaterland so wichtigen Ereignis. Ich sah ihn bei der Nachricht, daß der Herzog krank, und seine Krankheit lebensgefährlich sei, erblassen, hörte ihn den Verlust, welchen das Vaterland durch dessen Tod erleiden würde, in den rührendsten Ausdrücken beklagen, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tode des Herzogs erfüllte ihn mit einer Trauer, als wenn er die Nachricht von dem Tod eines Freundes erhalten hätte. Der Nachfolger des Herzogs Karl war dessen älterer Bruder Ludwig Eugen, ein Prinz, von welchem man sich wegen seiner Herzensgüte und wegen des Eifers, mit welchem er sich bei jeder Gelegenheit der Landesverfassung gegen die Anmaßungen seines Bruders angenommen hatte, das goldene Zeitalter für Württemberg versprach. Aber dieses günstige Vorurteil für den neuen Regenten hatte auf Schiller keine Wirkung; er pries nur seinen Vorfahr, und konnte, ungeachtet aller Vorstellungen seines Vaters, welchem an der Gunst des neuen Herzogs natürlich viel gelegen war, nicht dahin gebracht werden, dem Herzog zu seinem Regierungsantritt Glück zu wünschen. Indessen war Schiller nichts weniger als ein blinder Verehrer des Herzogs Karl. Er kannte alle seine Fehler sehr gut, aber er sah ein, daß seiner guten und großen Eigenschaften weit mehr waren, und nie vergesse ich, was er mir auf einem Spaziergang, wo wir an die fürstliche Gruft hinsehen konnten, über den Hingeshiedenen gesagt hat: Da ruht er also (dies waren seine eigenen Worte), dieser rastlos tätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Toten begraben werden, darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein

edler Mensch! So oft Schiller wohl war gingen wir zusammen spazieren, wozu uns die schönen Alleen in und um Ludwigsburg die erwünschteste Gelegenheit gaben. Nur ein einziges Mal, an einem besonders schönen Tage, machten wir einen weiteren Spaziergang zu meinem Freund, dem Konsulenten Mader in Heutingsheim, eine Stunde von Ludwigsburg. Der Weg dahin führt durch einen schönen herzoglichen Park, und wir kamen sehr gut in Heutingsheim an. Die Hauptursache, warum Schiller Lust zu diesem Spaziergang hatte, war, weil er einige historische Schriften zu haben wünschte, von denen ich wußte, daß sie sich in Maders Bibliothek befänden. Schiller durchsah die Bibliothek mit Vergnügen, und fand alle die Werke, die er gewünscht hatte, und noch mehrere. Aber er verweilte sich zu lange dabei; die Sonne nahete sich ihrem Untergang, es fing an kühl zu werden, Schiller fühlte das, und wir begaben uns ungesäumt auf den Rückweg. Aber als wir in den Wald gekommen waren, bekam Schiller einen solchen Anfall von Brustkrampf, daß, weil ich niemand zu Hilfe rufen konnte, mir angst und bange war, wie ich ihn nach Hause bringen sollte. Wir hatten noch eine kleine halbe Stunde nach Ludwigsburg, und er konnte vor Beklemmung kaum gehen. Doch die Not gab mir Kraft, ihn mehr tragend als führend brachte ich ihn endlich nach Hause. Er begab sich sogleich zu Bette, und nach dem Genuß von einigen Tassen Tee hörten die Krämpfe zu meiner großen Freude allmählich auf.

Glücklicher, als dieser Spaziergang nach Heutingsheim, liefen unsere Reisen nach Stuttgart ab, die wir einigemal miteinander machten; gewöhnlich stiegen wir in der geistlichen Herberge, einem der besten damaligen Gasthöfe in Stuttgart, ab, und luden meistens unsere gemeinschaftlichen Freunde Haug und Petersen zu Tisch. Wir waren höchst vergnügt untereinander, nur ein einziges Mal nahm unser fröhliches Beisammensein ein unerfreuliches Ende. Schiller hatte sich vorgenommen, Petersen, der ein großer Liebhaber

des Weins war, betrunken zu machen. Wir tranken ihm daher fleißig zu, wer aber betrunken wurde, war nicht Petersen, sondern Schiller, der zwar glücklicherweise frei von seinen Brustkrämpfen blieb, aber so ausgelassen lustig wurde, daß er sich auf den Tisch legte, und sich darauf herumwälzte. So kamen wir spät am Abend zurück nach Ludwigsburg, und als ich ihn am andern Morgen an das Geschehene erinnerte, antwortete er lachend, er wisse es wohl, aber der Spaß hätte gar wohl unterbleiben können, und es sei gut, daß dergleichen Absenzen nicht oft vorkommen.

Die weiteste Reise, die ich mit Schiller machte, war eine Reise nach Tübingen zu unserm alten Lehrer und Freund, dem Professor Abel, welcher nach Aufhebung der Akademie in Stuttgart dahin versetzt worden. Auf unserem Wege dahin hielten wir Mittag in Waldenbuch, einem von Stuttgart und Tübingen ungefähr gleichweit entfernten Dorf. Das Mittagessen war ziemlich gut, aber desto weniger zufrieden waren wir mit dem Wirt. Um seine Gäste recht nach Stand und Würden zu bedienen, wick er, seine Serviette über dem Arme, nicht von der Stelle, und was noch auffallender war, stand er da, ohne ein Wort zu sprechen. Wir ärgerten uns beide über den beschwerlichen Gesellschafter, aber wir wußten nicht, wie wir ihn, ohne unhöflich gegen ihn zu sein, wegbringen konnten. Endlich tat er doch seinen Mund auf, und sagte ganz gleichgültig, heute früh sei seine alte Mutter begraben worden. Und das sagen Sie so kalt, Herr Wirt, entgegnete ihm Schiller, genießen Sie sich doch ja nicht vor uns, wir nehmen teil an Ihrem Verlust, und fühlen, wie nahe er Ihnen geht, darum begeben Sie sich sogleich in Ihr Kämmerlein, und weinen Sie sich aus, wir werden mit dem Essen schon selber zurecht kommen. Der Wirt nahm es für Ernst und entfernte sich, mit seiner Serviette über dem Arm, ohne sich wieder sehen zu lassen.

In Tübingen angekommen, schickten wir aus dem Gast-

hof, wo wir abgestiegen, sogleich zu Abel, ließen ihm sagen, daß wir angekommen seien, und fragen, ob er zu Hause sei, und ob wir ihn diesen Abend noch besuchen dürfen. Sein Besuch kam dem unserigen zuvor. Er traf uns im Auspacken begriffen, aber er beharrte darauf, daß wir wieder einpacken sollten, weil wir schlechterdings bei ihm logieren müßten. Wir packten daher wieder ein, ließen unseren Koffer zu ihm bringen und begaben uns alsbald mit ihm in seine Wohnung. Er wohnte in der sogenannten Bursch, einem großen Gebäude, wo mehrere Studenten freie Wohnung und freien Tisch hatten, über welche er die Aufsicht führte, und mit welchen er auch nebst seiner Familie zusammen speiste. Ehe wir selbst zu Tische gingen, wohnten wir dem Abendessen der theologischen Stipendiaten bei, und trafen da den als Orientalisten berühmten Professor und Ephorus Schnurrer. Der Anblick der Stipendiaten hatte viel Interessantes für uns, und mit Schnurrer unterhielten wir uns auf eine sehr angenehme Weise. Nun gingen wir selbst zu Tisch, und aßen da mitten unter den Studenten, vor uns eine ungeheuer große Schüssel, aus welcher für alle die Suppe geschöpft wurde, und alle weiteren gemeinschaftlichen Schüsseln von derselben Größe. Die Studenten ließen sich's schmecken, und keiner sprach ein Wort; nur einer, der am Ende der langen Tafel saß, führte das Wort unso lauter, und wir fingen eben an ärgerlich darüber zu werden, als wir erfuhren, daß es der Schwager Abels, der Doktor Schmidt sei. Am folgenden Mittag speisten wir wieder so mit den Studenten zusammen, und es ist leicht zu erachten, daß uns dies eben nicht das angenehmste war. Aber wir wurden für die dadurch erlittene Verkürzung durch unsere Unterhaltung mit unserem Freund reichlich entschädigt, da wir die ganze übrige Zeit der paar Tage, welche wir in Tübingen zubringen wollten, mit ihm allein waren, außer einer Morgenstunde, wo wir den berühmten Professor der Medizin, Ploucquet, den Sohn

des schon früher erwähnten Philosophen, besuchten. Bis spät in die Nacht dauerte unsere gegenseitige Unterhaltung, ja Abel begleitete uns selbst in unser Schlafzimmer, und verließ es, das Licht in der Hand, und immer im Begriff, es zu verlassen, nicht eher, als bis ich ihm sagte, Schiller sei längst eingeschlafen, was auch wirklich der Fall war. — Erst am dritten Tag verließen wir Tübingen, kamen am Abend wohlbehalten in Stuttgart an, und am anderen Morgen reiseten wir nach Ludwigsburg zurück.

Schiller wohnte in Ludwigsburg nicht bei mir im Hause, ich hatte zu wenig Raum, um ihn zu beherbergen. Denn er hatte nicht nur seine Frau bei sich, sondern auch seine Schwägerin, damals Frau von Beulwitz, und nachher Frau von Wolzogen und die Schwester ihres Mannes, ein Fräulein von Beulwitz. Aber wir kamen täglich zusammen, speisten öfters miteinander zu Mittag und Abend, und jede Stunde, welche ich meinem Geschäfte abgewinnen konnte, war ihm gewidmet. Gewöhnlich war Schiller ernst, und so betraf auch unsere Unterhaltung meistens ernste Gegenstände. Aber er konnte auch, besonders wenn er sich ganz wohl befand, heiter, lustig, ja selbst kindisch sein. Er war schon im Herbst in Ludwigsburg angekommen, und seine Frau hatte noch lange bis zu ihrer Entbindung. Aber er freute sich auf Weihnachten, als ob er schon ein Kind hätte, welchem er den heiligen Christ beschenken lassen könne. Am Weihnachtsabend kam ich zu ihm und was sah ich da? Einen mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten und mit vergoldeten Nüssen, Pfefferküchlein und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgepuckten Weihnachtsbaum. Vor ihm saß Schiller ganz allein, den Baum mit heiterlächelnder Miene anschauend, nun von seinen Früchten herunternaschend. Verwundert über den unerwarteten Anblick, fragte ich ihn, was er da mache? Ich erinnere mich meiner Kindheit, erwiderte er, und freue mich, die Freude meines künftigen Sohnes zu antizipieren. Der Mensch ist nur einmal in seinem Leben

Kind, und er muß es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat. — So kindlich, ja kindisch war der hohe ernste Mann in den Stunden seines Wohlbefindens. ~

So liebenswürdig Schiller in solchen guten Stunden war, so ernst und fruchtbar belehrend war er zu jeder anderen Zeit.

Schwerlich gibt es irgendeinen Gegenstand, worüber wir uns nicht unterhielten, besonders aber sprach er gern mit mir über Medizin, ob er sie schon längst aufgegeben hatte, und forderte mich mehrmals auf, wieder etwas zu schreiben, weil er wünschte, daß ich mich nicht zu lange dem praktischen Leben widmen, sondern trachten solle, zum Professor an irgendeine Universität berufen zu werden. Ich konnte nicht umhin, seinen Gründen Beifall zu geben, und dies war auch die Veranlassung zu der im Jahre 1795 erschienenen Schrift: Geschichte eines epidemischen Fiebers, welches in den Jahren 1792 bis 1793 in dem Marktflecken Aschberg geherrscht hat. — Daß ich der Poesie gänzlich entsagt habe, wollte er nicht billigen. Er meinte, ich sollte wenigstens einen Roman schreiben, und als ich ihm eines Tages von meinem wunderlichen Freund Wächler erzählte, forderte er mich auf, sogleich Hand an das Werk zu legen. Auch er hielt diesen Theosophen für eine herrliche Figur in einem Roman, und als ich endlich herausrückte, und ihm sagte, daß ich den Roman wirklich schon zu schreiben angefangen, und ihm einige fertige Kapitel daraus vorlas, rief er: Und du konntest mir so lange ein Geheimniß aus der Sache machen? Das ist gar nicht schön von dir, und damit ich nicht böse auf dich werde, so setze die Arbeit ungesäumt fort, schicke mir den Roman, wenn er fertig ist, sogleich zu, und für einen tüchtigen Verleger will ich dann schon sorgen. Wirklich setzte ich nach seiner Abreise den angefangenen Roman fort, aber meine Geschäfte machten mir seine Vollendung unmöglich.

Schiller hatte damals auch einen Plan für sein eigenes

künftiges Leben, durch dessen Realisierung wir leicht wieder miteinander hätten zusammenkommen können. Dalberg, damals Statthalter in Erfurt und Koadjutor von Konstanz und Mainz, hatte ihm nämlich Hoffnung gemacht, sobald er entweder Bischof von Konstanz oder Erzbischof von Mainz werden würde, ihn in seine Dienste zu nehmen. Schiller sprach darüber öfters mit mir, und immer war dabei auch von mir die Rede, indem er mit Zuverlässigkeit darauf rechnen zu können glaubte, daß ich als Leibarzt Dalbergs oder als Professor in Mainz angestellt werden würde. Bei diesen schönen Ausichten war es natürlich, daß er täglich auf die Nachricht von dem Tod des einen oder des anderen dieser geistlichen Herren wartete. Sie sind beide steinalt, sagte er, aber keiner denkt an das Sterben. Besonders fatal aber war ihm das lange Leben des Bischofs von Konstanz. Dieser sollte seiner Meinung nach längst fort sein. Aber das große Übel bei diesen Herren, sagte er, ist, daß sie nichts denken; käme nur eine einzige Idee in den Kopf des betagten Bischofs, so würde es die Organisation seines Gehirnes nicht aushalten, er müßte plötzlich an einem Schlagfluß dahinfahren.

Von dem französischen Freiheitswesen, für welches ich mich so sehr interessierte, war Schiller kein Freund. Die schönen Ausichten in eine glücklichere Zukunft fand er nicht. Er hielt die französische Revolution lediglich für die natürliche Folge der schlechten französischen Regierung, der Üppigkeit des Hofes und der Großen, der Demoralisation des französischen Volkes, und für das Werk unzufriedener, ehrgeiziger und leidenschaftlicher Menschen, welche die Lage der Dinge zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke benutzten, nicht für ein Werk der Weisheit. Er gab zwar zu, daß viele wahre und große Ideen, welche sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen helldenkender Menschen befunden, zur öffentlichen Sprache gekommen; aber um eine wahrhaft beglückende Verfassung einzuführen, sei das bei weitem nicht genug. Erstlich seien die Prinzipien

selbst, die einer solchen Verfassung zugrunde gelegt werden müssen, noch keineswegs hinlänglich entwickelt, denn bis jetzt, sagte er, indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies, sind sie es bloß nach hier; und zweitens, was die Hauptsache sei, müsse auch das Volk für eine solche Verfassung reif sein, und dazu fehle noch sehr viel, ja alles. Daher sei er fest überzeugt, die französische Republik werde eben so schnell wieder aufhören, als sie entstanden sei, die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen woher er wolle, der den Sturm beschwöre, wieder Ordnung einführe, und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum unumschränkten Herrn nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Teil von dem übrigen Europa machen sollte.

Eine der größten Angelegenheiten Schillers während seiner Anwesenheit im Vaterland war die nahe bevorstehende Entbindung seiner Frau. Diese erfolgte in Ludwigsburg zu der bestimmten Zeit. Sie war schwer und dauerte lange. Schiller zweifelte an einem glücklichen Ausgang. Er suchte seine Besorgnisse zu verbergen, aber seine Angst blickte sichtbar aus seinem Betragen hervor. Am meisten beruhigte ihn die Zusprache meiner Frau, welche die Kreißende keinen Augenblick verließ, und ihr allen möglichen Beistand leistete. Schiller hatte sich zu Bette begeben, die Entbindung verzögerte sich bis tief in die Nacht, aber sie ging glücklich vorüber. Meine Frau brachte Schillern das Kind vor das Bett, er schlief noch, aber das Geräusch erweckte ihn. Sein erster Anblick, wie er die Augen aufgeschlagen hatte, war der ihm geborene Sohn. Seine Freude war unaussprechlich; es war die Freude des gefühlvollen, edeln Mannes über die Rettung einer zärtlich geliebten Gattin, es war die Freude des Vaters über seinen erstgeborenen Sohn. —

155. 1794. F. v. Hoven.

[Bei einem späteren Aufenthalte Karolinens v. Wolzogen in Ludwigsburg war der häufigste Gegenstand der Unterhaltung] Schiller und seine Familie.

Ich wollte alles, was ihr (Frau v. Wolzogen) bekannt war, auf das genaueste wissen, und insbesondere interessierte mich sein Verhältniß mit Goethe, mit welchem er jetzt viel näher zusammengekommen war, als früher. Sie gab mir über alles die befriedigendste Auskunft, sagte mir aber auch, wie sehr sich Schiller für mich interessiere, wie oft er von mir spreche, wie oft er seines im Jahre 1793 gemachten Besuches in Ludwigsburg gedenke, und wie sehr er wünsche, daß ich dem Rat, den er mir damals gegeben, mich um ein Professorenamt auf einer Universität zu bewerben, bald möglichst folgen möge. Er glaubte, daß ich mein Augenmerk vorzüglich auf Jena richten solle, nicht allein, weil ich da wieder mit ihm zusammen käme, sondern auch, weil ich, wenn mir das Universitätsleben nicht mehr gefallen sollte, nach dem Tod des Hofrates Starke leicht herzoglicher Leibarzt in Weimar werden könne. Ich hatte die Gründe, aus welchen er mir diesen Rat gab, wohl überlegt, ich mußte ihnen meinen Beifall geben und hatte mich auch von jener Zeit an wieder mehr mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt.

156. 1794. Justinus Kerner.

[Als Schiller in Ludwigsburg war, besuchte er öfters] auch seinen alten Lehrer Jahn und dessen Schule, in der er als Knabe Unterricht erhalten hatte. Manchmal machte er sich auch die Freude, dem Lehrer die Mühe des Unterrichts auf einige Stunden abzunehmen und ihn den Schülern statt seiner zu erteilen.

Ein Verwandter von mir, älter als ich (der kürzlich verstorbene landschaftliche Archivrat Schönleber), der dazumal Jahns Schüler war, schrieb mir hierüber: Nach Darstellung einiger Biographien Schillers könnte es scheinen,

daß Schiller erst im Oktober 1793 nach Ludwigsburg gekommen wäre, während ich mich mit Gewißheit erinnere, daß es lange vor dem Anfange der Herbstvacanz war (Schiller kam wenigstens vor Anfang September 1793 an und war noch im November und vielleicht Dezember in Ludwigsburg), wo er an einem Freitag Nachmittag den Professor Jahn besuchte, als gerade Unterricht in der Geschichte gegeben wurde. Dieser Unterricht in der Geschichte veranlaßte ihn, mehrmals zu kommen und uns selbst in ihr zu belehren. Er nahm mir da oft und viel Schröck's Lehrbuch aus der Hand und benutzte es als Leitfaden, während ich bei meinem Nebensitzer einsehen durfte.

Es existiert eine kleine Ausgabe seiner Werke von Cotta in Kleinoctav, mit einem Bilde von ihm. Hier ist er sitzend, den Kopf auf die Hand gelehnt, die Beine übereinander geschlagen, abgebildet, und so saß er fast jedesmal auf der Schranke an unserem Schultische mir gegenüber, und das ist auch dasjenige Bild von ihm, das ich nach meiner Erinnerung für das richtigste halte. —

Im Begleitung seines Vaters, der schon früher mit den Meinigen durch gleiche Neigung, die Baumkultur, verbunden war, besuchte er damals auch mein elterliches Haus, aber ich erinnere mich seiner nur aus den späteren Erzählungen meines Vaters, der öfter von ihm als einer hageren, aufrechten, bleichen Gestalt sprach, auch daß er den Kopf mehr hoch als nieder getragen und dadurch auf manchen den Eindruck eines stolzen Menschen gemacht habe, was er so gar nicht gewesen sei.

157. 1794. R. Ph. Konz.

Aber das Jahr darauf, als er eine Reise in sein Vaterland gemacht hatte und sich mehrere Monate, theils in Ludwigsburg, theils in Stuttgart aufhielt, hatte er es kein Feh! daß er mit dem Entwurfe eines Planes zum Wallenstein sich fleißig beschäftigte, wobei er doch mehrere Male unumwunden erklärte, er glaube wahrzunehmen, die zu

lang fortgesetzte Beschäftigung mit der abstrakten Philosophie hätte seinem Genius Abbruch getan. Eine augenblickliche, subjektive — sollen wir sagen Täuschung oder Wahrnehmung? — da das lange Spalten von Begriffen und bedachtsame Sondern und Kombinieren von Ideen mit den raschen Operationen des schöpferisch-bildenden Geistes in einem Widerstreite steht.

Aber bei solch einem Geiste, wie Schiller, bedurfte es nur wieder der rechten Orientierung, um bald wieder zu einer völligen und veredelten Restauration seiner ursprünglichen Kunst zurückzukehren. Und sie hat sich bewährt in der Fülle und Tiefe seiner nachherigen Dichtungen. — In Ludwigsburg war es, wo er auch die Briefe über ästhetische Bildung an den Prinzen Augustusburg, der ihm edelmütig zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf mehrere Jahre eine nicht unbedeutende Pension ausgesetzt hatte, im ersten Entwurfe niederschrieb und absendete. Sie erschienen in der Folge unter Fichtes Einflüssen, umgearbeitet in den Horen, und mehrere, die das erste Manuscript mit dem Abdrucke vergleichen konnten, unter die ich mich selbst zu zählen kein Bedenken trage, wollten behaupten, die einfachere Darstellung in dem ersten Entwurfe hätte sie mehr angesprochen.

Gedichtet hat Schiller in jener Epoche nur wenig. Eigentlich theilte er sie zwischen Erholung bei Freunden, und im liebenswürdigen Kreise seiner trefflichen Familie, und zwischen seinen Studien, unter denen immer die kritische Philosophie, wie wir schon sagten, damals noch seine Lieblingsbeschäftigung war. Kants Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er auch Unpäßlichkeit halber das Bett hüten mußte, oder gar, wie er oft scherzen konnte, von Arzneigläsern sich umlagert sah, immer nicht unweit jenes Belagerungsgeschützes, und lächelnd erzählte er einmal seinem Jugendfreunde und damaligen Arzt, dem Hofmedikus von Hoven bei einem Morgenbesuche: sein Bedienter, der bei ihm die Nacht über habe zu wachen gehabt, hätte,

um sich auf seinem Posten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urtheilskraft in einem Zuge durchgelesen.

Ein anderes Erzeugniß seiner in Ludwigsburg zugebrachten Sommermuße indes ist seine geistreiche Rezension über die Matthiassonschen Gedichte. Die Ansichten über malerische Poesie davon dankten ihre Entstehung einer Unterredung mit einem seiner Stuttgarter Freunde, dem geschmack- und einsichtsvollen Rapp, der, wenn er ein Freund und selbst ausübender Liebhaber der Kunst und der Landschaftsmalerei besonders ist, viel über dieselbe gedacht hat. Manche der Ideen in jener Rezension sind nur erweiterte Rappsche.

Schillers Aufenthalt in Ludwigsburg und Stuttgart ist auch deswegen merkwürdig, weil hier die Bekanntschaft mit der Cottaschen (damals noch Cotta-Zahnschen) Buchhandlung angeknüpft und der Plan zu einem Journal schon vorläufig besprochen wurde.

Schiller ging anfänglich damit um, ein tragisches Theater der Griechen herauszugeben; die besten Tragödien der Alten sollten darin metrisch übersetzt erscheinen. Er selbst hatte mich schon auch zur Theilnahme daran aufgefordert. Der größere Plan zu dem Weltjournal, wie er es nannte, den Horen, machte in der Folge wahrscheinlich diesen scheitern. Man sieht aber aus solchen Vorbereitungen, daß er doch nun ernstlich damit umging, sich zu einer neuen schriftstellerischen Epoche zu rüsten, die denn auch wirklich bald darauf nach seiner Zurückkunft in Jena, und seiner aus der Goetheschen Morphologie nach ihrer allmählichen Entstehung bekannten, engeren Verbindung mit Goethe erfolgte.

Was aber das Wichtigste sein mochte von Schillers Aufenthalte in Ludwigsburg, und bei einem Manne von seinem edlen Geist und Gemüte auch nicht ohne entschiedene Folgen auf seine Individualität bleiben konnte, ist das Glück, das ihm hier zu teil wurde, das süße Glück der ersten Vaterfreude. Es war ein erhebender Anblick, den

hohen Mann in den einfach-wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgeborenen, seinem Goldsohn, wie er ihn oft nannte, zu beobachten, und, wie ich öfter das Glück hatte, Zeuge davon zu sein. Zufällig oder absichtlich, ich weiß nicht wie? war ihm auch in jener Zeit Quintilian in die Hände gefallen. Er studierte ihn aufmerksam, und durch das Vaterinteresse gespornt, hauptsächlich des trefflichen Römers herrliche Grundsätze über die Erziehung. Wie ihn alles ihm Neue aufs lebhafteste ergriff, so auch dieses. Er sprach mit Begeisterung mehrmalen mit mir davon, mit der Versicherung, er wolle seinen Sohn nach den Maximen, wie sie Quintilian auseinanderlegt, erziehen. Da ich auch um dieselbe Zeit das Museum für griechische und römische Literatur, wovon drei Hefte in Zürich (durch die Kriegszeiten wurde das Institut bald abgebrochen) in der Folge erschienen sind, öffentlich ankündigte, so erlaubte er mir, seinen Namen als Mitarbeiter zu nennen, und versprach, über Quintilians Grundsätze der Erziehung mir einen Aufsatz mitzuteilen. Wichtigeres verhinderte ihn, Wort zu halten, und der bescheidene Herausgeber wollte nicht weiter mahnen. ~

Von kleineren, in Einzelheiten gehenden Untersuchungen, selbst eines Lessings u. a., konnte Schiller wohl öfter, nicht hämisch, aber doch mit einem Lächeln, welches dieselben als unbedeutend herunterzusetzen schien, reden. Er hatte hierin unrecht, und recht. ~

[Betreffend das Jugenddrama der Student von Nassau.] Aber der Verfasser dieser Blätter erinnert sich genau, sie mehreremal aus Schillers Munde selbst gehört zu haben: und er war es auch, der sie zuerst im Morgenblatte bekannt machte. Das Thema war das ganz einfache: Eine Zeitung erzählte den Selbstmord eines Studenten, der aus Nassau gebürtig war. Das erhitze die jugendliche Phantasie des Dichters so, daß er es als willkommenen Stoff zu einer Tragödie ergriff. Er selbst äußerte, er wünschte nur das unreife, jugendliche Produkt, um einiger gelungenen

Szenen willen, noch zu besitzen, die er vielleicht anderwärts noch benutzen könnte.

Mein letztes Hemde auf dem Leibe, konnte er oft sagen, hätte ich in jenen Tagen oft hingegeben um einen dankbaren tragischen Stoff, meinen jugendlich auftretenden Geist daran zu üben. Auch von einer frühe verstorbenen geistreichen Schwester erzählte er, daß sie viel Lust und Anlage zum Drama gehabt, und manche Versuche in den abgelegensten Plätzen des Hauses aus Furcht vor dem Vater, der eine solche Beschäftigung nach seinen strengen Grundsätzen für Mädchen zu unzweckmäßig hielt, als daß er sie an der eigenen Tochter hätte dulden können, szenenweise komponierte oder niederschrieb. ~

Schiller selbst erzählte mir einmal, sein erstes lyrisches Gedicht sei mittelbar auf [seiner Mutter] Ermahnung hin entstanden, und ein — religiöses Gedicht gewesen. Den Tag vor der Konfirmationshandlung, als sie ihn sorglos nach Knabenweise auf der Straße umherschlendern sah, rief sie ihn zu sich, machte ihm sanfte Vorwürfe wegen seines Leichtsinnes, und indem sie ihm eindringlich die Wichtigkeit des morgenden Tages vorstellte, war die Frucht davon beim gerührten Sohne ein frommes Gedicht.

158. 1794. März. K. v. Grüneisen an A. v. Keller.

... die Nachricht, die ich dem seligen Dannecker verdanke, der mir davon einmal ausführlich erzählt hat, daß in dem noch stehenden Hause des vormaligen herzoglichen Gemüsegartens Schiller in der Zeit wohnte, in welcher er seinem Freunde zur Modellierung seiner lebensgroßen Büste saß. Nach Danneckers Aussage arbeitete Schiller damals an einem seiner größeren dramatischen Gedichte (Dannecker nannte den Don Carlos) und war in dem Arbeitszimmer einmal eingeschlafen, als Dannecker zur Fortsetzung seiner künstlerischen Arbeit eintrat. Bei dieser Gelegenheit will Dannecker die einzelnen Teile des Kopfes im Original und in der nahezu fertigen Büste miteinander durch den Zirkel verglichen und

sich von dem vollständigen Zusammentreffen der Natur und des Bildes überzeugt haben.

159. 1794. Mündliche Mitteilung J. G. Elverts an Schwab.

Ich hasse Stuttgart, Stuttgart soll mich nicht bei Tag erblicken! sagte er zu seinem Jugendfreunde Elvert, mit welchem er einst den Katechismus gesprochen. Und wirklich soll er das erstemal bei Nacht nach Stuttgart gefahren und in wenigen Stunden wieder zurückgekommen sein.

160. J. W. Peterfen.

Von den Einwirkungen des Gemüthes auf die Bildung der Gesichtszüge ist Schiller eines der merkwürdigsten Beispiele. In den Jahren 1781 und 1782, wo Schiller doch das Jünglingsalter zurückgelegt, hatte sein Gesicht gar nichts Ausgezeichnetes. Seine Nase war eingedrückt, und den Ordensstern des Genius trug er, mit Lavater zu reden, nicht im Auge.

Wie ganz anders erschien er seinen Freunden in Stuttgart im Jahre 1794! Während jener Zwischenzeit schien sein Geist gleichsam aus dem Innern herausgequollen zu sein, sich in die ernstesten Gesichtszüge ergossen und denselben eine andere Wölbung und Gestalt gegeben zu haben. Jetzt hatte seine Nase die Adlersform und aus allen seinen Zügen leuchteten Tiefgefühl, Dichtergeist, Forschungskraft, Großheit und insonderheit Seelenadel auf das sprechendste hervor.

1794—1797.

161. 1794. Frühjahr. Friedrich v. Matthison.

Als ich zu Jena in Schillers Wohnung ankam, wurde mir gesagt: der Herr sei noch beschäftigt, werde aber in einer Viertelstunde gewiß zu sprechen sein. Man führte mich in das Gesellschaftszimmer, wo ein Plan von Rom aufgeschlagen lag. Mit einem Plane von Rom hat man nirgends Langeweile; aber ehe ich noch den kapitolinischen

Hügel erstiegen hatte, tat sich schon die Thür des Arbeitskabinetts auf, und Schiller trat mir mit den Worten entgegen: „Eben komm ich von Ihnen her, und freue mich, Sie schon wieder zu finden.“ Das Räthelhafte der Bewillkommnung löste sich bald. Schiller war gerade mit einer weitläufigen Beurteilung meiner poetischen Versuche für die Allgemeine Literaturzeitung beschäftigt.

Mein Herz wurde von der lautersten Freude durchdrungen; denn Schiller, welchen ich vierzehn Wochen früher, zu Ludwigsburg in den Händen der Ärzte, die seinen Zustand mehrmals bedenklich fanden, totenblaß und abgezehrt verließ, stand jetzt, nach der Rückkehr aus dem Vaterlande, neukräftig und blühend vor mir da, gleich einem griechischen Heroß, der sich zum olympischen Wettkampf anschickt. Er versicherte, nie mit frischerem Mut und froherer Tätigkeit gearbeitet zu haben, als nach seiner letzten physischen Wiedergeburt. Viel Großes und Herrliches bewegte er nun in der Seele; unter anderem den Plan zu einem Trauerspiele, dessen Gegenstand die Belagerung von Malta durch die Türken sein wird. An diesem dichterischen Vorhaben scheint er mit mehr als gewöhnlicher Liebe zu hängen; denn wenigstens dreimal kam er in unseren Abendgesprächen darauf zurück.

162. 1794. Juli 24. Goethe.

Alle meine Wünsche und Hoffnungen übertraf das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann, die mir das Glück in späteren Jahren bereitete. Und zwar hatte ich dieses günstige Ereigniß meinen Bemühungen um die Metamorphose der Pflanzen zu verdanken, wodurch ein Umstand herbeigeführt wurde, der die Mißverhältnisse beseitigte, die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.

Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der

Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten; ich nenne nur Heineses Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzusteigen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte.

Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was sie unternommen und geleistet; denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach seiner Art wirken zu wollen; er versucht es erst unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter; daher denn so viel Treffliches und Albernes sich über die Welt verbreitet und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt.

Das Rumoren aber, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich; denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moriz, sowie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury schienen mir gleichfalls gefährdet; ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Wert und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Moriz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeitlang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort.

Sein Aufsatz über Anmut und Würde war ebensowenig Mittel, mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subjekt so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbständig, lebendig, vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klappte nur desto entschiedener.

An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in eins nicht zusammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus folgendem.

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche Regsam-

feit eine naturforschende Gesellschaft in Tätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einstmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne.

Ich erwiderte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinem Auge entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stuzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen; ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.

Schiller, der viel mehr Lebensflugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustößen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter

Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin bestehe eben das Eigentümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne. Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm Teil an seinen Absichten und versprach, zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.

Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsere beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugnis.

163. W. v. Humboldt an K. G. v. Brinckmann.

Ich bin jetzt und schon seit Monaten, ob mich gleich Kränklichkeit und Störungen sehr gehindert haben, mehr und interessanter als seit langer Zeit beschäftigt. Einen großen Teil dieses Stoßes danke ich Schillers Umgang, den ich täglich sehe, und der vielleicht der ideenfruchtbarste Kopf ist, der überhaupt existiert, und wenigstens,

den ich kenne. Was vorzüglich merkwürdig an ihm ist, ist die bestimmte Genauigkeit des philosophischen Raisonnements, die unerbittliche Strenge der moralischen Gesinnung und die Liberalität und Grazie des ästhetischen Gefühls, die in ihm alle auf eine wunderbare Weise vereinigt sind.

164. 1794. September. Goethe an J. H. Meyer.

Schiller ist schon acht Tage bei mir und bringt durch seinen Anteil viel Leben in meine oft stockenden Ideen. Wir warten mit Ungeduld auf Ihre Ankunft, um über manche Gegenstände unsere Gespräche fortzusetzen, die wir, als denkende Liebhaber, nun bis ans Gebiet des Künstlers herangeführt haben.

165. 1794. Goethe.

Nun aber ist zu bedenken, daß ich so wenig als Schiller einer vollendeten Reise genoß, wie sie der Mann wohl wünschen sollte, deshalb denn zu der Differenz unserer Individualitäten die Gärung sich gesellte, die ein jeder mit sich selbst zu verarbeiten hatte, weswegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfnis und Treue im hohen Grad gefordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältnis ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen. —

166. 1794. Ende des Jahres. F. Hölderlin an seine Mutter.

Ich gestehe Ihnen, daß ich aus manchen reellen Gründen entschlossen war, mein Verhältnis [als Hauslehrer in der Familie von Kalb] zu verlassen, und zu versuchen, ob ich mich nicht hier souteniren könnte; ich erklärte es der Majorin, die meine Gründe triftig genug finden mußte, und die Sache wäre beinahe abgetan gewesen, wenn nicht Schiller einen glücklichen Mittelweg ausgefunden, und mich bewogen hätte, mich dahin zu erklären, daß, wenn meine Bedenklichkeiten, die auch er gültig fand, bis Ostern nicht wegfallen, das Verhältnis aufgehoben sein sollte. Da diese Bedenklichkeiten vorzüglich meinen Zögling betreffen, so werden sie es selbst gut finden, wenn ich sie nicht ohne Not auseinanderseze.

167. 1795. F. Hölderlin an Neuffer.

Ich hatte schon bei unserer Abreise von hier der Majorin [Charlotte von Kalb] erklärt, und diese hatte es Schillern gesagt, daß ich Lust hätte zu bleiben. Die Majorin und Schiller baten mich zu dringend, die Probe noch einmal zu machen, da jetzt Ärzte mitwirkten, als daß ich nicht hätte dadurch bestimmt werden sollen. ~ Ich arbeite jetzt den ganzen Tag vor mich, gehe nur abends in Fichtes Kollegium, und so oft ich kann zu Schillern. Er nimmt sich meiner recht treulich an.

Schiller sagt auch, man müsse jetzt das Publikum recht in Indignation setzen, um darauf zu wirken. Er sprach mit Teilnahme von der Rastlosigkeit, womit Du an Deiner Aneide arbeitest. Zeigte mir auch die Episode von Nisus und Euryalus in Conzens Journale. ~ Willst Du Gedichte schicken für den künftigen Schillerschen Almanach? Ich begreife nicht, wo er die, die ich ihm noch in Schwaben in Deinem Namen gab, hingebracht haben könnte, und vermute, daß er sie für den Almanach spart. Er hat mir aufgegeben, Dich zu grüßen.

168. 1795. Februar. F. Hölderlin an seine Mutter.

Schiller nimmt sich meiner so wahrhaft väterlich an, daß ich dem großen Manne neulich selbst gestehen mußte, ich wüßte nicht, wie ich's verdiente, daß er so sehr sich für mich interessiere. Er gibt ein neues Journal heraus mit anderen Mitarbeitern, unter welchen jetzt aufzutreten, ich mich ohne den größten Übermut nicht für würdig halten könnte. Für den Bogen werden ihm fünf Louisd'or bezahlt. Nun fragte er mich neulich, wie es mit meinem Aufenthalt stehe? Ich sagte ihm, daß ich von Ihnen einen recht freundlichen Brief bekommen hätte, der mich hoffen ließe, daß ich wohl bis nächsten Herbst würde bleiben können. Dann sagt' er mir: wir müssen sehen, wie wir es machen, daß Sie Ihrer Familie so wenig als möglich lästig sind, sprach manches im allgemeinen, und

sagte mir endlich, ob ich nicht ungefähr das und das für seine Horen (sein Journal) ausarbeiten möchte, von vier Bogen könnt ich bequem ein halbes Jahr leben.

169. 1795. April. F. Hölderlin an Neusser.

Zu Schiller mach ich immer noch meinen Gang, wo ich ißt meist Goethen antreffe, der sich schon ziemlich lange hier aufhält. Schiller läßt Dich grüßen und um einige Gedichte in seinen Almanach bitten.“ Du möchtest sie nur mir schicken. ~ Schiller hat mich veranlaßt, Ovids Phaethon in Stanzas für seinen Almanach zu übersetzen, und ich bin noch von keiner Arbeit mit solcher Heiterkeit weggegangen, als bei dieser. ~ Für das erste Bändchen meines Romans hat mir Cotta in Tübingen 100 fl. bezahlt. ~ Schiller hat mir den Verlag besorgt.

170. 1795. Juni. Friderike Bruns Tagebuch.

Jena, 9. Juni. Schiller. Etwas auf Stelzen, ganz wie ich ihn mir gedacht, Schwäche und Kraft wunderbar vereinigt. Schwäche der abgenutzten Organe und hervorblühende Kraft des Genies. Nichts Liebe, noch viel weniger Zutrauen erweckendes. Schönes Ebenmaß und Adel der festen Teile des Gesichts. Lebhafter, doch unsteter und nicht freier Blick der Augen. Angenommener Gang, hohle Stimme. Er war halb krank, übrigens sehr verbindlich. Die Frau gutmütig offen und nur dadurch angenehm.

171. 1795. Salomon Michaelis (mündl. Mitteilung an Schwab).

Ein Geschäft, das unserm Schiller nicht weniger am Herzen lag, führte den Erzähler im Sommer 1795 nach Jena zu dem Dichter. Ehe er diesen noch aufgesucht, begegnet er auf dem Markte einem langen, langhalsigen Manne mit gesenktem Kopf, die Füße in Stülpentiefel gesteckt, den Leib mit einem grauen Oberrock mehr behangen als bekleidet. Es war Schiller. Der Beruf des Fremden und sein Unternehmen hatten ihn bald in dessen Haus eingeführt und ihm den freundlichsten Empfang

bereitet. Ihm erschien Schillers Organisation damals schon im Innersten angegriffen, und seine Lebensweise, die wenigstens nicht gründlich durch Goethes ~ wohlthätigen Einfluß geordnet worden war, nichts weniger als natürlich. Er stand sehr spät, oft erst gegen Mittag, zuweilen sogar erst nachmittags vom Schlaf auf. Dann trank er, anstatt zu speisen, eine Tasse Schokolade, und arbeitete bis zum Abend, und, wenn er allein war, bis tief in die Nacht. Nicht selten aber empfing er auch abends Gesellschaft bei sich zu Hause, und zwar die ausserlesenste. Diese blieb beim einfachen Tee und Butterbrot im lebendigsten Gespräche oft bis gegen Mitternacht beisammen. Schiller nahm am geistigen Verkehr hier den lebhaftesten, aber immer höchst bescheidenen Anteil. Wenn dann die Gäste sich in sinkender Nacht verloren hatten, setzte er sich erst mit seiner Frau zu Tische und aß auf gut Schwäbisch zu Abend. Manchmal aber überfiel seine Natur auch mitten im Gespräch der Schlaf, und zwar ohne alle Vorboten von Schläfrigkeit; er sank im Stuhle plötzlich zusammen und mußte von den Seinigen schlafend zu Bette getragen werden.

Ein solcher Abend ist dem Greise, der dies aus den Erinnerungen junger Jahre berichtet, noch in besonderem Gedächtnisse. Es wurde an demselben in Schillers Abendzirkel gerade eine neue Erscheinung der Literatur lebhaft debattiert. Das waren Fichtes Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution, ein Buch, dessen Anonymität der Verfasser so streng respektiert wissen wollte, daß er einen Bücherverleiher, welcher der Schrift in seinem Kataloge Fichtes Namen beigesezt hatte, sogar vor Gericht belangte. Diese Schrift erregte an Schillers Teetische großen Streit, um welchen sich der Dichter, der keinen Stuhl genommen hatte, sondern bald da, bald dort in einer Ecke des Zimmers lehnte, nicht viel zu bekümmern schien. Unser Gewährsmann für diese Szene, damals ein junger Mann von 27 Jahren, stritt sich mit andern

notabeln Schriftstellern Jena's besonders über das merkwürdige Kapitel des Buches vom Recht eines Volkes zu einer Revolution. Er erlaubte sich gegen diejenigen, welche diese Überschrift und den ganzen Abschnitt in Schutz nahmen, die bescheidene Exzeption: ihm komme es lächerlich vor, hier von einem Rechte sprechen zu wollen. Eine Revolution sei einem Gewitter zu vergleichen; wenn dies einmal sich zusammengezogen, werde niemand fragen, ob dasselbe ein Recht gehabt habe, in ein Haus einzuschlagen, auf welchem sich kein Blitzableiter befand. Dieser aber sei bei heiterem Himmel anzubringen. Wer das Dach erst während des Wetters besteigen wollte, der könne sich nicht beklagen, wenn ihn der Blitz während der Ausführung dieser verspäteten Vorsichtsmaßregel treffe.

Bei diesen Worten fühlte der Sprecher einen leichten Schlag auf der Schulter. Schiller war aus seiner Ecke hinzugetreten und sprach: Der junge Mann da dürfte wohl so unrecht nicht haben. Ich will mit Freund Fichte wirklich über jenes Kapitel expostulieren!

Ein andermal, und dies war im Laufe des Tages und nicht in größerer Gesellschaft, trat Schiller mit einem bunt durchforrigierten Konzepte ins Zimmer. Ich habe da etwas gemacht, es ist aber doch nichts Ganzes — ich weiß nicht, ob es etwas ist, sprach er zu den Anwesenden. Und nun fing er an zu lesen:

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm —.

Es waren die begeistertsten Strophen aus der Macht des Gesanges.

172. 1795. Amalie v. Imhoff.

Als Schiller erfuhr, daß Amalie von Imhoff die Verfasserin der Verse sei, die bei einem Maskenfeste* der Herzogin Luise

* Im Winter 1794.

anonym übergeben worden waren, bat er die ihm bereits bekannte Frau von Imhoff, ihm ihre Tochter nach Jena zuzuführen; dies der Anfang eines bedeutungsvollen und segensreichen Freundschaftsbundes. Amalie erzählt aus dieser Zeit:

Zu wiederholten Malen verbrachte ich Wochen bei Schillers, wo jedes Wort die Grenzen meiner Begriffe erweiterte. — Goethe kam oft nach Jena, und abends zu vieren um einen kleinen runden Tisch versammelt, nährte ich mich weit mehr mit geistiger als leiblicher Speise, oft bis tief in die Nacht hinein, den bedeutendsten Gesprächen beider Männer im lebhaftesten Umtausch der Ideen horchend. ~

Schiller wollte nun alles lesen, was ich in dieser Zeit schrieb, ich teilte es ihm mit, nicht als seiner Kritik würdig, aber für mich lehrreich, durch den Tadel. Er behielt auch die Gedichte für den Musenalmanach, auf meine dringende Bitte unterzeichnete er sie nur mit einem J. (?) —. Er schalt mich ein Kind wegen dieser Zaghastigkeit. ~

173. R. W. F. v. Funck an Ch. G. Körner.

Schiller lebt ein sonderbares Leben. Ausgemacht scheint es mir indessen, daß gerade diese Art von Existenz ihm nötig war, um das zu leisten, was er in den letzten drei Jahren geleistet hat, aber ich fürchte, er wird dabei zugrunde gehen. Ganz abgesondert von aller Gesellschaft lebt er in seiner eigenen Welt. Er kommt oft in mehreren Monaten nicht aus dem Zimmer, natürlich macht ihm nun schon die bloße Luft einen unangenehmen Eindruck. Doch würde ihn das nicht abhalten, zum Genuß der wirklichen Natur und des geselligen Lebens zurückzukehren, wenn er da irgendeinen Ersatz für den hohen Genuß, den ihm seine Abgezogenheit gewährte, finden könnte. Sein niedlicher wilder Junge macht seine einzige Unterhaltung mit der Welt und gerade war auch die Vaterliebe das einzige Band, welches ihm, ohne irgendeine Art von Sinnlichkeit einzumischen, doch vor der Austerität und dem menschenfeindlichen Wesen eines Einsiedlers bewahren konnte.

Seine Frau, die ohne den Ersatz zu finden, den ihm sein spekulatives Leben gibt, die Einsamkeit mit ihm teilt, erscheint mir in der That ehrwürdig, denn man sieht auch keinen Schatten von Unzufriedenheit an ihr. Sollte sie aber in der Länge einmal das Bedürfnis eines anderen männlichen Umganges fühlen, wer könnte sie verdammen? Goethe ist der einzige, der die Zeit, wo er in Jena ist, viel mit Schiller lebt, er kommt alle Nachmittage um 4 Uhr und bleibt bis nach dem Abendessen. ~

Schiller selbst wandelt, ja man möchte sagen rennt unaufhörlich im Zimmer herum, setzen darf er sich gar nicht. Oft sieht man ihm sein körperliches Leiden an, besonders wenn ihn die Suffokationen anwandeln. Wenn es zu arg wird, geht er hinaus und braucht irgendein Palliativ. Kann man ihn in solchen Momenten in eine interessante Unterredung ziehen, kann man besonders etwa einen Satz hinwerfen, den er auffaßt, zerlegt und wieder zusammensetzt, so verläßt ihn sein Übel wieder, um sogleich zurückzukommen, wenn an dem Satz nichts mehr zu erörtern übrig ist. Überhaupt sind ihm anstrengende Arbeiten das sicherste Mittel für den Augenblick. Man sieht, in welcher ununterbrochenen Spannung er lebt und wie sehr der Geist bei ihm den Körper tyrannisiert, weil jeder Moment geistiger Erschlaffung bei ihm körperliche Krankheit hervorbringt. Aber eben deshalb ist er auch so schwer zu heilen, weil der an rastlose Tätigkeit gewöhnte Geist durch das Leiden des Körpers immer noch angespornt wird, und weil er beim Anfang einer Kur erst recht krank gemacht werden müßte.

Eine Reise in das südliche Frankreich könnte ihn vielleicht retten, aber mit Ersparung kann der Mann nicht reisen, das leidet sein Zustand nicht mehr. Zugleich müßte er dann mindestens ein Jahr lang allen Erwerb aufgeben und mit sehr großem Aufwand leben. Wenn ihm ein großer Herr 10000 Taler schenkte, mit der Bedingung, sie zu verreisen, und mich zugleich zu seinem Schaffner

machte, der ihn von Ort zu Ort fortschleppte und für seine Bequemlichkeit, sein Fortkommen, für jede Kleinigkeit sorgte, dann könnte ihm vielleicht geholfen werden. Bei seiner Lebensart wird er so lange fortwirken, bis einmal am Schreibpult der letzte Tropfen Öl verzehrt ist, und dann auslöschen wie ein Licht. Ein Beweis seiner gewaltigen Anspannung ist sein starker Hunger und eine traurige Folge davon das Übel, daß die Natur beinahe keines ihrer notwendigen Ämter anders als künstlich verrichtet.

Ich war, da ich seine Lebensart sah, anfangs besorgt, ihn zu genieren, aber ich sah bald, daß, da er mich einmal angenommen hatte, es nun besser war, daß ich ihn fast gar nicht mehr verließ. Mit jeder Stunde und jedem Tage schloß er sich mehr auf und an und wurde zusehends munterer. Gesellschaft kann er nicht haben, man muß entweder beinahe zum Hausgenossen bei ihm werden, oder gar nicht zu ihm kommen. — Goethes Umgang ist ihm als Schriftsteller sehr heilsam. Statt, wie ich mit Ihnen glaubte, ihm Trockenheit mitzuteilen, zieht ihn der durchaus verfeinert sinnliche Goethe immer wieder in die Körperwelt zurück und gewinnt selbst, indem er sich an diesen, ich möchte sagen, ganz transzendenten Menschen anschließt.

Der Aufsatz über die sentimentalische und naive Poesie hat mir ebenso sehr gefallen wie Ihnen und war zugleich für mich sehr lehrreich. — Mir gab Schiller kleine historische Aufsätze aus der italienischen Geschichte auf, besonders von den Visconti oder den Medici. Durch seinen Vorschub erhielt ich die Freiheit, mich auf der Bibliothek umzusehen und das Versprechen, unter der Hand alles, was ich verlangte, von da zu bekommen.

174. H. Raube.

[Raube erzählt, wie er in einem Badeort die Bekanntschaft einer Dame machte, die ihm erzählte, was sie von einer Freundin erfahren, die zu Schillers Zeit in Jena gelebt hat. Er läßt die Dame erzählen, als berichte sie wörtlich die Mitteilungen ihrer Freundin.]

Es war nicht leicht, Schiller kennen zu lernen, weil er die wunderlichste Lebensart führte. Gewöhnlich stand er erst nachmittags um vier Uhr auf, weil er des Nachts arbeitete. Gesellschaften besuchte er zur damaligen Zeit fast gar nicht, zum Teil auch darum, weil seine Garderobe in dem schlechtesten Zustande war. ~

Schillers Frau ~ war eine Bekannte von mir, die ich oft sah, aber man konnte mit Schillers Frau ein Jahr umgehen, ohne Schiller ein einziges Mal zu sehen. Er verkehrte wenig mit ihr, hatte sie lieb und gern, war aber weder galant, noch aufmerksam, noch zärtlich. Sie war ein stilles, anspruchsloses Wesen, mit einer ganz hübschen Bildung, aber ohne besondere Lebhaftigkeit.

Eines Tages sagte ich ihr, daß ich nun durchaus einmal Schiller kennen lernen wolle, und ließ eine direkte Einladung für unser Haus zurück.

Bald darauf erhielt ich den liebenswürdigsten Brief von ihm, in welchem er sich auf das angenehmste mit seiner ganz vernachlässigten Kleidung entschuldigte, die es ihm durchaus nicht gestatte, eine Visite zu machen. Wenn ich ihm aber erlaubte, im Negligé zu erscheinen, so möcht' ich an diesem Abende den Tee bei ihm nehmen.

Ich kam zur Schiller, und fand sie durch meine Erscheinung ein wenig brouilliert; es ergab sich bald, daß ihr Mann einen Gast angekündigt hatte, und sie wußte nicht, wer es sei, und mochte mich für störend halten. Der Dichter hatte natürlich vorausgesetzt, daß ich eilen würde, seiner Einladung nachzukommen. Es standen drei Tassen auf dem Tische, und da ich denn einmal da war, und keine Miene zum Fortgehen machte, so mußte sie eine vierte bestellen.

Schiller kam, und zwar wirklich im Negligé. Er trug einen langen alten Tuchrock, an welchem viele Knöpfe fehlten, Schlaffschuhe und offenen Hemdkragen. Das Hemd war weiß, aber nicht eben fein. Die Frau ward sehr heiter überrascht und beruhigt, da er mich als den an-

gekündigten Gast vorstellte. Er war sehr liebenswürdig und sprach viel, eben wie Fichte auch von den kleinsten Trivialitäten, wenn man eben darauf geriet, sogar vom Agio. Sein großes, mageres Gesicht mit Sommersprossen bedeckt und von dem struppigen rötlichen Haar beleuchtet, war namentlich bei Tage garstig. Das Haar hatte übrigens mehr die sogenannte impertinent blonde Farbe. Ein ganz anderes war das Gesicht bei Abend; so wie der ganze Mann abends lebendig-schöpferisch wurde, so traten auch dann die scharfen Formen seines Antlitzes bedeutsamer, einnehmender hervor. Die Bilder und Büsten von ihm mit dem stolzen Ernste passen nur auf den Schiller im Studierzimmer, wo er freilich einen ganz anderen Menschen anzog. Neuere Kritiker sollen das sehr beklagt haben, daß er eben eine ganz andere Welt sich gemacht habe. Ich verstehe davon nichts, aber das kann ich allerdings versichern, daß er ganz, ganz anders sprach, als er schrieb, während man in Goethes Schriften Goethe reden zu hören glaubte. Das sah man auch Schillers Manuscripten an: er las mir einmal später die Glocke vor, da war jede Zeile zwei-, dreimal ausgestrichen, wieder punktiert, wieder ausgestrichen, es konnte niemand als er ein Wort davon lesen.

Seine schwäbische Heimat war übrigens gleich an ihm zu erkennen, er schwäbelte auch in der Sprache noch tüchtig, schwäbische Knödel waren stehendes Gericht auf dem Tische, und das sogenannte Hozelbrot, ein höchst ordinäres, mir gar nicht zusagendes Gebäck, durfte an Feiertagen, namentlich zu Weihnachten, nimmer fehlen. Ich erhielt dann stets eins zugeschickt, und mußte sehr erbaut sein von dem Weihnachtsgeschenk.

Die Ferienzeit fiel nach dieser meiner Bekanntschaft. Se. Excellenz der Geheimrat von Goethe kam oft nach Jena, und es war namentlich bei Tische, wo diese stacheligen Verse fabriziert wurden. Wenn ich offen sein soll, so muß ich zugestehen, daß Schiller der schlimmste war,

Goethe lächelte oft bei seinem Zorne, ließ ihn aber lächelnd geißeln.

175. 1796. April 17. Charlotte v. Stein an ihren Sohn Friz.

Heute abend kommt die Herzogin zu mir und Schiller. Gestern war er auch einige Stunden bei mir. Wir haben uns ganz müde übers Menschengeschlecht gestritten, welches zu verbessern ihm möglich scheint, mir aber nicht. Endlich mußte er mir zugeben, daß die menschliche Natur nicht zu verändern sei, aber das Streben nach etwas Höherem ihr doch eigen wäre, sagte er. Das gab ich ihm zu, indem der Mensch sich moralisch erheben könnte, er wollte aber behaupten, daß die Menschen durch Kunstgefühle erhoben würden. Mir deucht, dawider streitet die Erfahrung; mir deucht sogar, die Kunstgefühle erkälten das Herz.

176. 1796. April 24. F. Schelling.

Unglücklicherweise traf ich in Jena mehrere Professoren nicht an, auf die ich vorzüglich gerechnet hatte, Fichte z. B. war in Halle, ~ dagegen habe ich Schillern gesehen und viel mit ihm gesprochen. Aber lange könnte ich's bei ihm nicht aushalten. Es ist erstaunend, wie dieser berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen unter, was soll da ein anderer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort verlegen, und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen, wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei niemand sonst bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob dies nur bei der ersten Zusammenkunft der Fall ist. Wäre dies nicht, so ist mir ein Blatt von Schiller, dem Schriftsteller, lieber, als eine stundenlange Unterredung von Schiller, dem mündlichen Belehrer. Schiller kann nichts Uninteressantes sagen, aber was er

sagt, scheint ihm Anstrengung zu kosten. Man scheut sich, ihn in diesen Zustand zu versetzen. Man wird nicht froh in seinem Umgang.

177. Karoline v. Wolzogen.

[Schillers jüngste Schwester] war ein holdes Mädchen, voll Verstandes und glühender Phantasie. Der Wunsch, ihres Bruders Trauerspiele darzustellen, hatte sie so leidenschaftlich ergriffen, daß ich selbst Schillern bat, diesem nachzugeben, ihr Talent zu prüfen, und, wenn es wirklich etwas Außerordentliches verspräche, sie diese Laufbahn ergreifen zu lassen. Ob er gleich dem Schauspielerleben sehr abgeneigt war, so konnte doch, bei den damaligen Verhältnissen in Weimar, manche Klippe dieses Standes vermieden werden. Er versprach mir, die Sache zu bedenken; und so hatte ich die Freude, die letzten Lebensmonate dieses guten Kindes mit freundlicher Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche zu erheitern. [Sie starb im Frühjahr 1796.]

178. 1796. Juni. Charlotte v. Kalb an Jean Paul.

Ich ging zu Schiller; in einem Monat erwartet sie ihre Entbindung, sie ist leidend, er auch. Man fragte mich nach Weimar; ich sagte: Richter sei da. — Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt, und sie kann es nicht. Das wußte ich schon; im Ton merkte ich's wieder. Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Ton: er ist sehr, sehr interessant! Ja, sagte Schiller, ich verlange auch, ihn kennen zu lernen.

179. 1796. Juni 25. Jean Paul an G. Otto.

Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremden zurückspringen; er erwartete mich aber nach einem Briefe von Goethe. Seine Gestalt ist verworren, hart, kräftig, voll Ecksteine, voll scharfer, schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt. Er war ungewöhnlich ge-

fällig und setzte mich (durch seinen Antrag) auf der Stelle zu einem Kollaborator der Horen um — und wollte mir eine Naturalisationsakte in Jena einbereden.

180. 1796. April/Juni. B. R. Abeten.

Schiller bewohnte [im Griesbachschen Hause in Jena] die Etage unter seinen Zimmern; und hier wurde ein großer Teil der Xenien von beiden Freunden gemeinsam produziert, in den ersten Monaten des Jahres 1796. Gelang eine, dann wurde das Gelingen von einem unbändigen Gelächter begleitet, das durch die Decke des Zimmers zu Griesbachs Ohren drang.

181. 1796. April/Juni. G. Parthey.

Eines Sommers kam auch Goethe zum Besuche nach Dresden. Ob er mit auf dem Körnerschen Weinberge gewohnt, oder von der Stadt aus seinen Freund Schiller öfter besucht habe, wüßte ich nicht mehr zu sagen. Marie Körner erinnerte sich sehr genau, daß eine ganze Menge Xenien in dieser ländlichen Einsamkeit entstanden seien. Die beiden Schwestern saßen zusammen unten in der Wohnstube, und hörten über sich in der Dachkammer die Stimmen der dichtenden Freunde. In kürzeren oder längeren Pausen ertönte ein schallendes Gelächter, zuweilen von sehr vernehmlichem Fußstampfen begleitet. Wenn die Herren um 12 Uhr zum Mittagessen herunter kamen, waren sie äußerst aufgeräumt, und sagten mehr als einmal: heute sind die Philister wieder tüchtig geärgert worden!

Die Szene ist Jena, wo die Körnersche Familie einige Zeit sich aufhielt. Vgl. auch Nr. 140 S. 229.

182. 1796. Juli 9. Karoline Schlegel an Luise Gotter.

Vorgestern nach Tisch gingen wir zu Schillers, denn an demselben Abend war's nicht mehr möglich. Ich hatte mir alles gerade so gedacht wie es war — nur schöner fand ich Schillern, und sein Knabe ist prächtig. Eben gingen wir hin, da kam man uns mit der Nachricht ent-

gegen, daß sie von einem zweiten Knaben vor einer Viertelstunde entbunden sei. Er kam zu uns heraus und war gar freundlich und gut. Morgen, meinte er, würde ich sie wieder sehen können, denn sie ist recht wohl. Das erstemal kam die Kalb hin mit der kleinen Nezia.

183. 1796. Carl Lieb Merkel.

Auch meine persönliche Bekanntschaft mit Schiller beschränkte sich auf Jena. Es lag nicht in meiner Individualität, die Celebritäten aufzusuchen und ihnen den Hof zu machen. ~ So hatte ich denn schon ein paar Monate in Jena verlebt, ohne Schiller nur gesehen zu haben, als mir Graß, der sich mit Schillers Freundschaft schmeichelte, einen Brief an ihn sandte und mich dringend aufforderte, diesen Brief selbst abzugeben. Ich tat es eines Vormittags um 11 Uhr, und fand Schiller erschöpft und matt auf dem Sofa. Er war soeben erst aus dem Bette gekommen, und jene sichtliche Erschöpfung war die Folge seiner unregelmäßigen Lebensart, die ihn auch früh ins Grab führte. ~

Den Brief meines lieben Graß las Schiller nicht in meiner Gegenwart, ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit gegen mich, oder aus Gleichgültigkeit gegen Graß. Ich mußte mich ihm also selbst bekannt machen, und so sah er in unserem ersten Gespräche nichts in mir, als einen Studenten der Medizin, der das Glück haben wollte, ihn kennen zu lernen. Dazu war ich indes nicht bewundernd und warm genug in meinen Äußerungen; ich erinnere mich in der That nicht eines Complimentes, das ich ihm gemacht hätte. Der Gegenstand unseres Gespräches war größtenteils nur Graß, dessen Entschluß, sich als Künstler in die Welt zu werfen, er nicht billigte. Ich sprach nicht von seinen Werken, was gewiß unrecht war, er nicht von meiner Schrift, die er wahrscheinlich nicht kannte; so fand sich kein Berührungspunkt zwischen uns, und ich verließ ihn nach einer halben Stunde, fast mit Bedauern, daß ich

Graß' Wunsch erfüllt hatte. Kurz darauf wurde Schiller schwer krank und blieb es lange; so konnte ich meinen Besuch nicht wiederholen, wozu er mich mit Höflichkeit eingeladen. Ich sprach ihn nur zufällig wieder. Im Begriff, im Frühlinge Jena zu verlassen, machte ich noch einen Spaziergang und fand Schiller vor seiner Gartentüre. Da er meinen Gruß wie den eines Bekannten erwiderte, trat ich zu ihm, machte ihm meinen Glückwunsch zu seiner Genesung und nahm Abschied. Er schien jetzt mehr von mir zu wissen, und wir gingen ein halbes Stündchen in lebhafterem Gespräch im Gärtchen umher. Seitdem sah ich ihn nur 1805 [1804!] in Berlin wieder, ich weiß nicht wo? aber damals war er schon wegen meiner Kritiken feindselig gegen mich gesinnt; wir sprachen uns nicht.

184. 1796. September 30. Goethe an C. G. Voigt.

Ich werde wohl noch einige Zeit hier bleiben, denn ich habe nicht Mut, den guten Schiller in seiner gegenwärtigen Lage zu verlassen; sein Vater ist vor kurzem gestorben, und sein jüngster Knabe scheint auch in kurzem wieder abscheiden zu wollen, er trägt das alles mit gesetztem Gemüte, aber seine körperlichen Leiden regen sich nur um desto stärker und ich fürchte sehr, daß diese Epoche ihn äußerst schwächen wird, um so mehr, da er wie immer nicht aus dem Hause zu bringen ist, dadurch außer aller Konnexion kommt und ihn wenig Menschen wieder besuchen.

185. 1796. Oktober 1. Goethe an C. G. Voigt.

Mit Schillern und seinem Kinde hat sich's merklich gebessert, und es stört auch nichts von dieser Seite die Zufriedenheit dieser kleinen Exkursion.

186. 1796. Goethe an J. H. Meyer.

Schillers Umgang und Briefwechsel bleibt mir in diesen Rücksichten noch immer höchst schätzbar. So ist wieder des zerbröckelten Urteils nach Vollendung meines Romans

kein Maß noch Ziel. ~ Gar schön weiß Schiller gleichsam wie ein Präsident diese Botschaft mit Leichtigkeit zusammenzustellen und seine Meinung dazwischen hineinzusetzen, wobei es dann zu mancher angenehmen Unterhaltung Gelegenheit gibt. Übrigens macht er selbst einen Versuch, aus dem philosophischen und kritischen wieder ins Feld der Produktion zu gelangen; er arbeitet an einem Wallenstein, einer Tragödie, deren Entstehen und die Art, wie er sich dabei benimmt, äußerst merkwürdig ist.

187. 1796. November. W. v. Humboldt an F. A. Wolf.

Schiller ist recht wohl, und ich verbringe täglich mit ihm einige interessante Stunden. Über die Xenien haben wir ziemlich viel miteinander gesprochen. Auf die Sonderung will er sich theils nicht einlassen, theils hat er mich ausdrücklich gebeten, des Späßes halber, auch das, was ich durch ihn erfahren, unter uns zu lassen. Soviel aber, lieber Freund, kann ich Ihnen sagen, daß wir uns mächtiglich geirrt haben, und sogar in dem geirrt, wo wir schlechterdings nicht fehlen zu können glaubten.

188. 1796. November. W. v. Burgsdorff an Rahel Levin.

Humboldts sind alle Abend regelmäßig zu Schiller, von 8 bis nach 10 Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit, und seitdem immer. Es ist mir unendlich viel wert, Schiller so zu sehen. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesaktivität, das Denken und Dichten ist sein ganzes Bedürfnis, alles andere achtet und liebt er nur, insofern es sich an dies, sein eigentliches Leben knüpft. Humboldt ist ihm daher sehr viel wert. Diese Stunde sieht er als seine Erholungsstunde an und spricht von allem — doch sehr bald auf seine Art. — Ich werde Ihnen noch künftig mehr über ihn sagen. Ich spreche wenig, aber doch nicht gar wenig, wird es mir zu abstrakt, so spiele ich mit dem Wauspiel, kurz alles hat glücklicherweise eine recht häusliche Tournee genommen. ~

189. 1796. Goethe.

[Ifflands] Vorstellungen bedeutender Stücke [wurden] Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünschenswerte näher zu kennen. Schiller, der an dem Vorhandenen immer festhielt, redigierte zu diesem Zweck den *Egmont*, der zum Schluß der Ifflandischen Gastrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf deutschen Bühnen vorgestellt wird. ~ Schiller, der schon in seinem *Carlos* sich einer gewissen Mäßigkeit beß, und durch Redaktion dieses Stückes fürs Theater zu einer beschränkteren Form gewöhnte, hatte nun den Gegenstand von *Wallenstein* aufgefaßt und den grenzenlosen Stoff in der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges dergestalt behandelt, daß er sich als Herrn dieser Massen gar wohl empfinden mochte. Aber eben durch diese Fülle ward eine strengere Behandlung peinlich, wovon ich Zeuge sein konnte, weil er sich über alles, was er dichterisch vorhatte, mit anderen gern besprach und was zu tun sein mochte hin und wieder überlegte.

Bei dem unablässigen Tun und Treiben, was zwischen uns stattfand, bei der entschiedenen Lust, das Theater kräftig zu beleben, ward ich angeregt, den *Faust* wieder hervorzunehmen.

Die Horen gingen indessen fort, mein Anteil blieb derselbige; doch hatte Schillers grenzenlose Tätigkeit den Gedanken eines *Musen Almanachs* gefaßt, einer poetischen Sammlung, die jener meist prosaischen vorteilhaft zur Seite stehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen seiner Landsleute günstig. Die guten strebsamen Köpfe neigten sich zu ihm. Er schickte sich übrigens trefflich zu einem solchen Redakteur; den inneren Wert eines Gedichtes übersah er gleich, und wenn der Verfasser sich zu weitläufig ausgetan hatte, oder nicht endigen konnte, wußte er das Überflüssige schnell auszusondern. Ich sah ihn wohl ein Gedicht auf ein Drittel Strophen reduzieren, wodurch es wirklich brauchbar ward, ja bedeutend.

Ich selbst ward seiner Aufmunterung viel schuldig, wovon die Horen und Almanache vollgültiges Zeugniß abgeben. ~ Die Xenien, die aus unschuldigen, ja gleichgültigen Anfängen sich nach und nach zum Herbst und Schärffsten hinauf steigerten, unterhielten uns viele Monate und machten, als der Almanach erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der deutschen Literatur.

190. Goethe an Ch. L. F. Schulk.

Man könnte sagen, ich sei sehr naiv, dergleichen [Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe] drucken zu lassen; aber ich hielt gerade den jetzigen Zeitpunkt für den eigentlichen, jene Epoche wieder vorzuführen, da, wo Sie, mein verehrter Freund, und so manche andere treffliche Menschen jung waren und strebten und sich zu bilden suchten, da, wo wir älteren aufstrebten, uns auch zu bilden suchten, und uns mitunter ungeschickt genug benahmen; solchen damals Gleichzeitigen kommt es eigentlich zugute, d. h. zu Heiterkeit und Behagen. Denn was kann heiterer sein, daß es beinahe komisch wird, die Briefe mit der pompösen Ankündigung der Horen anfangen zu sehen und gleich darauf Redaktion und Teilnehmer ängstlich um Manuscript verlegen. Das ist wirklich lustig anzuschauen, und doch, wäre damals der Trieb und Drang nicht gewesen, den Augenblick auf's Papier zu bringen, so sähe in der deutschen Literatur alles anders aus. Schillers Geist mußte sich manifestieren; ich endigte eben die Lehrjahre, und mein ganzer Sinn ging wieder nach Italien zurück. Behüte Gott! daß jemand sich den Zustand der damaligen deutschen Literatur, deren Verdienste ich nicht verkennen will, sich wieder vergegenwärtige; tut es aber ein gewandter Geist, so wird er mir nicht verdenken, daß ich hier kein Heil suchte; ich hatte in meinen letzten Bänden bei Göschen das Möglichste getan, z. B. in meinen Tasso des Herzensblutes vielleicht mehr als billig ist transfundiert, und doch

meldete mir dieser wackere Verleger, dessen Wort ich in Ehren halten muß: daß diese Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe.

Mit Wilhelm Meister ging es mir noch schlimmer. Die Puppen waren den Gebildeten zu gering, die Komödianten den Gentleman zu schlechte Gesellschaft, die Mädchen zu lose; hauptsächlich aber hieß es, es sei kein Werther. Und ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel gibt davon merkwürdiges Zeugnis. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, und meine Absicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schillern, die Teilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über den Alpen näher gewahr wurde. Hätt' es ihm nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im allgemeinen wie im besonderen wäre gar manches anders geblieben.

191. 1796. B. N. Abeten.

[Frau Griesbach] erzählte mir oft von dem traurigen Zustande der Schiller, und wie der Gatte sich so teilnehmend, so sorgsam bewiesen; ohne Schuh an den Füßen habe er sich ihrem Lager genahet. Einst, so erzählte sie mir ein andermal, bekam der kleine Ernst Krämpfe; er mußte an die freie Luft, es war Nacht, Schiller nahm das Kind auf seine Arme, tat das Fenster auf und hob das Kind ins Freie hinaus. Es war Mondschein. Die Griesbach war erstaunt, als sie auf das Kind blickte; es war der Vater en miniature.

192. 1796. W. v. Humboldt an F. A. Wolf.

Schiller ist gar nicht recht damit zufrieden [mit Humboldts Übersetzung des Agamemnon von Aeschylus]. Er spricht der Übersetzung Energie und poetische Sinnlichkeit nicht ab, aber er findet sie zu schwer, hart und undeutlich. Er will gewöhnliche Strukturen, mehr Ausführlichkeit, allenfalls sogar einen weniger obligaten Versbau.

Sie scheinen mir meine Arbeit ebensosehr zu verwerfen, aber gerade aus den umgekehrten Gründen, ob es gleich möglich wäre, daß Sie Ihre Klage wegen des Mangels an äschyleischem Geist noch mit der Schillerschen über Mangel an Deutlichkeit kumulierten.

Schiller fehlt es [zur Beurteilung des Versbaues] an Kenntniß, er rechnet mir vieles darin noch als Schuld an.

193. H. Voß d. J.

Die Griesbach hat mir oft erzählt, wie Schiller, als er noch in Jena im Griesbachschen Hause wohnte, mit seinem Knaben gespielt habe. Eins seiner Lieblingsspiele mit ihm sei Löwe und Hund gewesen, und bald habe Schiller, bald sein Karl den Löwen agiert, und alle beide seien dann auf vier Füßen im Zimmer herumgekrochen. So habe auch ich ihn mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem seiner Kinder spielte; und dann kam er mir größer vor als jener König, der so von einem spanischen Ambassadeur überrascht wurde. Am heitersten war Schiller bei Tische, wenn er sein Häufchen beisammen hatte. Dann saß er beständig zwischen zweien seiner Kinder und liebte und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Die Kinder hatten ihn auch unbeschreiblich lieb. Wenn eines zu ihm ins Zimmer kam, so kletterte es an ihn hinan, um ihn zu küssen, und manchmal kostete es Mühe, zum Zweck zu kommen, denn Schiller war sehr lang, und tat im geringsten nichts, um es den Kindern zu erleichtern, bis zu seinem Munde sich emporzuarbeiten.

1797—1799.

194. 1797. Karoline v. Wolzogen.

Im Frühling 1797 zog Schiller in seinen vor den Toren Jena's, in der anmutigsten Gegend gelegenen Garten. Ein Eigentum zu besitzen, erfreute ihn sehr; denn Landbesitz dünkte ihm von jeher dem Leben eine Festigkeit und Sicherheit zu geben. Felder, die bis an die äußerste Spitze des nahen Berges sich hinzogen, noch zu gewinnen, war eine Lieblingsidee. Das Haus hatte im oberen Stock eine weite, herrliche Aussicht; dort las er mir zuerst den Wallenstein vor. Am Ende des Gartens baute er sich ein kleines Haus, wo er ganz ungestört arbeiten wollte. Ich liebe sehr, sagte er, daß die Hauswirtschaft ordentlich geht, aber ich mag das Knarren der Räder nicht hören. In dem kleinen Hause arbeitete er während der Sommermonate oft bis tief in die Nacht hinein. In diesem Garten empfing er den Besuch des Kronprinzen von Bayern. Der hohe edle Geist des königlichen Jünglings erfreute ihn innig; er ahnete was er für Deutschland, für Wissenschaft und Kunst werden würde, und ein Band des Antheils und der Liebe knüpfte den Fürsten an den Dichter, das, über dem Grabe des letztern, der Harfe des jetzigen Königs rührende Töne eines geistigen, treuen Andenkens entlockte.

195. 1797. Karl v. Schiller.

1797 kaufte mein seliger Vater einen Garten bei Jena, in welchem wir im Sommer wohnten. Aus jener Zeit — doch kann ich mich des Jahres nicht mehr erinnern, doch muß mein Vater gerade mit Wallensteins Lager beschäftigt gewesen sein — ist mir noch recht gut rememberlich, daß ein Franziskaner- oder Kapuzinermönch bei meinem Vater war und mit diesem längere Zeit im Garten in lebhaftem Gespräche auf und ab ging. Mir Knaben war das langweilig, und ich machte mir das Vergnügen, auf einem

Stecken im ganzen Garten herumzugaloppieren, wobei ich natürlich wenig Rücksicht auf die Rabatte und Blumen nahm und dabei manches verdarb. Als endlich der Mönch wegging, sah mein Vater, was ich während der Zeit angerichtet hatte, und das zog mir eine kleine Züchtigung nebst Verweis zu.

196. 1797. Mai. Karoline v. Humboldt an Wilh. v. Humboldt.

Schiller [grüßt Dich herzlich], der Dich bittet, ihm alle Deine übersehten Pindarischen Oden zu schicken, und ihm, wenn's irgendeine gäbe, eine deutsche oder französische oder lateinische Übersetzung des ganzen Pindars zu empfehlen. Er will sich einige Wochen ausschließlich mit dem Pindar beschäftigen, sich recht eigentlich mit ihm vertraut machen, um dann eine Pindarische Ode für den Almanach zu verfertigen, zu der er das Sujet schon mit sich herumträgt. Er wollte nichts Bestimmtes darüber sagen, als daß die Hauptidee der Ode sein sollte, daß das Glück über das Verdienst gehe. Freilich eine äußerst antike und auch eine höchst pindarische Idee. Übrigens ist Schiller recht munter, und sein Gartenleben bekommt ihm gut.

197. 1797. Juni. Goethe an J. H. Meyer.

Schiller lebt in seinem neuen Garten recht heiter und tätig, er hat zu seinem Wallenstein sehr große Vorarbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz bekannte Mythen, und noch dazu teilweise, in ihren Dramen vortrugen, so hat ein neuerer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachteil, daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein auf's Faktum, sondern auf die ganze Breite der Existenz, und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deswegen einen sehr guten Gedanken gehabt, daß er ein kleines Stück, die Wallensteiner, als Prolog vorausschickte, wo die Masse der Armee, gleichsam wie das Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstückes doch alles darauf ankommt, daß die Masse nicht mehr bei ihm bleibt,

sobald er die Formel des Dienstes verändert. Es ist in einer viel pesanteren, und also für die Kunst bedeutenderen Manier, die Geschichte von Dumouriez.

198. 1797. Juli. Goethe an J. H. Meyer.

Hofrat Hirt ist hier, der in Berlin eine Existenz ganz nach seinen Wünschen hat, und sich auch bei uns ganz behaglich befindet, bis auf den Punkt, wenn wir seine Verstandesdeduktionen nicht als das Ultimatum, bei Hervorbringung und Beurteilung der Kunstwerke wollten gelten lassen. Schiller ist seit einigen Tagen auch hier und steht, bei seinem höchst beweglichen und zarten Idealismus, freilich am weitesten von diesem Dogmatiker ab. Es ist gut, daß dieses Zusammenbleiben nicht lange dauert, denn sonst würde die Kluft, die uns trennt, immer sichtbarer werden. Indessen hat seine Gegenwart uns sehr angenehm unterhalten, indem er bei der großen Masse von Erfahrungen, die ihm zu Gebote steht, beinah alles in Anregung bringt, was in der Kunst interessant ist und dadurch einen Zirkel von Freunden derselben, selbst durch Beschränktheit und Widerspruch, belebt. Er kommunizierte uns einen kleinen Aufsatz über Laokoon, den Sie vielleicht schon früher kennen, und der das Verdienst hat, daß er den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff zuschreibt, welches durch den Mißverstand des Begriffes von Schönheit und göttlicher Ruhe allen zu sehr verdrängt worden war. Schillern hatte von dieser Seite gedachter Aufsatz besonders gefallen, indem er selbst jetzt über Tragödie denkt und arbeitet, wo eben diese Punkte zur Sprache kommen. Um mich nun eben hierüber am freiesten und vollständigsten zu erklären ~ schrieb ich die Blätter, die ich Ihnen nun zur Prüfung überschicke. [Schiller ist mit der Methode und dem Sinn dieses Aufsatzes über Laokoon zufrieden.]

199. 1797. August. Nach J. D. Gries.

[Gries hatte an Schiller mit der Bitte um Beurteilung sein Gedicht ‚Phaethon‘ gesandt, und dieser hatte es für den Musenalmanach bestimmt. Sein Wunsch, Schiller persönlich kennen zu lernen, sollte ihm später] gewährt werden, da er Schillers Gattin in einem Konzert zu sprechen das Glück hatte, welche ihn in ihr Haus einlud, hinzufügend, daß Schiller ihn zu sehen wünsche. Schillers Empfang war äußerst zuvorkommend und freundlich, er sprach viel und ausnehmend schön, seine ganze Persönlichkeit machte auf Gries den angenehmsten Eindruck. Als Gries ihm für die Aufnahme des Phaethon dankte, gab er den Dank zurück, lobte darauf das Gedicht im allgemeinen, setzte aber sogleich hinzu, daß Gries einen undankbaren Stoff gewählt habe. Stoffe dieser Art, wie der Phaethon, Schlegels Prometheus und Pygmalion, sowie viele seiner eigenen früheren Gedichte, hätten zwar etwas Anziehendes, weil sie zugleich als Gedicht und als Philosophien betrachtet werden könnten; dadurch aber eben genügten sie keinem von beiden recht. Er selbst würde ein solches Thema nicht wieder bearbeiten und widerriete es Gries ebenfalls. Nach einigen freundlichen, den jungen Mann näher betreffenden Fragen sprach er die Vermutung aus, daß er sich schon lange mit der Dichtkunst beschäftigt habe, und war nicht wenig verwundert, als Gries ihm das Gegentheil versicherte, hinzufügend, wie die Musik ihn bisher so sehr gefesselt habe, und er Poesie und Musik nicht zu trennen vermöge. Daß Gries ein fertiger Klavierspieler sei, war Schiller nicht unbekannt, und nun ließ er sich weitläufiger über Musik aus, von welcher er behauptete, daß einer ihrer Hauptzwecke ein gewisses Empfänglichmachen des Gemüthes für ästhetische Eindrücke sei, welches er mit der Wirkung verglich, die ein Gemälde in einer solchen Entfernung hervorbrächte, in welcher nicht mehr die Formen, sondern nur die Farben erkenntlich seien. Nachdem im Gespräch noch manches minder Erhebliche

berührt worden war, empfahl sich Gries und ward beim Fortgehen eingeladen, seinen Besuch öfters zu wiederholen.

200. Joh. D. Gries an Charlotte v. Schiller.

So oft ich mich meiner frohen Jugend erinnere, fallen mir die glücklichen Tage wieder ein, wo ich Schillers Umgang, Aufmunterung und Belehrung genoß. Wenn ich in meinen Bestrebungen nicht ganz unglücklich gewesen bin, so habe ich es wahrlich ihm allein zu verdanken. Sie wissen es ja, mit welcher himmlischen Güte er ein strebendes Gemüt an sich zu ziehen, aufzumuntern, anzuregen wußte.

201. 1797. Herbst. K. W. F. v. Fund an Ch. G. Körner.

Mein Aufenthalt in Jena war nicht so angenehm, als das letztemal. Sie waren nicht da, Goethe nicht da, Schiller fränklich, und ich taugte auch nichts. Schiller ist seitdem beinahe ernsthaft krank geworden. Wallenstein und der Almanach greifen ihn zu sehr an; und er bedarf eines aufheiternden täglichen Umgangs, der ihm jetzt fehlt. Um seinetwillen wünsche ich sehr, daß Goethe bald zurückkomme. Er nahm mich mit freundschaftlicher Wärme, aber auch mit noch etwas mehr, mit dem Wesen auf, das man hat, wenn einem alle Mittheilung fehlt.

Wallenstein hat mir großen Genuß gewährt. Den Prolog und zwei Akte hat mir Schiller schon fertig vorgelesen, den Rest nur skizziert. Trefflich hat er sich in den Ton der Armeen hineingedacht, und wenn Wallenstein selbst auftritt, dann sieht man, was ein einzelner Mann vermag, der die Menschen kennt, und sie zu benutzen weiß; die astrologischen Grillen des sonst so kalten, vorurtheilslosen Mannes machen einen schönen Effekt, weil sich gewissermaßen das Fatum, das ihn niederwirft, daran hängt, und daß der Sterndeuter selbst nicht auftritt, hat mich gefreut, weil der Mensch unmöglich edel hätte erscheinen können. Eine Schwierigkeit wird bei dem Ende des vierten Aktes zu überwinden sein, der mit dem Fehl-

schlagen der Verschwörung in Vilsen schließt. Freilich bringt der Tod des Helden und des jungen Piccolomini wieder ein großes Interesse in den fünften, aber Schiller selbst hatte allerlei Ideen darüber, unter anderen auch die, das Stück von vier Akten in Prosa, und den fünften in Jamben zu schreiben, so wie der Prolog in Knüttelversen vorausgeht.

~ Schiller will den Almanach nie aufgeben, wenn auch die Horen dies Jahr zu Ende gehen sollten.

202. 1797. Goethe.

Schiller, der nunmehr ein wirkliches Theater in der Nähe und vor Augen hatte, dachte ernstlich darauf seine Stücke spielbarer zu machen, und als ihm hierin die große Breite, wie er Wallenstein schon gedacht, abermals hinderlich war, entschloß er sich den Gegenstand in mehreren Abteilungen zu behandeln, dies gab in Abwesenheit der Gesellschaft den ganzen Sommer über reichliche Belehrung und Unterhaltung. Schon war der Prolog geschrieben. Wallensteins Lager wuchs heran.

Auch ich blieb meinerseits in vollkommener Tätigkeit, ~ Schiller wetteiferte, indem er seinen Taucher gab. Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und Nacht keine Ruhe; Schillern besuchte der Schlaf erst gegen Morgen; ~ durch die Xenien hatten wir ganz Deutschland aufgeregt, jedermann schalt und lachte zugleich. Die Verletzten suchten uns auch etwas Unangenehmes zu erweisen, alle unsere Gegenwirkung bestand in unermüdet fortgesetzter Tätigkeit.

203. Goethe im Gespräch mit J. P. Eckermann.

Goethe erzählte ~, wie er im Jahre 1797 den Plan gehabt, die Sage vom Tell als episches Gedicht in Hexametern zu behandeln.

Ich besuchte, sagte er, im gedachten Jahre noch einmal die kleinen Kantone um den Vierwaldstättersee, und diese reizende, herrliche und großartige Natur machte auf mich abermals einen solchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechslung und Fülle einer so unvergleichlichen

Landschaft in einem Gedichte darzustellen. Um aber in meine Darstellung mehr Reiz, Interesse und Leben zu bringen, hielt ich es für gut, den höchst bedeutenden Grund und Boden mit ebenso bedeutenden menschlichen Figuren zu staffieren, wo denn die Sage vom Tell mir als sehr erwünscht zustatten kam.

Den Tell dachte ich mir als einen urkräftigen, in sich selbst zufriedenen, kindlich-unbewußten Heldenmenschen, der als Lastträger die Kantone durchwandert, überall gekannt und geliebt ist, überall hilfreich, übrigens ruhig sein Gewerbe treibend, für Weib und Kind sorgend, und sich nicht kümmernd wer Herr oder Knecht sei.

Den Geßler dachte ich mir dagegen zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes tut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes tut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und dessen Wohl und Wehe so völlig gleichgültige Dinge sind, als ob sie gar nicht existierten.

Das Höhere und Bessere der menschlichen Natur dagegen, die Liebe zum heimatlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländischer Geseze, das Gefühl ferner der Schmach, sich von einem fremden Wüstling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu sehen, und endlich die zum Entschluß reife Willenskraft, ein so verhaßtes Joch abzuwerfen — alles dieses Höhere und Gute hatte ich den bekannten edeln Männern Walther Fürst, Stauffacher, Winkelried [muß naturgemäß Melchthal heißen] und anderen zugeteilt, und dieses waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewußtsein handelnden höheren Kräfte, während der Tell und Geßler zwar auch gelegentlich handelnd auftraten, aber im ganzen mehr Figuren passiver Natur waren.

Von diesem schönen Gegenstande war ich ganz voll, und ich sumnte dazu schon gelegentlich meine Hexameter. Ich sah den See im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich sah ihn im Glanze der

lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen. Dann stellte ich einen Sturm dar, einen Gewittersturm, der sich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimlichen Zusammenkünften über Brücken und Stegen.

Von allen diesen erzählte ich Schillern, in dessen Seele sich meine Landschaften und meine handelnden Figuren zu einem Drama bildeten. Und da ich andere Dinge zu tun hatte und die Ausführung meines Vorsatzes sich immer weiter verschob, so trat ich meinen Gegenstand Schillern völlig ab, der denn darauf sein bewundernswürdiges Gedicht schrieb.

204. 1798. Februar? Ludwig v. Wolzogen.

Auch Schiller, der zu dieser Zeit noch in Jena lebte, besuchte ich auf einige Tage, und wurde von ihm und seiner trefflichen Frau auf das herzlichste aufgenommen. Namentlich viel sprach er mit mir über Wallenstein, der ihn damals lebhaft beschäftigte, er verlangte, ich solle ihm ein treues Bild von einer Schlacht des Dreißigjährigen Krieges liefern, damit er aus dieser Beschreibung die Grundfarben zur Schilderung des Todes von Max Piccolomini entlehnen könne; als ich ihm aber mit Kartäunen, Colubringen und Bombarden kam, da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen, und rief: Wie können Sie nur verlangen, daß ich eine Szene, welche den höchsten dramatischen Eindruck auf die Zuschauer zu machen berechtigt ist, mit so viel Knall und Dampf anfüllen soll?! Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muß sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyts Ende berichtet. — Er sann noch lange hin und her, wie er seinen Helden nach diesen Grundzügen am besten aus der Welt schaffen möchte, und jeden Tag brachte ich ein neues Projekt dazu, das er jedoch als viel zu kriegswissenschaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt: Ich

hab's! — sagte er — May darf nicht durch Feindeshand, er muß unter dem Hufschlag seiner eigenen Kasse an der Spitze seines Kürassierregimentes des Todes Opfer werden!

205. 1798. März. Goethe an Meyer.

Die neue Abschrift Ihres Aufsatzes* gehe ich durch und übergebe sie sodann an Schiller. Gestern abend haben wir schon über das erste Stück Konferenz gehalten. Ich bat ihn, seine Erinnerungen schriftlich aufzusetzen, denn ich denke, es wird besser sein, sie dereinst mit abzudrucken, als die eigene Arbeit danach abzuändern. Verschiedene Vorstellungsarten, die sich nicht widersprechen, sondern nur von verschiedenen Seiten auf einen Punkt zielen, werden unserem Werke** mehr Anmut geben, als wenn wir sie selbst vereinigen und die Sache gleichsam dadurch abschließen wollen. ~ Vom Wallenstein habe ich nun drei Akte gehört, er ist furtrefflich und in einigen Stellen erstaunend. Ihn, aus seiner jetzigen freieren Form, auf die Beschränktheit des deutschen Theaters zu reduzieren, ist eine Operation, von der ich noch keinen deutlichen Begriff habe, und die sich nur mit einer grausamen Schere wird machen lassen.

206. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Wir sprachen über Wallensteins Lager. Ich hatte nämlich häufig erwähnen hören, daß Goethe an diesem Stücke teilgehabt, und daß besonders die Kapuzinerpredigt von ihm herrühre. Ich fragte ihn deshalb heute bei Tisch, und er gab mir folgende Antwort.

Im Grunde, sagte er, ist alles Schillers eigene Arbeit. Da wir jedoch in so einem Verhältnis miteinander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mitteilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, sowie sie

* Über die Gegenstände der bildenden Kunst.

** Propyläen.

täglich heranwuchs kommunizierte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag auch ich wohl daran einigen Teil haben. Zu der Kapuzinerpredigt schickte ich ihm die Reden des Abraham a Santa Clara, woraus er denn sogleich jene Predigt mit großem Geist zusammenstellte.

Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Versen:

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gern motiviert wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuscript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein sorgfältiges Motivieren war, wie ich schon gesagt, nicht seine Sache, woher denn auch die größere Theaterwirkung seiner Stücke kommen mag.

207. 1798. Karoline v. Wolzogen.

[Im Jahre 1798 beendigte Schiller den Wallenstein], die Einrichtung desselben für die Bühne beschäftigte ihn sogleich; denn die vorzüglichsten Theaterdirektoren Deutschlands zeigten den größten Eifer für dessen Aufführung. ~ Goethens Idee, die neue Weimarische Bühne mit diesem Stück zu eröffnen, drängte die Arbeit. Im Spätjahr wurde das neuerbaute freundliche Theater durch die Vorstellung des Lagers eingeweiht. Wir waren mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe allein gegenwärtig, und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigentümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehen. Der Wallone erschien uns wie eine beinah Homerische Gestalt, die das Edle des neuen Kriegslebens plastisch darstellte.

Die Ahnung des großen Ganzen, das diesem Lebensgemälde folgen würde, gab dem Vorspiel einen geheimnisvollen Reiz. Es war ein schöner Abend, Schiller war

sehr gerührt über unsere Freude, und Goethens herzlichster Anteil äußerte sich höchst liebenswürdig. Auch der neue, schöne Raum, in dem so viel Merkwürdiges in einer Reihe von Jahren erscheinen sollte, mehrte den Zauber, der uns umfing, und spannte unsere Erwartungen auf etwas Großes.

208. 1798. Oktober 11. A. Genast.

Zur Hauptprobe [von Wallensteins Lager] kam Schiller selbst von Jena herüber und änderte dabei noch manchen Vers. Über die Inszenierung war er entzückt, und mit Recht; denn sie war vollkommen charakteristisch und entsprach ganz dem, was er beabsichtigte; namentlich auch die Gruppierungen, deren sich Hofrat Meyer besonders angenommen hatte, überraschten allgemein.

209. 1798. Oktober. J. B. Lacher.

Auch von seinem Lieblingsdichter Schiller ~ wollte er Abschied nehmen, führte sich bei ihm in dessen Gartenhaus als Paulus' Freund ein, und stellte sich ihm als einen Schwaben vor, der Deutschland revolutionieren wolle. Ein langer, schlanker, starker Mann, so schildert er Schillers Erscheinung, stand mitten im Zimmer, ein graugelber Überrock bedeckte bei offenem Hemdtragen seinen Leib. Kurz geschnittene gelbe Haare umflatterten seine hohe, breite Stirne, blau, sanft und ernst sind seine Augen, eine etwas gebogene Nase, die sich mit einer Falte in der Stirne verliert, sein Angesicht ist blaß, ein äußerst reizender, redlicher Mund, und das ganze Wesen strömte eine ernste Liebenswürdigkeit aus, dem man mit Zutrauen und Vergnügen nahte. Schiller, der etwas sanft auf die unschuldig rohe Weise lächelte, mit der ihm der junge Schwärmer seinen Plan erzählte, riet ihm, denselben aufzuschieben, damit er doch wenigstens die französische Sprache und einige militärische Vorkenntnisse erlernen könnte. Auf Lachers Einwendung, daß er dazu keine Mittel habe, erwiderte er, dazu würde er schon Wege finden. Als er

aber sah, daß der jugendliche Phantast durch nichts von seinem Vorhaben abzubringen war, lud er ihn auf den anderen Abend, den letzten, den derselbe in Jena zubrachte, zu sich zum Nachessen, wo er ihn seiner allerliebsten würdigsten Frau und dem vortrefflichen Niethammer vorstellte, den er als Landsmann ebenfalls eingeladen, um ein Schwabenfest zu feiern. Während des Essens erzählte Lacher, den der Wein gesprächig machte, seine Lebensgeschichte, daß Frau Schiller und Niethammer herzlich lachten. Als er seinen früheren Plan auseinandersetzte: sich das Vertrauen eines deutschen Fürsten zu erwerben, der entweder in seine Absichten eingegangen wäre, oder den er zu solchen falschen Maßregeln verleitet hätte, daß das Volk zur Selbststrache geschritten und über alle übrigen kleineren Fürsten hergefallen wäre, um Deutschland zu der Einheit zu bringen, die ihm notwendig ist, seine politische Unabhängigkeit von außen zu behaupten und Ruhm und Glück im Innern zu genießen — da fragte sich Schiller öfters hinter den Ohren, indem er ausrief: O weh! lassen Sie mir ja doch mein armes Gartenhäuschen stehen! Lacher vergaß in seiner Phantasterei Nachessen und alles, wie sehr auch Herr und Frau Schiller daran mahnten. Zwischen hinein schaltete Schiller Sprüche ein, wie: Haben Sie Ehrgeiz, so sind Sie verloren. Ihr Charakter muß wie ein Amboß werden, auf dem alles hämmern kann, ohne daß er nachgibt. Es war spät in der Nacht, als sich Lacher von seinem Abgott trennen mußte; auch war der kleine Karl auf dem Schoße seines Vaters schon eingeschlafen. Schiller begleitete seinen Gast bis auf die Treppe und sagte ihm zum Lebewohl die Worte, von denen Lacher behauptete, daß sie ihm in jedem Augenblick seines Lebens im Innersten nachhallten: Kommen Sie einst in Ihr Vaterland zurück mit dem französischen Kittel und mit dem deutschen Herzen.

210. 1798. Oktober. Charl. v. Schiller an Fr. Frhr. v. Stein.

Schiller, der Sie herzlich liebt und ebenso grüßt, möchte Ihren freundschaftlichen Rat erbitten. Wolzogen hat ihm vom Breslauer Theater erzählt, von den Bemühungen, die man sich gibt, das Publikum gut zu unterhalten, und daß man gern neue Stücke hat, usw. — Da Schiller jetzt bald den Wallenstein für das Theater fertig hat, so möchte er wissen, an wen er sich in Breslau zu wenden hat, wegen der Negotien. Wolzogen hat sich dazu erboten, und ob er gewiß allen guten Willen hat, so wissen wir doch nicht, wie weit sein Ansehen geht, und ob er einer solchen Sache sich unterziehen kann. Ehe ich es vergesse, möchte ich Ihnen auch empfehlen, sich noch nichts gegen ihn merken zu lassen, daß ich Ihnen darüber schrieb. Schiller, der Ihrer Freundschaft diese Offenherzigkeit zutraut, fragt Sie, ob Sie selbst vielleicht diese Gefälligkeit erzeigen wollen, aber antworten Sie ja gerade so, wie es Ihnen zumute ist. Wollen Sie sich selbst nicht damit abgeben, oder können es nicht, so sagen Sie es, und erzeigen Sie die Gefälligkeit, sich unter der Hand zu erkundigen, an wen man sich offen wendet in diesem Geschäft. So vorteilhaft wie möglich bringt er natürlich gern seine Stücke an; Iffland hat ihm 60 Louisd'or für die drei Stücke zugesagt. Da er die Verhältnisse und Lage des Breslauer Theaters nicht kennt, und die Kräfte, die man hat, so meint er, daß er zwischen 60 und 40 Louisd'or oder 50 vielleicht von der Direktion erhalten kann. Das werden Sie vielleicht am besten beurteilen können, da Ihnen das Lokal, die Umstände der Gesellschaft und alles bekannt ist. In der Hälfte des nächsten Monats kann Schiller die ersten zwei Stücke, das Vorspiel, Wallensteins Lager, und die Piccolomini, den ersten Teil des Wallensteins aber in der Mitte Jänners 1799 schicken, und sodann wird das übrige folgen. Man kann also diese Stücke noch gut in diesem Winter spielen. Ich setze Ihnen diese Nachrichten hin, damit,

wenn Sie sich in das Negoce mischen wollen, Sie alles wissen.

Haben Sie uns Ihre Nachrichten und Rat gegeben, so könnten wir es hernach so einrichten, daß man sagte, Schiller hätte sich an die Direktion selbst gewendet, und wenn die Geldgeschäfte eintreten, so ließen Sie sich das Geld auszahlen, und wir ließen es uns hier in Weimar von Ihrem Geld geben, da hätte auch Ihre liebe Mutter nicht die Sorge für die Louisd'ors, die immer so schwer einzuwechseln sind, weil es Schiller nicht an den Geldsorten liegt. So wäre unser Vorschlag. Aber haben Sie ja die Güte, sich gegen Wolzogen nichts merken zu lassen, es möchte ihm beleidigend sein können, und doch kann er es nicht übel deuten, da Sie, auch wenn Sie nicht unser Freund wären, schon eine andere Art von Ansehen und Glauben bei der Welt erwecken, als ein Soldat, der in einer freieren ungebundeneren Art zu sein, die sein Leben mit sich bringt, auch eine andere Meinung bei der Welt erwecken muß, als ein Mensch wie Sie, der mit Bestimmtheit und Ruhe im Ansehen lebt bei seinen Mitbrüdern.

Aber dieses kann ich Ihnen nicht zu oft sagen, daß Schiller Sie nicht belästigen will, und sobald Ihnen dieses Geschäft im mindesten lästig sein könnte, daß Sie es ja sagen; wollen Sie nicht und finden Sie unter Ihren Freunden jemanden, der es tun kann, so sagen Sie es, oder geben nur Schiller eine Adresse an die Theaterdirektion.

211. 1798. Goethe.

Zur Achilleis hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schillern eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen könnte, ohne solches auszubilden durch Worte und Silbenmaß. ~

In welcher Ordnung und Abtheilung die Geschichte der Farbenlehre vorgetragen werden sollte, ward epochenweise

durchgedacht und die einzelnen Schriftsteller studiert, auch die Lehre selbst genau erwogen und mit Schillern durchgesprochen. Er war es, der den Zweifel löste, der mich lange Zeit aufhielt: worauf denn eigentlich das wunderliche Schwanke beruhe, daß gewisse Menschen die Farben verwechseln, wobei man auf die Vermutung kam, daß sie einige Farben sehen, andere nicht sehen, da er denn zuletzt entschied, daß ihnen die Erkenntnis des Blauen fehle. Ein junger Gildemeister, der eben in Jena studierte, war in solchem Falle, und bot sich freundlich an zu allen Hin- und Wiederversuchen, woraus sich denn zuletzt für uns jenes Resultat ergab.

Ferner, um das Mentale sichtlich darzustellen, verfertigten wir zusammen mancherlei symbolische Schemata. So zeichneten wir eine Temperamentenrose, wie man eine Windrose hat, und entwarfen eine tabellarische Darstellung, was der Dilettantismus jeder Kunst Nützliches und Schädliches bringe.

212. 1799. Januar. Charlotte v. Stein.

Schiller hat mir neulich drei Akte aus seinen Piccolomini vorgelesen. Da es ganz mit dem Verstand muß begriffen werden, wenn es so fortgeht, so fürchte ich, es wird keinen allgemeinen Effekt machen. Schiller verdirbt etwas seine Sachen, wenn er sie selbst vorliest; denn er deklamiert wie die Komödianten, die auf den Dörfern herumziehen.

213. 1899. Januar. A. Genast.

Zum Geburtstage der regierenden Herzogin wurden am 30. Januar 1799 die Piccolomini zum erstenmal gegeben. Durch häufiges Unwohlsein zu Ende des vergangenen Jahres war Schiller in der Arbeit daran gehindert worden. Am 4. Januar kam er selbst nach Weimar, wir mußten mit großer Eile studieren und die Aufführung war, diesen Umstand in Erwägung gezogen, eine ziemlich gelungene zu nennen.

214. 1799. Januar. Jean Paul an Chr. Otto.

Schiller — der ganz den Sprachton Werneins und in der Ferne sogar dessen Physiognomie hat, die nur in der Nähe wieder sich wie beide unterscheidet — nähert sich sehr der Titanide [Charlotte von Kalb] und sagte schon dreimal zu ihr: wir müssen miteinander nach Paris (hier ist alles revolutionär-kühn und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühling, um aufzuleben, seine erste Geliebte, die La Roche, ins Haus, und die Titanide stellte seiner Frau den Nutzen vor). Schiller achtet unendlich den fürchterlichen Retif de la Bretonne, wovon Du etwas gelesen, und der das höllisch- und himmlisch-geschriebene Buch *le cœur humain dévoilé* gemacht; und will, ihn zu sehen hin. — Humboldt aus Paris schrieb ihm, dieser Gott-Teufel sehe wie — ich; und Schiller, der mich ganz gelesen, findet unter uns nur den Unterschied der Erziehung; und darum sucht und liebt er mich jetzt. Ich habe alles von der Titanide. Indessen merk' ich von jenem Suchen nichts.

215. 1799. Januar 30. Heinrich Steffens.

Ich hatte [bei der ersten Aufführung der *Piccolomini*] in Schillers Loge einen Platz gefunden, und machte unter so interessanten Verhältnissen seine persönliche Bekanntschaft. ~ Nun aber saß Schiller selbst neben mir und war nicht allein zufrieden, sondern überaus glücklich. Durch eine solche Aufführung, sagte er, lernt man erst sein eigenes Stück kennen; es erscheint veredelt durch die Darstellung, es ist, so ausgesprochen, besser, als ich es schrieb. Besonders erstaunte ich über den Beifall, den er einer Schauspielerin zollte, welche die Rolle der Terzky spielte. Allerdings war eine gewisse Lebendigkeit, selbst Leidenschaftlichkeit in ihrem Spiel, und in dem heftigsten Fluß der Rede stockte sie nie; insofern war die Rolle richtig aufgefaßt, aber es herrschte etwas so Geringes, Gemeines in Gestalt, Bewegung und Aussprache, daß sie

mir in meiner innersten Seele zuwider war: und dennoch war Schiller entzückt. Wie Schiller, der Hochdeutsche, die platte Berliner Aussprache auch nur dulden konnte, war mir völlig unbegreiflich. Selbst Goethe, der ab und zu in die Loge hineintrat, schien mit der Aufführung sehr zufrieden, obgleich er sich nicht enthusiastisch äußerte, wie Schiller.

216. 1799. Februar. Charlotte v. Schiller an Fritz v. Stein.

[Nach der Aufführung der Piccolomini.] Schiller ist auch ganz ein neuer Mensch geworden, denn er ist in Weimar ausgegangen wie unsereins, und hat sich in die Gesellschaften gemischt, es freut mich sehr, daß er es wieder wagt, und sobald er Zutrauen zu seinen Kräften hat, so geht es auch. Wir waren sogar auf der Redoute. ~ Schiller grüßt Sie herzlich und wünscht Ihnen Glück zu Ihrer Beförderung und freut sich über alles Gute, was Ihnen widerfährt, mit einem treuen Herzen. Sie sind ihm immer lieb.

217. 1799. April 13. Nach J. D. Gries.

[In Weimar] angekommen, war sein erster Gang nach Goethes Hause, wo Schiller wohnte; Goethe selbst begegnete ihm auf der Treppe und wies ihn zurecht. Er traf Schiller gerade beim Ankleiden, so daß dieser ihm nur versprochenermaßen das Manuscript des Wallenstein einhändigte [mit der einzigen, heilig gehaltenen Bedingung, nichts daraus abzuschreiben]; mit diesem Schatz beladen eilte er sogleich seinem Gasthose zu und begann die interessante Lektüre. ~ Als er Schiller den Wallenstein zurückbrachte, unterhielt sich dieser lange mit ihm über das Stück und gab ihm beim Abschied manche schätzbare Beweise von Achtung und Freundschaft. [Gegen denselben äußerte Schiller auch, daß er im Gordon eine Art Chor in das Stück habe einführen wollen.]

218. 1799. Karoline v. Wolzogen.

Es wehte ein höherer Geist in der ersten Vorstellung Wallensteins, der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete. Diese fand am 30. Jänner, dem Geburtstag der Herzogin, statt. Schiller genoß lebhaft die Arbeit von sieben Jahren. Goethens freundschaftlicher Anteil und die allgemein erhöhte Stimmung der Gesellschaft, welche durch das Leben in diesen Formen erzeugt wurde, gaben ihm einen lebendigen Genuß seiner selbst. ~

Schillers freundliches Verhältnis zu den Schauspielern gründete sich damals und gestaltete sich immer schöner. Seine Wallensteiner waren ihm sehr lieb: Boß, Graff, Becker, Haide und Mme. Jagemann als Thekla. ~

Der Anteil, den er an der neuen Zeitschrift Goethes, die Propyläen, nahm, bildete seinen Sinn für bildende Kunst sehr aus. In einer der geistvollsten und anmutigsten Schriften, die wir billig in den Händen jedes Gebildeten vermuten, dem kleinen Kunstroman Goethes, Der Sammler, erscheinen Schillers Ansichten in der Gestalt des Philosophen.

219. 1799. Goethe.

Den 30. Januar Aufführung von den Piccolomini, den 20. April von Wallenstein. Indessen war Schiller immer tätig. Maria Stuart und Die feindlichen Brüder kommen zur Sprache. Wir berieten uns über den Gedanken, die deutschen Stücke, die sich erhalten ließen, teils unverändert im Druck zu sammeln, teils aber verändert und ins Enge gezogen der neueren Zeit und ihrem Geschmack näher zu bringen. Eben dasselbe sollte mit ausländischen Stücken geschehen, eigene Arbeit jedoch durch eine solche Umbildung nicht verdrängt werden. Hier ist die Absicht unverkennbar, den deutschen Theatern den Grund zu einem soliden Repertorium zu legen, und der Eifer, dies zu leisten, spricht für die Überzeugung, wie notwendig und wichtig, wie folgerichtig ein solches Unternehmen sei.

Wir waren schon gewohnt, gemeinschaftlich zu handeln,

und wie wir dabei verfahren, ist bereits im Morgenblatt ausführlich vorgetragen. In das gegenwärtige Jahr fällt die Redaktion des Macbeth und die Übersetzung von Mahomet. ~ Kleinere Stücke schematisierte ich mit Schillern gemeinschaftlich, wovon noch einiges von Schillern eigenhändig Geschriebene übrig ist. ~

Erwarben nun auf diese Weise [durch Veranstaltung von Ausstellungen] die weimarischen Kunstfreunde sich einiges Zutrauen der Außenwelt, so war auch Schiller aufgeregt, unablässig die Betrachtung über Natur, Kunst und Sitten gemeinschaftlich anzustellen. Hier fühlten wir immer mehr die Notwendigkeit von tabellarischer und symbolischer Behandlung. Wir zeichneten zusammen jene Temperamentenrose wiederholt, auch der nützliche und schädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste ward tabellarisch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhändig noch vorliegen. Überhaupt wurden solche methodische Entwürfe durch Schillers philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisierend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung. Man nahm sie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte sie, stellte sie um, und so ist denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden.

220. 1799. Mai 2. Cotta an Charlotte v. Schiller.

Wenn vollends die [politischen] Stürme persönlich werden, so sehe ich immer sein Bild vor mir, wie er einst als ein Wesen aus anderer Welt, da ich ihm meine persönliche Gefahr und Entschluß erzählte, entwickelte, wann und wo der Mensch über alle Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens sich hinaussetzen dürfe. Ich weiß nicht mehr, ob Sie sich dieser Unterredung erinnern, es war, als ich mit meiner lieben Frau und Georg nach dem Gesandtenmord und einem Vorfall mit Herrn Sztarray* zu Ihnen kam.

* Graf Sztarray, österr. Feldmarschall-Leutnant(?), operierte Ende 1799 unter Erzherzog Karl in Baden und Elsaß gegen die französischen Heere.

221. 1799. Mai. Goethe an J. H. Meyer.

[Betr. der Propyläen.] Von Schillern hoffe ich lieber gar nichts. Er ist herrlich, insofern von Erfindung und Durcharbeitung des Planes, von Aussichten nach allen Richtungen die Rede ist, und ich habe schon wieder diesmal, mit seiner Beihilfe, zwei bis drei wichtige Grundlagen gelegt; aber Beistand zu einem bestimmten Zwecke muß man von ihm nicht erwarten.

222. 1799. Goethe an W. v. Humboldt.

Diesen Winter ~ haben wir Schillers Wallensteinischen Zyklus auf die Bühne eingeführt und dabei manche Mühe und manchen Genuß gehabt. Doch hat das eigentliche Unangenehme und Unbequeme der Vorbereitung Schiller selbst mir abgenommen. Er hat sich in Absicht auf Gesundheit und Stimmung bei dieser Tätigkeit sehr wacker gehalten und durch diesen neuen und von allen Seiten schweren Versuch gar viel gewonnen. ~

Wir drei [Goethe, Meyer und Schiller] haben uns nun so zusammen und ineinander gesprochen, daß bei den verschiedensten Richtungen unserer Naturen keine Diskrepanz mehr möglich ist, sondern eine gemeinschaftliche Arbeit nur um desto mannigfaltiger werden kann. Wir haben seit einiger Zeit angefangen, Pläne und Entwürfe zusammen zu machen, welches den großen Vorteil gewährt, daß nicht etwa bei einem vollendeten Werk Erinnerungen vorkommen.

223. 1799. Karoline v. Wolzogen.

Die Glocke erschien für den Musenalmanach 1800. Lange hatte Schiller dieses Gedicht in sich getragen, und mit uns oft davon gesprochen als einer Dichtung, von der er besondere Wirkung erwartete. Schon bei seinem Aufenthalte in Rudolstadt ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren; um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen. ~

Im Sommer 1799 wohnte der König und die Königin von Preußen einer Vorstellung des Wallenstein in Weimar bei. Schiller wurde der liebenswürdigen Königin vorgestellt, und er sagte uns, daß sie sehr geist- und gefühlvoll in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen wäre.

224. 1799. J. B. Vermehren an Schiller.

Ich weiß es noch gar zu gut, wie lange vorher ich mich schon darauf freute, wenn ich einen Nachmittag zu Ihnen gehen durfte, wie selig ich war, wenn ich nun wirklich über so manchen für die Menschheit wichtigen Gegenstand mich mit Ihnen unterhielt, ich erinnere es mir ganz bestimmt, wie aufmerksam ich jedes Wort, jeden Begriff auffaßte, den Sie in dem Ganzen des Gespräches bildeten, wie lebendig ich mir jedes Bild einprägte, das Sie zur Verdeutlichung der Verstandesideen aufstellten. Es waren schöne Stunden, die ich bei Ihnen zubrachte, ihre Wirkung auf mein Gemüt war mir sehr wichtig, denn (schon mündlich gestand ich es Ihnen) Sie erhoben meinen Geist, Sie machten mich zu jeglicher Tätigkeit aufgelegter, Sie stellten mir das Ideal, dem ich nachzustreben hatte, in einem helleren Lichte dar. Lassen Sie mich Ihnen dieses Bekenntnis noch einmal wiederholen, lassen Sie mich es Ihnen gestehen, daß ich die schöne Zeit, welche ich nach Ihrer gütigen Erlaubnis in Ihrer Gesellschaft zubringen durfte, zu der glücklichsten, gehaltvollsten zähle, welche mir bis jetzt vorüberging.

225. 1799. Nach L. Tieck.

In äußere Beziehung zu Schiller war Tieck bereits durch den Musenalmanach von 1799 getreten, für welchen er durch Schlegels Vermittelung einige Gedichte geliefert hatte. Bei dem ersten Aufenthalte in Jena, im Juli, hatte er ihn in seinem Gartenhause besucht. Schiller kannte Tiecks nahe Verbindung mit den Schlegels, und mochte ihn vielleicht deshalb nicht ohne Zurückhaltung empfangen. Er war hager und groß, der Oberleib langgestreckt, die

Gesichtsfarbe bleich; die graublauen Augen hatten für gewöhnlich einen kalten Ausdruck, der jedoch schwand, wenn er in der Unterhaltung warm wurde. Er sprach nicht ohne Pathos. Von Shafespeare und der spanischen Literatur war die Rede. Meinen Sie denn auch, daß Lope de Vega eine so große Ähnlichkeit mit Shafespeare hat? war eine Frage, auf welche Schiller besondere Antwort zu haben wünschte, die aber Tieck nicht so kurz weg zu erteilen wußte. Auch bei wiederholten Besuchen blieben ihre Gespräche auf der Oberfläche. Es schien etwas Fremdes zwischen ihnen zu stehen. Tieck fühlte sich erkältet gegen Schiller, ihre Wege gingen zu sehr auseinander.

Nachlese zum dritten Buche.

226. G. Schwab nach Karoline v. Wolzogen*.

Mit dem tieferen Studium Kants schien er sich immer fester in die Skepsis und den Ekel an allem Positiven verrannt und auch den Glauben des genügsamsten Rationalismus aufgegeben zu haben. Im frühesten Jugendunterrichte mit harten Dogmen, wie es scheint gequält, und deshalb bald vom Zweifel überfallen, hatte Schiller, höchst wahrscheinlich durch eine unzeitige Jugendbekanntschaft mit den Wolffenbüttler Fragmentisten, ein unverilgbares Mißtrauen gegen die Urkunden des Christentums zu seinen historischen Studien mitgebracht und in ihnen verstärkt. Je weniger er durch seine literarische Tätigkeit hier an den Quell geführt wurde, aus der (!) ihm das himmlische Lebensbild unseres Religionsstifters hätte entgegenstrahlen können, desto hartnäckiger beharrte er bei seinem Unglauben, und sprach, während er die Erscheinung des Christentums für das wichtigste Faktum der Weltgeschichte erklärte, auf jene Jugendeindrücke ohne tiefere

* Inwieweit auf Frau v. W.s Mitteilung zurückgehend, nicht ersichtlich.

Prüfung gesteuert, doch zugleich von den untreuen Händen, durch welche sie überliefert worden. Ja, noch in späteren Jahren gestand er, daß er in allem, was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß ihm Zweifel an einem einzelnen Factum noch sehr rationabel vorkommen. Ihm sei die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem anderen, was mit einem eigenen Bewußtsein geschrieben sei, fürchte er einen Zweck und späteren Ursprung.

227. Karoline v. Wolzogen.

Es ist eine Frage, die er im späteren Leben oft an sich selbst tat, ob er im freieren bürgerlichen Verhältniß sich nicht der Medizin mit Eifer und Glück für immer würde gewidmet haben? In verschiedenen Lebensepochen entstand diese Idee wieder in ihm, und immer behielt er große Vorliebe für diese Wissenschaft. Ein geschärfter Blick in die menschliche Natur, ein feines Auffassen aller individuellen Zustände, blieb ihm immer als Gewinn dieses früheren Studiums. Er fürchtete oft, die Liebe zur Wissenschaft hätte ihn als praktischen Arzt zu allzukühnen Fragen an die Natur verleiten können. Aber sein Herz und seine Sympathie mit jedem menschlichen Leiden hätten ihn sicher vor jedem Übermaße geschützt.

228. Goethe im Gespräch mit J. P. Eckermann.

Es ist betrübend, sagte Goethe, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch [wie Schiller] sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. ~ Es war nicht Schillers Sache, fuhr Goethe fort, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er tat, reflektieren; woher es auch kam, daß er über seine poetischen Vorsätze nicht unterlassen konnte, sehr viel hin und her zu reden, so daß er alle seine späteren Stücke Szene für Szene mit mir durchgesprochen hat.

Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das,

was ich von poetischen Plänen vor hatte, mit irgend jemand zu reden, selbst nicht mit Schiller. Ich trug alles still mit mir herum und niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war. Als ich Schillern meinen Hermann und Dorothea [richtig wohl Natürliche Tochter] fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Silbe gesagt, daß ich dergleichen vor hatte.

229. Goethe im Gespräch mit J. P. Eckermann.

Man braucht nur den Egmont zu lesen, versetzte ich [Eckermann], um zu erfahren, wie Sie denken. Ich kenne kein deutsches Stück, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet würde als in diesem.

Man beliebt einmal, erwiderte Goethe, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es anderen vor mir nicht besser gegangen.

230. J. S. Grüner.

Ich kam vormittags zu Goethe, der mir den in seinem Tagebuch erwähnten altertümlichen Becher zeigte, und mich ersuchte, ihm Schillers Dreißigjährigen Krieg zum Lesen zu leihen. Firnsteins Leben und Gedichte interessieren Goethe sehr. Die jammervolle Gestalt Firnsteins scheint auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben; er lobte ihn und sagte: Diesem Mann muß man trachten, auf die Beine zu helfen. — Ich brachte dann Schillers Dreißigjährigen Krieg und empfahl mich wieder.

Als ich abends zu Goethe kam, bemerkte ich, daß ihm Zähren über die Wangen herabrollten. Ich fragte erstaunt: Erzählen, was ist Ihnen geschehen?

Nichts, Freundchen, erwiderte er, ich bedaure nur, daß

ich mit einem solchen Manne, der so etwas schreiben konnte, einige Zeit im Mißverständnisse leben konnte. Schiller wohnte drei Häuser von mir, und wir besuchten uns nicht, weil ich, von Italien zurückkommend, vorwärtsgeedrungen war, und die durch Schiller veranlaßten Räubergeschichten nicht vertragen konnte. Vom Jahre 1797 bis 1805 besuchten wir uns wöchentlich zwei bis dreimal, schrieben uns auch gegenseitig. Schiller hatte die Gabe, daß er über seine Sachen, die er in Arbeit hatte, über Plan, Einteilung sprechen konnte, was aber mir nicht eigen war. Da er manches nicht gehörig motivierte, so gab es Dispute. Als er mir sein vortreffliches Werk, Wilhelm Tell, brachte, machte ich ihn aufmerksam, wie es komme, daß der Landvogt Geßler auf den Einfall gerät, Tell solle den Apfel von des Knaben Kopf schießen, und bemerkte, daß das nicht gehörig motiviert sei. Schiller war hierüber etwas unwillig; allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Szene mit dem Knaben des Tell, der behauptete, sein Vater könne mit dem Pfeile jeden Apfel vom Baume schießen. Sehen Sie, Freund, jetzt ist eine Veranlassung dazu, so macht es sich herrlich.

Schiller, fuhr Goethe fort, war in Stuttgart* geboren, in der Militärakademie erzogen, schrieb dort die Räuber, entsprang, wurde in Mannheim gut aufgenommen, von Württemberg requiriert, suchte Asyl im Thüringer Walde auf einem Landgute, wie Luther auf der Wartburg, heiratete, kam nach Dresden, Jena, dann nach Weimar.

Er hatte eine Leiden im Unterleibe, und ich glaubte, daß er kaum noch ein Jahr leben würde. In jenem leidenden Zustande hatte er eine Apprehension gegen die Menschen. Als ich ihn während desselben besuchte, wurde angeklopft. Schiller sprang hastig auf, öffnete die Thür, und als ein junger, nicht unansehnlicher Chirurg aus Berlin fragte, ob er die große Ehre und das Vergnügen

* Genauer in Marbach bei Stuttgart.

hätte, den berühmten Schiller zu sprechen, sagte dieser hastig: Ich bin Schiller, heute können Sie ihn nicht sprechen, — schob den Fremden zur Türe hinaus und machte sie zu. —

231. Goethe.

Indem ich mich nun auf diese Weise dem Ende meines aufrichtigen Bekenntnisses nähere; so werde ich durch einen Vorwurf angehalten, den ich mir mache, daß ich unter jenen vortrefflichen Männern, die mich geistig gefördert, meinen unerseßlichen Schiller nicht genannt habe. Dort aber empfand ich eine Art von Scheu, dem besonderen Denkmale, welches ich unserer Freundschaft schuldig bin, durch ein voreiliges Gedenken, Abbruch zu tun. Nun will ich aber doch, in Betrachtung menschlicher Zufälligkeiten, außs kürzeste bekennen, wie er an meinem Bestreben lebhaften Anteil genommen, sich mit den Phänomenen bekannt zu machen gesucht, ja sogar mit einigen Verrichtungen umgeben, um sich an denselben vorzüglich zu belehren. Durch die große Natürllichkeit seines Genies ergriff er nicht nur schnell die Hauptpunkte, worauf es ankam; sondern wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Wege zögerte, nötigte er mich durch seine reflektierende Kraft vorwärts zu eilen, und riß mich gleichsam an das Ziel, wohin ich strebte. Und so wünsche ich nur, daß mir das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, bald auszusprechen vergönnt sein möge.

232. L. v. Woltmann.

Ich habe [Goethe] einigemal mit Schiller zusammen gesehen, und ich würde sagen, durch den Gegensatz dieser Natur hätte ich ihn erst ganz gefaßt, wenn ich nicht schon den Anfang eines Spottes um Ihren Mund sähe. ~ Schiller ist eigentlich ein Denker, Goethe ein Dichter. In jenem war, über wie tiefe Sachen sich das Gespräch verbreitete, immer alles fertig, und ich habe nie bemerkt,

daß er mit seinen Gedanken in irgendeine Verlegenheit kam; und in meinem Liebling [Goethe] wurde alles, man schuf mit, wenn jener nur gab.

Man hat mir gleichwohl viel von der Freundschaft der beiden Männer gesagt?

Die war sehr schön und hatte einen großen Charakter. Keiner ordnete sich dem anderen unter, und wenn Schiller wohl fühlte, daß die bildende Kraft in seinem Freund unendlich größer, wie in ihm sei, wenn er im eigentlichsten Sinn glaubte an die dämonische Gewalt desselben; so trat Goethe mit Ehrfurcht in das Gebiet der hohen Ideen, worin Schiller seine Heimat hatte. ~

Ich meine, daß in [Goethes] Charakter viel weniger Härte sei, als in Schillers. Doch ist es freilich leichter, keine Härte an sich hervortreten zu lassen, wenn man in Lebensfülle, reicher Wohlbehaglichkeit und rüstiger Gesundheit blüht, ~ als wenn ein starker Geist seinem Körper, in welchem das Leben untergraben ist, die lebendigste Anstrengung abtrogen muß. Wie habe ich Schiller leiden gesehen; und wenn sein Auge von den physischen Schmerzen wie erloschen war, brauchte nur irgendeine große Empfindung, ein tiefer Gedanke in ihm aufzukommen, so trat plötzlich ein scharfes Licht in das sanfte Blau seines Blickes, er hob die eingefallene Brust, das Haupt, eine milde Röte stieg von den gefurchten Wangen in die sinnige Tiefe der Schläfe, und seine gewölbte Stirn ward strahlend. Diese Stirn konnte ich nie genug betrachten; denn in ihrer unteren Hälfte schien mir viel Phantasie zu sein, und in der oberen drängte sich darüber herrschend die Denkkraft hervor.

233. W. v. Humboldt an Goethe.

Ein Wort Schillers ist mir immer gegenwärtig geblieben. — Er sprach davon, daß man seine historischen Aufsätze zu dichterisch gefunden, und schloß: und doch muß der Geschichtsschreiber ganz wie der Dichter ver-

fahren. Wenn er den Stoff in sich aufgenommen hat, muß er ihn wieder ganz neu aus sich schaffen. Dies schien mir damals paradox und ich verstand ihn nicht recht.

234. Ludwig Döderlein.

Ich gehöre zu dem dünn gewordenen Häuflein noch Lebender, die sich rühmen können, den herrlichen Mann von Angesicht geschaut, mehr noch, ihn gekannt, mehr noch, seine Gunst und Freundlichkeit genossen zu haben. Das darf ich zu den schönsten Erinnerungen meiner Knabenzeit zählen, sie sind mir zu einer Weihe für mein Leben geworden. Noch seh ich ihn, den leutseligen Freund meines elterlichen Hauses, so lebhaft als wäre es gestern, wie er, ein hochgewachsener, etwas hagerer Mann, an der Fensterbrüstung lehnte, und auf das freundlichste bald zu den Meinigen, bald zu dem zehnjährigen Knaben sprach, immer mit auffallend gesenktem Haupte, so wie ihn die Mehrzahl seiner berühmtesten Bildnisse darstellt, aber nicht völlig treu darstellt; denn in ihnen macht diese seine Gewohnheit den Eindruck einer Schwäche oder Müdigkeit, im grellen Widerspruch mit der militärischen Haltung, die ihm aus seiner Jugendzeit eigen geblieben; in der Wirklichkeit war es nur seine Milde und Freundlichkeit, die sich durch jene Senkung des Hauptes kund gab, sinnbildlich, als wolle er jedem, zu dem er spräche, freundlich entgegenkommen oder sich zu ihm herablassen; und ein natürliches Wohlwollen, das stets um seinen Mund spielte, bürgte dafür, daß dies keine vornehme Herablassung war, die durch das Bewußtsein der Überlegenheit zugleich auch demütigt. Den guten Mann ließ seine Erscheinung noch früher erkennen als den großen Mann. Meines Entfinnens verhielt er sich auch in Gesellschaft trotz seiner Mitteilungsgabe doch mehr schweigsam als redselig, nach der Art seines kernhaften Volksstammes, dessen gründlich gebildete Söhne so gern mehr zu sein als zu scheinen wünschen, und es vorziehen, im stillen zu denken und zu

fühlen, als sich hören zu lassen, und sich selbst sprechen zu hören. Ja, eine edle Schüchternheit lag in seinem Wesen, die ihn ebenso schön kleidete wie jenen ebenbürtigen Meister neben ihm dessen achtungsgebietende Erscheinung; eine Schüchternheit, die eine schwere Probe zu bestehen hatte, als er in einer fremden Stadt, vermeintlich, ganz unbekannt der Aufführung seiner Jungfrau beiwohnte. ~

Saß ich nur im treulichen Freundeskreise, kaum könnt ich der Versuchung widerstehen ~ zu erzählen, wie Schiller mit lächelnder Bereitwilligkeit sich herabließ, dem neugierigen, durch seine Güte fest gemachten Knaben die Geheimnisse seines Arbeitstisches zu verraten, in welcher Art er die Geschichte Tells auf die Bühne bringen, ob er den grausenhaften Apfelschuß zur Anschauung kommen oder nur erzählen lassen werde.

235. R. Ch. Förster.

Als ich einmal in Jena Schiller bat, er möge die Güte haben, mir auf einige Tage die erste* Ausgabe der Räuber, welche auf dem Titel das Motto führt: In tyrannos! zu leihen, erhielt ich von ihm die Antwort: Beschter Freund, Sie müsse von keinem Autor eines seiner Werke leihen wollen; mit sehr vielen Büchern kann man dienen, aber von seinen eigenen hat man nicht eines auf dem Brett behalten.

236. G. Schwab.

Ein befreundeter Dichter durfte der Vorlesung des ungedruckten Dramas [Jungfrau von Orleans] beiwohnen. Diesem hat Streichers Buch kürzlich jenen Abend lebhaft ins Gedächtnis zurückgerufen; denn das eintönige Pathos und die schwäbische Sprache, die dem armen Fiesko in Mannheim beinahe den Hals gebrochen hätten, wirkten auch hier auf störende Weise. Im Gespräch trat der Dialekt bei weitem nicht so auffallend hervor**.

* Die zweite Auflage trägt dieses Motto.

** Briefliche Mitteilung (von wem?).

Viertes Buch

Meisterjahre in Weimar (1800—1805).

1800—1801.

237. 1800. Karoline v. Wolzogen.

Der Entschluß, nach Weimar zu ziehen, war schon früher gefaßt, und wurde jetzt schnell ausgeführt. Goethens Teilnahme, des Herzogs gütiges Entgegenkommen und reelle Hilfe bei diesem Plane erleichterten die Ausführung. Seit 1800 wurde Weimar Schillers fester Aufenthalt.

Sein Leben in Weimar war, die sich immer wiederholenden Krankheitsanfälle abgerechnet, heiter und mannigfaltig bewegt. Die Nähe des Theaters, seine Einwirkung darauf erhielten ihn in einer äußeren ihm zusagenden Tätigkeit. Mit Wohlwollen und guter Laune behandelte er das Verhältnis zu den Schauspielern; sie nahmen seinen Rat gern an, und die Bildungsfähigen gewannen an Kunst und höherem Sinn. Er ahnte das Talent, und ein sicherer Takt täuschte ihn nie.

Der Madame Wolff, die sich schon als Fürstin und Mutter in der Braut von Messina ausgezeichnet hatte, gab er die Rolle der Jungfrau von Orleans, und ein neues begeistertes Leben entquoll ihrer Brust. Sie stand auf der Höhe der Kunst, ohne es selbst zu wissen. So hatte er auch Herrn Wolffs Talent sogleich in der kleinen Rolle Baumgartens im Wilhelm Tell erkannt, und prophezeite den Ruhm, den sich dieser Schauspieler in der Periode seiner höchsten Ausbildung erwarb.

In den geselligen Verhältnissen in Weimar herrschte die schönste geistige Freiheit. Der Herzog wußte gastfreundlich den Genius zu bewirten, indem er ihm unge-

störten Selbstgenuß vergönnte; ja, wenn er sich mit seinem eigentümlichen, dem Genius manchmal widersprechenden Geschmaç der Dichtungsweise näherte, war die Berührung nur leise, und löste sich gewöhnlich in heiteren Scherz auf. In solchen Gesprächen, wo Realismus und Idealität sich kreuzten, war er sehr geistvoll und witzig. Als Weltmann sprach er oft über poetische Ansichten ab; aber in der That störte er durchaus nicht die Freiheit, in der allein der Genius schaffend sich regen kann; und unter seinem Schutze tanzten die Musen in ihrem eigenen Rhythmus ungestört dahin. ~

Die Gemahlin des Herzogs fühlte in ihrer großen Seele eine innige Anneigung zu Schillers Werken, und dieser sagte oft, daß wahrhaft freundschaftliche Benehmen dieser hohen Frau, das sich immer gleich bleibe, sei ihm rührend. Bei der Herzogin Amalie, die, im Bedürfnis eines regen Geisteslebens, in angeborener Feinheit des Geschmaçs, einen eigenen Zauberkreis um sich gebildet hatte, in welchem alles Lästige und Beschränkte der Verhältnisse wegsiel, wo Freiheit und Heiterkeit herrschten, war er, so oft es seine Gesundheit erlaubte. Wieland war der gefeierte Genius ihres Hauses, der Schillern immer befreundet blieb.

238.

Seitdem sich Schiller im Wallenstein auf's neue ans Herz des deutschen Publikums geworfen, und die so lebendige, liebevolle Aufnahme gefühlt hatte, entschlug er sich aller Empfindlichkeit über fremdes Urteil; das kleinliche journalistische Wesen war für ihn nicht da. So blieben die Äußerungen und Ergüsse gekränkter Eitelkeit und persönlicher, durch die Hören und Kenien angeregter Nachgier, wie sie in ephemeren Blättern durch das Publikum flogen, unbeachtet. Die Welt in ihrer Größe und Breite war ihm das Echo seiner Dichtung, und er schaute nur von ihr auf den lichten Äther des ewig Guten und

Wahren, wo die Schönheit flammt und Liebe ihn anlächelte. Goethes Beifall war ihm ein Morgenschimmer des Welteindrucks. Er las ihm die neuen Werke immer allein vor. Mir liegt so viel daran, sein rein menschliches Urtheil zu vernehmen, sagte er zu uns. ~

239.

[Kokebue] zeigte große Verehrung für Schiller, und dieser begegnete ihm, ohne Annäherung freundlich; es lag nicht in seiner Natur, Wohlwollen mit Härte abzuweisen. ~ Kokebues Gefangenschaft hatte menschlichen Anteil erregt; man zeigte dies bei seiner Zurückkunft. Schiller sagte: Er ist wie ein Windball, auf dem nie ein Eindruck zurückbleibt.

240.

Mein Mann, sein Freund seit der Akademie, erheiterte ihn durch seine vielseitige Weltansicht, die er gern seiner Abgeschlossenheit zubringen ließ. Er nahm teil an dem Geschäftskreise des Landes, an den Reisen und politischen Verhandlungen, die meinem Manne übertragen waren, und erfreute sich mit ihm der Hoffnungen, die die lebenswürdigen Anlagen des Erbprinzen erweckten. Mein Mann hatte einen großen Sinn und sein Blick auf Welt und Menschen war hell. ~ Schiller freute sich der Wirkung seiner Dichtkunst auf eine so klare Vorstellungskraft und ein durch das Leben erprobtes Gemüt, ~ und er pflegte zu sagen: Wenn es bei dem durchdringt, da ist es gewiß richtig.

241.

Das Theater, sagte er, und die Kanzel sind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt waltet; und in seinem Sinn sollte das Theater immer der Kanzel gleichen, die Menschen geistiger, stärker und liebereicher machen, die kleinen engen Ansichten des Egoismus lösen, zu großen Opfern das Gemüt stärken, und das ganze Dasein in eine geistigere Sphäre erheben, wo die Tugend als Ziel

in höherer Glorie steht. Der wahre geistreiche Scherz schien ihm auch ein Mittel höherer Bildung. Sich mit dem Gemeinen abfinden durch höhere Ansicht — die geselligen Bande der Konvention durch einen freien Blick auf die Natur lösen — alles Achtungswerte durch ein scharfes Gefühl für das Lächerliche des Falschen steigern (denn das Wahre kann nie lächerlich sein) — die Menschen von kranken Ansichten heilen, durch Klarheit und Wahrheit, — den durch die Wirklichkeit Verwundeten durch eine wahre heitere Darstellung der Verhältnisse besänftigen, — das alles schien ihm auf der Region der Bretter erreichbar und wünschenswert.

Das Anschauen des Theaters wirke sehr auf seine Produktivität, sagte er oft. Die Art und Weise, wie man das Dramatische durch das Auge von Seele, Geist und Herz bringen müsse, werde ihm immer klarer. Er bekomme neue Ansichten bei jeder Vorstellung, lerne Fehler vermeiden, und die Lichtpunkte treten immer mehr hervor. Ich glaube mich beinah nicht mehr darüber täuschen zu können, versicherte er uns, was die dramatische Kunst fordert.

Was Goethes und Schillers vereintes Wirken bei beschränkten Mitteln in Weimar hervorgebracht, ist außerordentlich, und zeigte, wie der Geist alles vermag und über alle Berechnung steht. Schiller wirkte auf das Fühlen und innige Verstehen der Rollen; Goethe auf die Erscheinung ins Leben. Wir sahen oft, daß er in vier Wochen verstehen, sprechen, sich stellen, sich betragen lehrte; seine klare Einsicht setzte gleich einem Zauberstab versteinerte Massen in anmutige Bewegung.

242. 1800. Januar. Karoline Luise Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt.

Schiller sagte mir heute (Januar 1800) etwas, das mich sehr schmerzte. Wir sprachen von den Römern und Griechen und er sagte, daß solche Menschen, wie überhaupt solche Zeiten nie wieder erscheinen würden. Ich

gab ihm recht, wenn er meinte, daß eben solche Zeiten nie wieder kommen könnten, denn nun würde das Gute und Schöne mit Bewußtsein erscheinen, da es in sonstigen Zeiten wegen Mangel an Erfahrung nicht mit so deutlichen Gefühlen hätte erscheinen können. Schiller aber fügte kopfschüttelnd hinzu: Uns fehlt ihre Jugend.

Ich kann nicht sagen, wie tief mich diese Antwort schmerzte. Auch Schiller hält Jugend für das höchste Gut?

243. 1800. Anton Genast.

Zum 30. Januar 1800 wurde der Mahomet vorbereitet und Schiller leitete die Proben. Das Stück ging rund und glatt zusammen, wollte aber bei dem Publikum nur wenig Anklang finden, obgleich Bohn und die Jagemann als Mahomet und Palmire vortrefflich waren. Um so größeren Beifall erhielt der Macbeth, der zum erstenmal am 14. Mai aufgeführt wurde.

Schillers Bescheidenheit, namentlich bei seinen eigenen Werken, war fast übertrieben. Ein Beispiel möge hier folgen:

Unserem Bohn, der, wie ich früher schon bemerkte, ein ausgezeichnete Künstler war, hatte Schiller die Rolle des Macbeth zugeteilt. Bei der ersten Theaterprobe war er seiner Aufgabe noch gar nicht so mächtig, wie man es von ihm erwarten durfte, und selbst die lauteste Hilfe des Souffleurs fruchtete nur wenig. Da aber Bohn wegen seines eminenten Talents bei Goethe und Schiller in hoher Achtung stand und man seine Reizbarkeit kannte, so machten Dichter und Direktor gute Miene zum bösen Spiel, und keine Rüge erfolgte ob der Nachlässigkeit. Dieser störende Übelstand trat aber auch bei der Hauptprobe hervor, und Goethe schwoll nun die Zornesader und er rief, da ich zu fungieren hatte, mit seiner mächtigen Stimme: Herr G'nast (Goethe liebte es, meinen Namen zu apostrophieren), verfügen Sie sich zu mir herab! Er, Schiller und Meyer saßen im Parterre und der zweite Akt war eben zu Ende.

Was ist denn das mit diesem Herrn Bohß? fuhr er mich an, der Mann kann ja kein Wort von seiner Rolle; wie will er denn den Macbeth spielen? Sollen wir uns vor den höchsten Herrschaften und dem Publikum blamieren? Man sifiere das Stück für morgen, und Sie brauchen das Warum weder vor Herrn Bohß, noch dem Personal zu verschweigen. Schiller suchte Goethes Zorn zu beschwichtigen und rühmte die künstlerische Ruhe von Bohß, seine Genialität, die ihn gewiß bei der Darstellung über diese Klippe hinwegführen würde, denn die Auffassung des Charakters sei doch vortrefflich. Auch ich stimmte der Ansicht Schillers bei, und Goethe, der schon aufgestanden war, um das Theater zu verlassen, fügte sich endlich, beauftragte mich aber, Bohß im Vertrauen einen Wink zu geben, was ich wohlweislich bleiben ließ, da ich die heftige Gemütsart von Bohß nur zu gut kannte.

Die Vorstellung fand den anderen Tag statt. Der Andrang des Publikums war enorm, besonders auf der Jenaischen Straße. Bruder Studio hatte sich in pleno aufgemacht, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, um der ersten Vorstellung des Macbeth beizuwohnen. Der Beifall steigerte sich von Akt zu Akt, und namentlich war es Bohß, der das Publikum enthihiaste. Nach dem zweiten Akt kam Schiller auf die Bühne und fragte in seinem herzigen schwäbischen Dialekt: Wo ischt der Bohß?" Dieser trat ihm mit etwas verlegener Miene und gesenktem Kopf entgegen; Schiller umarmte ihn und sagte: Nein, Bohß! ich muß Ihne sage: meischterhaft! meischterhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritte Akt um! Bohß mußte sicher anderes erwartet haben. Denn mit inniger Freude dankte er Schiller für seine unbegrenzte Nachsicht. Dann wandte sich Schiller mit den Worten zu mir: Sehe Sie, Genascht, wir habbe recht gehabt! Er hat zwar ganz andere Vers gesprochen, als ich sie geschriebe hab, aber er ischt trefflich! Es war eben ein Mann, dessen Milde und Liebenswürdigkeit ganz unwiderstehlich jeden

anzog, der das Glück hatte, in seiner Nähe weilen zu dürfen. Ich war nur eine kleines Licht an der weimarschen Bühne, aber er erkannte bald, wie ehrlich ich es mit der Kunst meinte, und daß ich mich mit ganzer Hingebung der Sache widmete; darum würdigte er mich öfters seines Vertrauens, und ich durfte als Regisseur ohne Rückhalt meine Ansicht gegen ihn aussprechen. Er war für mich der Stern einer milden Sommernacht, zu dem ich mit unbegrenzter Verehrung und Liebe aufblickte, während hingegen Goethe mich öfters die Mittagshize einer Julisonne empfinden ließ, obgleich er mir ebenfalls gewogen war.

Schiller rezitierte und spielte zuweilen in den Proben den Schauspielern einzelne Stellen vor. Sein Vortrag wäre sehr schön gewesen, wenn nicht der schon erwähnte Dialekt die Wirkung hier und da etwas geschwächt hätte, aber trotzdem, daß seine Haltung steif und gebückt, daß seine Bewegungen durchaus nicht plastisch waren, riß er uns alle durch sein Feuer und seine Phantasie zur Begeisterung hin. Er war in der Karlsruhschule erzogen, wo bei den damaligen dramatischen Übungen der Schüler die Unnatur der französischen Tragödie als Norm galt, und diese trat zuweilen bei seiner Rhetorik, wenn auch nicht störend, hervor. Besonders liebte er den Schluß einer Rede mit gewaltigem Pathos ins Publikum zu schleudern, und das an und für sich schon Grelle wünschte er öfters noch greller hervorgehoben. Daß Alba im Egmont im fünften Akt als Henker mit großem roten Mantel und tief ins Gesicht gedrücktem Hut erscheinen mußte, geschah auf seine Anordnung. Ferner wünschte Schiller nach der ersten Aufführung des Macbeth, daß die Teller, welche die Lady spielte, bei der Wiederholung des Stückes sich nach der Ermordungsszene die Hände ein wenig rot anstreiche, damit das Ringen derselben im fünften Akt dem Publikum verständlicher würde. Goethe aber wußte ihn von dem Gedanken abzubringen, der übrigens nicht sein eigen war, sondern von England stammt, wo allerdings

die Lady nach dieser Szene mit bluttriefenden Händen erscheint, die sie bei den Worten: Meine Hände sind blutig wie die deinen! förmlich auswindet. Der Himmel bewahre unsere deutsche Bühne vor solcher Wahrheit!

Schiller war übrigens bei den Proben voll Nachsicht und Freundlichkeit gegen die Schauspieler, man mußte ihn liebgewinnen; und doch gab es einige gelehrte Thebaner unter diesen, die sich klüger dünkten als er, weil ihnen die sogenannten Handgriffe des Bühnenlebens mehr zu Gebote standen; und sonach kamen Widersprüche bald von dieser, bald von jener Seite.

Mich brachte die Anmaßung dieser Leute öfters in Harnisch, und ich hätte gern mit Fäusten drein geschlagen, aber Schiller widerlegte stets mit der größten Freundlichkeit oft ganz widersinnige Ansichten; zuweilen machte sich freilich eine zornige Röte auf seinen Wangen bemerklich. Einmal jedoch riß der Faden seiner Geduld. Wir hatten den Tanfred nach Voltaire von Goethe schon einige Male aufgeführt. Bei einer abermaligen Wiederholung desselben hielt Schiller die Probe ab, und Goethe hatte ihn ersucht, ein wachsames Auge auf Haide zu haben, der den Tanfred spielte, daß er nicht, wie bei der letzten Darstellung, die höchsten Töne seines Organs anschlagen und sich der ewigen Malerei mit den Händen und Armen enthalten solle. Der gute Haide hatte sich aber in diesen Fehler, den Goethe schon oft an ihm gerügt, förmlich verbissen; auch die Warnungen Schillers fruchteten zu nichts; er wollte diesem sogar seine Gründe auf das breiteste auseinanderlegen. Das brachte Schiller aus seiner würdevollen Ruhe heraus und er rief voller Zorn: Ei was! mache Sie's, wie ich's Ihne sage und wie's der Goethe habbe will. Und er hat recht — es ischt ä Graus, des ewige Bagiere mit denn Händ und das Hinaufpfeife bei der Rezitation! Haide stand wie vom Donner gerührt da, denn so war Schiller noch nie aufgetreten. Die Folge dieser Szene war, daß Schiller die

Szenierung von: Nathan der Weise ablehnte, und die ausgeschriebenen Rollen davon an Goethe zur Verteilung schickte.

Dem Macbeth folgte Maria Stuart, welche am 14. Juni 1800 gegeben wurde. Schiller las, da der fünfte Akt noch nicht beendet war, uns zunächst vier Akte vor, und nach wenigen Tagen auch den letzten.

Bei der Besetzung der beiden Königinnen war man zweifelhaft, ob man der Bohns die Maria und der Jagemann die Elisabeth geben sollte, oder umgekehrt. Endlich entschied der Bohns schlanke, üppige Gestalt für die Maria und der Jagemann geistige Kraft für die Elisabeth.

Die letztere war anfänglich höchst ungehalten darüber, und sandte die Rolle mit dem Bemerken zurück, daß weder ihre Persönlichkeit noch ihr Talent sich für die Elisabeth eigne; aber Schillers freundliche Bitte und seine treffliche Auseinandersetzung des Charakters gewannen sie vollkommen, und mit einer wahren Leidenschaft ging sie endlich an das Studium dieses Charakters. Schiller hatte auch in seiner Ansicht vollkommen recht; die Bohns war eine sehr schöne Frau und ihr Talent allenfalls ausreichend für die Maria, zur Elisabeth aber fehlte ihr die geistige Fähigkeit.

Schiller leitete die Proben mit unermüdlichem Eifer und trefflicher Anordnung. Einen großen Anstoß gab die Abendmahlszene, und Herder besonders soll gegen diese Profanierung der Kirche protestiert haben; dennoch wurde sie dargestellt, aber nur einmal, denn das Publikum selbst erklärte sich dagegen. Wenn Euphrosyne, unsere unvergeßliche Becker-Neumann, die Maria dargestellt hätte, wer weiß, ob das Publikum bei dieser Szene unangenehm berührt worden wäre.

Von allen Orten waren Zuschauer herbeigeströmt, und alle Räume des Auditoriums bis auf den letzten Platz besetzt. Schillers Ruhm hatte sich nicht nur in den Städten Thüringens, sondern auch auf den Dörfern schon ver-

breitet, und selbst Bauern sah man im Theater, wenn ein Schillersches Stück gegeben wurde.

Die Darstellung ging gut zusammen. Die Jagemann als Elisabeth, Bohn als Mortimer, der allerdings in der Gartenszene etwas übers Maß ging, waren vortrefflich; Graff (Talbot), Becker (Burleigh), die Bohn (Maria), Cordemann (Leicester) lösten ihre Aufgaben zu allgemeiner Zufriedenheit; die übrigen beeiferten sich, zum vollkommenen Gelingen des Ganzen beizutragen. Besonders war die Recitation tadellos, denn die Schauspieler hatten sich bereits in die Schillerschen Jamben hineingelebt, so daß sie öfters sich derselben im gewöhnlichen Leben bedienten.

Nächst Bohn zeichnete sich darin Cordemann aus, der die gewöhnlichste Phrase in Verse, womöglich in gereimte, einzufleiden suchte, wie:

's ist Zeit nun, nach dem Mittagsmahl zu sehn;

Mit Gott, ihr Lieben; mög's euch wohlgerhehn.

Diese Übungen sollten ihm und Bohn bei einer Wiederholung der Maria Stuart in Lauchstedt trefflich zustatten kommen.

Die Jagemann hatte an die Szene mit Leicester, am Schluß des zweiten Aktes, nicht gedacht; rechtzeitig bemerkte ich, daß sie nicht an ihrem Plaze stand; schnell eilte ich nach ihrer Garderobe und rief ihr durch die Türe zu, daß die Szene mit Mortimer gleich zu Ende sein würde. Von innen erscholl der Schreckensruf: Mein Gott! Ich habe an die Szene nicht gedacht und bin im Umkleiden begriffen, aber ich komme gleich! Vorsorglich flüsterte ich aus der ersten Kulisse den beiden Spielenden die Verlegenheit zu, und beide hatten Geistesgegenwart genug, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Die frühere Mitwirkung in der extemporierten Komödie, in welcher der Schauspieler Selbständigkeit haben mußte, half ihnen dabei: Immer waren meine Augen auf die Kulisse gerichtet, woher die Jagemann kommen mußte; nur wenige Verse waren bis zum Schluß der Szene noch

übrig. Endlich vor den Worten: Maria hofft, sah mich Bohß mit fragenden Blicken an, die ich pantomimisch verneinen mußte; darauf extemporierte er sechs bis sieben Verse; ein Gleiches tat Cordemann, der nochmals seine Zweifel über das Gelingen des Planes aussprach und die Worte: Bringt ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe! passend anreichte. In Todesangst hatte ich der Entwicklung dieses Dramas zugesehen, doch zum Glück erschien die Jagemann auf ihr Stichwort, allerdings ohne Königsmantel und Krone. Nach der Vorstellung noch fragte mich ein Badegast, der Obergerichtsrat Blümner, der das Stück recht gut kannte, warum die Jagemann diesmal ohne Krone und Königsmantel zum Leicester gekommen wäre; als ich ihm den Grund davon eröffnete, war er voll Erstaunen, daß die Leute so hübsche Verse extemporiert hatten; ob sie hübsch waren, konnte ich freilich nicht sagen, denn mir war das Hören vergangen. Als ich Schiller bei unserer Heimkehr dieses Intermezzo mitteilte, amüsierte er sich köstlich darüber und sagte: Ja, ja, der Bohß ischt ä ganzer Kerl, aber dem Cordemann hätt' ich's nit zugetraut.

244. 1800. Amalie v. Voigt.

Schiller mußte sich schon lange mit der Idee herumgetragen haben, die Geschichte der Maria Stuart dramatisch zu bearbeiten, wie sich dies aus abgerissenen Bemerkungen schließen ließ; ernstlich aber legte er erst nach Vollendung des Wallenstein Hand ans Werk, und zwar mit großem Eifer, so daß er früher als mit irgendeinem anderen seiner Meisterwerke damit fertig wurde. Und doch klagte er über die vielen Störungen, die ihn mitten in seinen Arbeiten unterbrächen, worunter die lästigen Besuche unbedeutender, ihn gleich einem Wundertier angaffender Fremden keines der kleinsten Übel waren. Er pflegte öfters im Scherze zu sagen, er wünsche, daß ein Potentat ihm Gefährliches zutraute, und ihn einige Monate

lang auf seiner Bergfeste mit schöner Aussicht einsperren, jedoch auf den Wällen herumspazieren und übrigens ihm nichts abgehen ließe: da sollten Werke so recht aus einem Guß entstehen, an denen sich der Verfasser und Mit- und Nachwelt erfreuen könnten.

Die vier ersten Akte der Maria Stuart waren fertig. Ehe Schiller noch an den fünften ging, wollte er sich einer ihm genügenden Elisabeth versichern, indem ihm für die Darstellung dieser Rolle mehr bangte, als für die der Maria. Er lud daher eine kleine Gesellschaft, unter der sich Demoiselle Jagemann befand, oder vielmehr diejenige war, auf die er es abgesehen, zu sich ein, die fertigen vier Aufzüge vorlesen zu hören. Er hatte damals schon, auf dringende Vorstellung von Ärzten und Freunden, der schädlichen Gewohnheit entsagt, erst nach Sonnenaufgang sich zur Ruhe zu legen und die Nächte der Arbeit zu widmen; aber es ging ihm damit wie vielen anderen, die ungern eine Lieblingsneigung aufgeben; er ergriff begierig jede Veranlassung, die ihm einen Vorwand lieb, zu der alten Sitte zurückzukehren, und sich deshalb doch bei sich rechtfertigen zu können.

Die Vorlesung sollte zeitig beginnen, um fünf Uhr war auch die ganze Gesellschaft bis auf ein einziges Glied beisammen; Schiller aber bestand darauf zu warten, unterhielt so angenehm und geistreich, und war so herzlich vergnügt, daß man wohl gestehen mußte, für das Harren mehr als entschädigt zu sein. Endlich erschien der Zögernde, man bestürmte ihn mit Vorwürfen, er verantwortete sich aber dadurch, daß er die Schuld auf Schillern wälzte, der ihn erst zum Abendessen eingeladen habe, und wirklich konnte dieser sich nicht ganz von dem Vorwurf reinigen, als habe er mit Vorbedacht die Einladung so zweideutig gestellt, um das Vorlesen erst spät zu beginnen. Bis zum Essen sei die Zeit nun offenbar zu kurz, meinte Schiller; nach Tisch gäbe es keine Unterbrechung mehr, und so wäre es ratsamer, erst dann anzufangen. Als man einst-

weilen doch etwas Näheres über die Anlage des Stückes wissen wollte, verweigerte er es lächelnd, um den Eindruck nicht zu schwächen; bloß soviel gestand er ein, daß er seine Maria nicht schuldlos genommen, weil eine ganz engelreine Heldin ihm untragisch vorkomme. Später, bei dem Lesen selbst, sagte er, es habe ihm der Sache angemessen geschienen, gleich zu Anfang die Schuld, welche auf Maria laste, kund zu machen; im Verfolg des Stückes verringere sich dann immer mehr und mehr ihr Vergehen und zuletzt stehe sie fast makellos da, statt daß es eine unziemliche Wirkung tun würde, wenn erst nach und nach ihr Vergehen an den Tag komme; man dürfe nicht lange in Ungewißheit bleiben, was in den Beschuldigungen ihrer Feinde Verleumdung, was Wahrheit sei.

Ein fröhliches Gespräch, das Schiller trefflich zu beleben und zu leiten wußte, verlängerte das Verweilen bei Tische. Einige Fläschchen Konstanziawein (die Gabe eines Buchhändlers, der Lust hatte, Schillers Verleger zu werden), wurden auf das Gelingen des Trauerspieles geleert, besonders auf das des fünften Aktes, vor dem sich Schiller ein wenig scheute. Unmittelbar nach dem Essen wollte er nicht lesen, und so nahete die elf Uhr heran, ehe die Vorlesung begann. Rechnet man, daß die vier Aufzüge, ohne alle Weglassung (und es ist wahrscheinlich, daß im Druck noch hier und da etwas weglieb) vorgelesen wurden, und daß kleine Unterbrechungen durch die Zwischenreden des kleinen Publikums, das seinem Entzücken über die herrlichen Dinge, die es vernahm, doch auch Worte geben wollte, nicht ausblieben, so wird man sich nicht wundern, daß die Mainacht noch während des Lesens zum Morgen wurde, und die Gesellschaft erst beim Beginn der Morgenröthe auseinander ging.

Schiller las stehend, zuweilen auf einem Stuhle kniend, nicht was man eigentlich schön oder kunstgerecht nennt, woran ihn auch sein etwas hohles Organ hinderte, aber mit Begeisterung, mit Feuer, ohne Manier und Über-

treibung, so daß er auch als Vorleser genügte, und seine Begeisterung die Zuhörer hinriß. Demoiselle Jagemann weigerte sich im geringsten nicht, die Elisabeth darzustellen, zumal auch Schiller und die übrigen es anschaulich machten, welche ungleich größere Kunstleistung es sei, die Elisabeth darzustellen, als die Maria, indem diese sich gewissermaßen von selbst spiele.

Damals wollte der Dichter die beiden Repräsentantinnen der Elisabeth und Maria miteinander in den Rollen wechseln lassen, bis er späterhin von der Unstatthaftigkeit dieses Planes überzeugt wurde, doch aber ungern davon abging.

Im fünften Akte sollten zwei Gräfinnen Douglas vorkommen, von denen er die eine dieser Verwandtinnen der Maria für eine sehr junge, angehende Schauspielerin bestimmte, von der er die günstigsten Hoffnungen hegte, und gewiß würde Fanny Caspers dereinst unter den leuchtenden Gestirnen des Theaterhimmels mit geglänzt haben, zumal auf der Bahn des Naiven und Schalkhaften, wenn sie nicht so zeitig, kaum über die Kinderjahre hinaus, das Theater verlassen hätte. Wäre jene Szene noch hinzugekommen, so würde Maria zweifelsohne sich auch als besorgte Mutter, was jetzt mancher Kunstrichter vermißt, gezeigt haben.

Um diesen fünften Akt ungestört zu vollenden, verfügte sich der Dichter nach Ettersburg, wo er ihn erst zu Ende brachte, als die Proben der ersten Aufzüge längst begonnen hatten, und der bestimmte Tag für die Aufführung schon ganz nahe war.

245. 1800. F. Haide an R. A. Böttiger.

In Ermangelung meines Tagebuches bemerkte ich über Maria Stuart nur einiges. Schiller las das Stück mehreren Kunstfreunden vor: nur die Mitglieder der Gesellschaft, denen bedeutende Rollen zuteil wurden, waren gegenwärtig. Ich bekam den Melvil, und obendrein, da

Bohs bald erkrankte, den Mortimer, so daß ich nun in diesem Stücke, wie's mir in Wallensteins Tod widerfuhr, ebenfalls zwei Rollen zu spielen hatte. Solange Madame Bohn die Stuart spielte, blieb in der fecken Angriffszene auf Mariens Schönheit im dritten Akt keine Zeile weg. Schiller sah da keine Indezenz — das bessere Gefühl rechtfertigte ihn bei der Aufführung. Als Demoiselle Jagemann die Rolle bekam, bat sie mich, aus eigener gewissenhafter Delikatesse die eindringlichsten Redensarten wegzulassen; ich hielt mich an mein scripta manent und sagte, was da stand. Seit meiner Wiener Exkursion spielte Dels diese Rolle, und nun ist vieles gestrichen.

Mit warmer Vorliebe legte mir Schiller die Szenen im fünften Akte ans Herz. Als Katholik mußte ich ihm den ganzen kirchlichen Ritus der Ohrenbeichte und des Abendmahles mitteilen. Er gab mir auf, so weit es mit den Worten übereinstimme, die übliche Priestermanier bei Administration beider Sacramente genau darzustellen, die Absolution mit dem ein dreifaches Kreuz bildenden Gest deutlich zu bezeichnen und das Abendmahl unter zweierlei Gestalt zu reichen, indem zu dem Kelche — dem Vorzug der katholischen Priester, auch die Könige berechtigt seien. Nach einer Vorprobe wurde der Herzog von dieser — Profanation nannten's einige — unterrichtet; er schrieb Schillern einen ausnehmend artigen eigenhändigen Brief, und bat ihn: die öffentliche Feier einer religiösen Weihe vom Theater wegzulassen, indem er und die Besseren wohl mit ihm einverstanden seien, allein die gemeine Masse dürfte daran Anstoß nehmen. Schiller ließ mich rufen: er war so aufgebracht, daß er leidenschaftlich ausfiel: Ich will ein Stück schreiben, worin eine genotzüchtigt wird und — sie müssen zusehen. Allein er änderte meine Rolle: Ziborium und Kelch blieben weg, und er schloß mit der Absolution. Im zweiten Akte fiel die Beschreibung einer Hoffete weg, und jetzt schießt das Stück bei uns mit Lesters Monolog im Gefängnis, die Szene mit der Elisabeth wird

weggelassen, ohne daß ich begreife warum. — Madame Bethmann spielt noch immer die Maria; Iffland hat einigemal den Lester gespielt — den er jetzt abgegeben.

246. 1800. H. Schmidt.

Schmidt, damals Jenerser Student, hatte nach Aufführung der Maria Stuart an Schiller über die Wirkung, die das Stück auf ihn gemacht hatte, geschrieben und einige Ausstellungen und Verbesserungsvorschläge gemacht.

Schiller ließ mir durch einen Freund sagen, daß ich ihn besuchen möchte, wenn ich wieder nach Weimar käme; eine Einladung, der ich nicht lange widerstehen konnte. Sehr nachsichtig und gütig sagte er mir in der dadurch veranlaßten Unterredung, daß ich meinem individuellen Gefühl nach nicht ganz unrecht hätte, daß ihm aber die geschichtliche Maria habe vorschweben müssen, in deren Charakter dieser Rückfall begründet sei.

Später folgte ich noch einer anderen Einladung Schillers, die mir das Glück verschaffte, der ersten Vorlesung der Jungfrau von Orleans mit mehreren Professoren und einigen anderen Studenten aus Jena in Schillers Wohnung mit beizubohnen zu können. Schiller war bekanntlich kein guter Vorleser. Seine Worte kamen aus hohler Brust, auch hatte sich die dem Schwaben angeborene Aussprache noch nicht ganz verloren und abgeschliffen. So machte besonders die Aussprache des in diesem Stücke oft einfließenden Wortes Mädchen, das er nicht Mäd—chen, sondern Mäd—chen aussprach, einen üblen Effekt. Zugleich hatte die große Länge des ersten Aktes, der bei dieser Vorlesung fast anderthalb Stunden dauerte, etwas Lastendes, das sich bei der Darstellung wohl einigermaßen mindert. Schiller las fort bis zum Schluß der Szene der Jungfrau mit dem Schwarzen Ritter, und forderte dann die Gesellschaft auf, das Abendbrot einzunehmen, das in einem Nebenzimmer bereit stand. Halb sieben hatte die Vorlesung begonnen; es war bald halb zehn,

als wir aufstanden. Schiller schien etwas verlegen über die stille Aufnahme des bereits Gelesenen, denn wie mir ein Schauspieler versicherte, der mit zugegen war und früher auch der ersten Vorlesung der Maria Stuart mit beigewohnt hatte, stand sie in der Wirkung der ersten Aufnahme der Maria Stuart bei weitem nach. War es die auffallende Neuheit des Stoffes, oder die kühne, ganz eigentümliche Behandlung desselben, oder die Art des Vortrages: das Auditorium war überrascht und äußerte sich nicht sehr laut und enthusiastisch. Als wir uns um die Tafel, wo das Abendbrot serviert war, gestellt hatten, sagte Schiller zu der Gesellschaft: Sie werden wohl leicht erkannt haben, daß ich mir erlaubt habe, in dem Schwarzen Ritter, bei dem ich nichts einzuwenden hätte, wenn man sich auch den eben abgeschiedenen Ritter Talbot darunter denken will, einen Geist heraufzuführen, wie es ja Shakespeare und Voltaire auch getan haben. Das war nun wohl keine gute Zusammenstellung, denn bei Shakespeare lohnte sich's wohl der Mühe, da mit dem Geist zugleich ein ganzes Stück, und welches! heraufbeschworen wird, ohne den Geist von Hamlets Vater wäre es nicht da. Auch bei Voltaire wird wenigstens die Katastrophe dadurch vorbereitet und eingeleitet, während der Geist in der Jungfrau von Orleans nichts anderes ist als eine verkörperte Idee oder Ahnung, die inzident wirkt, und daher, als unwesentlich zum Ganzen, nie großen Effekt machen kann. Die Vorlesung begann nun ungefähr nach einer Stunde wieder und dauerte unausgesetzt bis spät in die Nacht hinein, wo von einer eigentlichen Wirkung wenig mehr die Rede sein konnte, zumal da auch der in Fülle genossene gute Wein bei vielen seine narkotische Wirkung nicht verfehlte.

247. 1800. Balthasar Bang.

Ich hatte Schillern meinen Empfehlungsbrief übersandt und dieser, nach meiner Ansicht der erste und größte unter

allen deutschen Dichtern, hatte mich auf den Nachmittag um 5 Uhr zu sich beschieden. ~

Zitternd ging ich durch die Pforte. Du bist in Schillers Hause, flüsterten mir tausend Stimmen zu, die mich wie Elfen festhielten, so daß ich fast nimmer mehr die Stufen hinauf geschritten wäre. Endlich hatte ich den Parnas erstiegen. Eine Thür öffnete sich mir plötzlich, Schiller trat herein.

Da stand er vor mir, jener große Mann, die wahre Gottheit der Poesie, er, der vom Himmel herabgestiegen ist, um dem Menschengeschlechte die Fesseln der Prosa abzustreifen. Er empfing mich voll Huld und Milde, sprach lange und viel mit mir über Wieland, Dänemark, Schweden und Gustav Adolf, dessen Leben er einmal zu einer Tragödie verwenden wollte. Als unser Gespräch nach etwa dreiviertel Stunden zu Ende war, nahm ich Abschied, er reichte mir mit einem unbeschreiblich reizenden Lächeln die Hand zum Abschied. Wie ich nun mit tränenden Augen zu ihm emporblickte, um mir jede Linie dieser teuren Züge einzuprägen, die ich wahrscheinlich nie wieder zu sehen hoffen konnte, umfaßte er mit seinen lieben Händen meinen Kopf und drückte mir einen Kuß auf die Stirn, wodurch ich für ewig dem Kultus der Musen geweiht wurde.

248. Karoline v. Wolzogen.

Die Säkularfeier auf 1800 interessierte ihn lebhaft. Einige unserer Freunde, besonders Leo von Seckendorf, entwarfen Pläne. Der geistvolle junge Mann war Schillern sehr angenehm. ~

Schiller hatte die Idee zur Säkularfeier hingeworfen, daß man durch eine Reihe von Festen Weimar auf vierzehn Tage bei dieser Gelegenheit zu einer großen Stadt machen sollte. Seckendorf entwarf einen förmlichen Plan, aber es fehlte an Lust wie an Mitteln, ihn auszuführen. Auch schien Schillern bei näherem Bedenken selbst, daß

eine stille ernste Feier, oder die Gründung einer großen öffentlichen Anstalt, der Empfindung in solch einem Zeitabschnitt angemessener sei, als laute Feste. ~

Schiller feierte die letzte Stunde des Säkulums bei Goethe, der eben nicht wohl war; in ernstem Gespräch, wie er uns sagte.

249. 1800. Jahreschluß. G. Steffens.

Den wirklichen Anfang des Jahrhunderts verlebte ich, wie schon gesagt, mit meinen Jenaer Freunden, und zwar in Weimar auf einer Maskerade, durch den Hof veranstaltet. Ein wohlgeordneter, von Goethe entworfener Aufzug machte den Anfang. ~

Nach Mitternacht zogen Goethe, Schiller und Schelling sich in ein Nebenkabinett zurück. Ich durfte von der Gesellschaft sein. Einige Bouteillen Champagner standen auf dem Tisch und die Unterhaltung wurde immer lebhafter. Da fiel mir, der ich mit meiner nordischen Virtuosität nüchterner blieb, als die alten Herren, die Veränderung auf, die mit zwei so bedeutenden Persönlichkeiten vorging. Goethe war unbefangen lustig, ja übermütig, während Schiller immer ernsthafter ward und sich in breiten doktrinären ästhetischen Explikationen erging; sie hatten die größte Ähnlichkeit mit seiner bekannten Kritik über Klopstock, und er ließ sich nicht stören, wenn Goethe ihn durch irgendeinen geistreichen Einwurf in seinem Vortrag zu verwirren suchte. Schelling behielt fortdauernd seine ruhige Haltung, ich konnte ihm kaum eine Veränderung anmerken. Der Arzt Hufeland war eben im Begriff, einem Rufe nach Berlin zu folgen. Er trat etwas später herein, und so beliebt der treffliche Mann war, sprach sich doch die Abneigung gegen Preußen ziemlich unbefangen aus, und er ließ sich's gutmütig gefallen, Gegenstand unserer Scherze zu sein.

250. 1801. März. H. Schmidt.

[Schmidt beabsichtigte, sich dem Schauspielerberufe zu widmen.]

An [Schiller] wandte ich mich und wagte es, ihn um seine Meinung zu bitten. Der sorgsam bescheidene Mann wollte es nicht allein auf sich nehmen und versprach, mit Goethe darüber zu sprechen. ~ Bald darauf erhielt ich auch wirklich eine Einladung, zu Schiller zu kommen. Es war eines Sonntags nachmittags um 5 Uhr. Auch Goethe kam [er ließ Schmidt einiges vorlesen, und Goethe sprach über Schmidts Absichten und Aussichten] ~ und verließ uns hierauf, um zu den Frauen, wie er sagte, in das anstoßende Zimmer zu gehen. Während dessen war der höchst liebens- und verehrungswürdige Schiller treulich und angelegentlich bemüht, mir noch näher zu erklären, was Goethe gemeint und geäußert hatte, doch ohne sich irgendeinen Zusatz zu erlauben. Er bezeugte dabei so viel gutmütigen Anteil, daß ich davon innigst gerührt wurde.

251. 1801. März 25. B. R. Abeten.

[Schiller] schenkte [sein Bildnis von der Simanowicz aus dem Jahre 1793] Griesbachs, als er deren Haus verließ. Neben diesem Bilde sah ich Schiller selbst (1801); das war ein schöner Abend. Schiller, der damals an Goethes Beschäftigung mit den Farben großen Anteil nahm, ließ sich von der Griesbach farbige Glasteller geben, durch die er einige Erscheinungen der physiologischen Farben zum Vorschein brachte. — Wie liebenswürdig war Schiller in Gesellschaft. ~

Es war am 25. März 1801. Schiller bewohnte damals sein Gartenhaus, in welches er sich zurückgezogen hatte, um an der Jungfrau von Orleans zu arbeiten. Es war auch von Kleidung in bezug auf Farbe die Rede; und ich wußte mir nicht wenig, als er die meinige, bei dunklem Blau weiße Weste, lobte.

252. 1801. Juni(?). F. Rochlitz.

Als ich Schiller das erstemal in seinem Hause besuchte, fand ich ihn — es war gegen Abend — in der Ecke des Sofa; seine damals etwa fünfjährige Tochter saß auf

dem Schoße, sein kleiner Knabe stand zwischen seinen Knien, und hielt die Dose bereit, die der Vater oft brauchte. Ich habe einen Teil der Nacht und den heutigen Tag mich mit den ersten Versuchen zur Ausführung einer Lieblingsidee abgemüht, sagte er; ich habe gefunden, ich werde sie aufgeben müssen, weil der Stoff allzuwiderstrebend ist; das hatte mich mißmutig gemacht: und nun hab ich mich hier wieder heiter erzählt.

Schiller ging schon damals, als er eben den Wallenstein vollendet hatte, damit um, einen Tell zu schreiben. Er sprach viel darüber zu mir, und fand an dem Stoff vornehmlich auszusetzen, daß er nur zu einigen Meisterszenen, aber nicht zu einem ganzen Drama hinreiche. Schiller hatte denselben damals nämlich recht eigentlich auf den Tell selbst beschränkt; die Mitwirkung jener Grausamkeit Geßlers zur Befreiung der Schweiz sollte nur am Ende gleichsam summarisch angedeutet werden usw. Das Ganze hatte er noch nicht von der Höhe gesehen, geordnet und zusammengefaßt, ~ deshalb gab er auch damals die Idee auf. Mehrere Hauptszenen, namentlich die, wo der Tell den Meisterschuß tut, waren aber schon fast fertig gearbeitet.

253. 1801. Karoline v. Wolzogen.

Im Herbst reiste ich mit Schillers nach Dresden, während meines Mannes Aufenthalt in Petersburg und Moskau. Wir verlebten sehr heitere Wochen auf dem Weinberge Körners, dessen Wohnhaus uns der gütige Freund eingeräumt hatte. In Gesprächen mit seinem Freunde, in der schönen Natur von Jugenderinnerung umweht, war Schiller sehr heiter. Den kleinen Gartensaal, die Wiege des Carlos, sah er mit Vergnügen wieder, und es schien uns, als beschäftigte ihn die Braut von Messina. Er sprach gern von seinen Dichtungsplänen mit uns, deren Ausführung noch fern lag. Von der Braut von Messina hatte er viel gesprochen, und wir

fragten oft: ob die Prinzen von Messina bald einreiten würden? Sobald es ihm mit der Ausarbeitung ernst wurde, schwieg er darüber.

Das Anschauen der Kunstwerke, besonders der plastischen im Saal der Mengs'schen Abgüsse, erregte und erfreute ihn sehr. Der Torso des sogenannten Salbers, im Antiken-saale, war die vollkommenste Arbeit in Marmor, die er noch gesehen hatte, er beobachtete sie mit großen Interesse. Die schönen ruhigen Gestalten der sogenannten Vestalinnen beim Fackelschein rührten ihn lebhaft. Durch Goethes und Meyers Kunstansichten neuerweckt, fühlte er sich heimatlicher in dieser Antikenwelt und ihre Anschauung belebte ihn mit neuen Ideen und gab dem schon gefaßten, bestimmten Umriss Gefühl und Worte.

Mit einer gewissen wehmütigen Stimmung verließ er Dresden und den Kreis der trefflichen Freunde, als flöge eine Ahnung durch seine Seele, daß er diesen Ort nicht wieder sehen würde. Graf Geßler und Herr von Schönberg, die treuen, liebenswürdigen Hausfreunde, so gehaltvoll in Geist und Herz, waren Schiller sehr wert, und unser Freund Stein und seine Mutter, die eine Zusammenkunft in Dresden hatten, vereinten sich uns im Genuß der Kunst und Natur.

254. 1801. Sommer. Nach Ludwig Tieck.

Eine letzte Begegnung hatten sie in Dresden 1801. Auch diesmal kamen sie nicht weiter. Tieck machte aus der Gemäldegalerie ein Studium; auch Schiller hatte sie besucht. Sie kamen im Gespräch auf Malerei. In seinen Kunsturteilen war Schiller durch den Einfluß Goethes und Meyers bestimmt. Von diesen hatte er manches angenommen, so die unbedingte Bewunderung der alten Kunst und Plastik, welche seiner eigenen Natur fern stand. Er sprach sich daher gegen die Malerei aus. Er fand den Eindruck der Farbe unangenehm; er habe keine Dauer, es sei unmöglich ihn festzuhalten und zu bestimmen. Sie

sehen zum Beispiel dieses Tuch, sagte er, indem er auf ein rotes Umschlagetuch seiner Frau hinwies, das in der Nähe des Fensters lag. In diesem Augenblick erscheint es rot, lassen Sie das Licht wechseln, und dasselbe Rot wird sich dann lila oder grau zeigen, und damit wird auch der Eindruck ein anderer werden müssen. Dagegen wie viel sicherer und entschiedener ist er nicht in der plastischen Kunst. Am höchsten möchte das Basrelief stehen, das die Festigkeit der Plastik mit der Bewegung der Malerei verbindet. Tieck machte die Gegenfrage, ob sich diese Beobachtungen über den Eindruck der Farbe auch vor Correggios Bildern behaupteten. Gerade hier finde ich sie am meisten bestätigt! antwortete Schiller. Dagegen führte Tieck aus, wie in der Verteilung von Licht und Schatten, in dem unendlichen Wechsel und Spiel der Farbe, in den Mitteln der Zeichnung, der nicht zu erschöpfende Zauber der Malerei liege. Endlich schieden sie voneinander, ohne sich überzeugt zu haben.

255. 1801. September 17. J. G. Gruber.

[Bei der ersten Aufführung der Jungfrau von Orleans in Leipzig.] Das Haus war, ungeachtet des heißen Tages, zum Erdrücken voll, die Aufmerksamkeit die gespannteste. Kaum rauschte aber nach dem ersten Akt der Vorhang nieder, als ein tausendstimmiges ‚Es lebe Friedrich Schiller‘ wie aus einem Munde erscholl, in welchen allgemeinen Jubelruf die Pauken wirbelten, die Trompeten schmetterten. Der bescheidene Dichter dankte aus seiner Loge mit einer Verbeugung, aber nicht allen war es gelungen, den Allbewundernden zu sehen. ~ Der weite Platz von dem Schauspielhaus an, bis hinab zu dem Rastädter Thor stand dicht gedrängt voll Menschen. Jetzt trat er heraus, und im Nu war eine Gasse gebildet, Stimmen geboten, das Haupt zu entblößen, und so ging dann der Dichter durch die Menge seiner Bewunderer, die alle mit entblößtem Haupte dastanden, hindurch, während hinten

Väter ihre Kinder in die Höhe hoben, und riefen: Dieser ist es! ~

Am anderen Morgen besucht' ich Schillern im Hotel de Bavière, und fand ihn ungemein heiter. Natürlich aber erwähnte ich so wenig von gestern etwas, wie er; wir sprachen von seiner neuen Tragödie. Ich äußerte, daß er sich von seinen eigenen Gesetzen dispensiert haben möge; er lächelte und sagte: Warum auch nicht? — Freilich — fuhr ich fort — je höher man aufwärts steigt, desto umfassender der Gesichtskreis. ~ So meine ich auch — erwiderte er — nur nicht herab.

Nachher sprachen wir von anderen Erscheinungen in der poetischen und philosophischen Welt, worüber er sich gleich freimütig erklärte. Was die letztere betrifft, so war er immer noch der Meinung:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien?

Ich weiß nicht.

Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehen.

Bei Erwähnung des ihm angeschuldigten Katholizismus erinnerte er mich selbst an sein Distichon:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! — Und warum keine?

— Aus Religion.

Über die Erscheinungen an Deutschlands poetischem Himmel zuckte er die Achseln. Man treibt, sagte ich, mit Goethe wahren Unfug. Sollte sich denn Goethe nie über den Unfug als solchen erklären? — Es könnte sein, sagte er, daß ein großer Geist wohl auch menschlich wäre, aber übrigens tut man ihm doch sehr unrecht. Nicht jeder kann, wie er möchte. Was will er machen, wenn das Unkraut mit dem Weizen wächst? — Sich erklären, wiederholte ich, und er lächelte.

Ach! hätte ich damals denken sollen, daß ich ihn zum letzten Male sähe, als ich von ihm schied, und er mir den herzlichen Handdruck so herzlich erwiderte!

Er hatte, wie er mir unter anderen auch erzählte, zwei

Methoden, die er bei seinen Arbeiten stets befolgte. Alles, was er darzustellen sich vorgenommen hatte, arbeitete er erst völlig im Kopfe aus, ehe er eine Zeile niederschrieb. Fertig war ihm ein Werk, welches sein völliges Dasein in seinem Geiste hatte, und daher mag es wohl auch kommen, daß oft im Publikum das Gerücht erscholl, Schiller habe dieses oder jenes vollendet. So auch die letzte Zeit von seinem Attila, von welchem er geäußert hat, er habe fünf Szenen fertig. Das kann also wohl sein, ohne daß sich doch eine Zeile davon niedergeschrieben fände.

Was Schiller aber niedergeschrieben hatte, besonders metrische Arbeiten, pflegte er sich selbst laut vorzulesen, wobei es ihm häufig begegnete, daß er unvermerkt nicht bloß zu lesen, sondern auch zu deklamieren anfing.

256. 1801. A. Genast.

[Schiller] selbst war mit dem Spiel und der Rhetorik der [Leipziger] Mitglieder [bei der ersten Aufführung der Jungfrau von Orleans] nicht zufrieden. Bei seiner Zurückkunft sprach er sich in einer Konferenz darüber aus. Nur Ochsenheimer als Talbot wäre recht brav in der Charakteristik gewesen, aber selbst dieser hätte seine Jamben gräßlich malträtirt, und den auswärtigen Theatern gegenüber fühlte er sich fast veranlaßt, seine Tragödie in Prosa umzuschreiben.

257. R. A. Böttiger an Huber.

Schiller ist, ich weiß selbst nicht warum, seit langer Zeit mir abhold. Aber als ich die Johanna gelesen hatte, sprach ich ihn warm an und dankte für den hohen Genuß. Die Nation kann stolz auf diese Dichtung sein. Machen Sie doch bald eine des Stückes würdige Anzeige davon. Auf gewisse Feinheiten, wie z. B. auf die durch die Berührung des schwarzen Phantoms bei der Johanna aufgereizte Sinnlichkeit, wodurch allein die schnelle Verliebung motiviert wird, muß das große Publikum aufmerksam gemacht werden.

258. 1801. November. J. G. Seume.

Die Kaiserin (=Mutter von Rußland) fragte mich viel über Schiller, dessen Tod noch das Gespräch der Stadt war, und sprach von seinen Schriften mit hoher Achtung und von manchen mit einer so feinen Kritik, daß auch Schiller, hätte er sie gehört, sie gewiß benutzt hätte. Da ich mit Schiller immer in freundschaftlichen Verhältnissen gewesen war, konnte ich mit wahrer Wärme von seinem Charakter sprechen. Der bessere Mensch in ihm ließ von den minder guten Momenten keine Flecken einrosten. Schiller ist mir am liebenswürdigsten gewesen als Hausvater, sagte ich und erzählte der Kaiserin, wie ihn einst die Unruhe wegen seiner kleinen Tochter nicht einige Tage länger in dem Zirkel seiner Freunde in Kurfachsen ließ. Er eilte nach Weimar; und als ich einige Wochen nachher ihn besuchte, kam er mir im Vorhause mit dem lieblichen Ideale von Mädchen auf dem Arme entgegen und sagte: Sehen Sie, das ist das kleine, närrische Geschöpf, das mich nicht ruhig bei Ihnen lassen wollte. Die Kleine klammerte sich fest an seinen Nacken und rechtfertigte, was er sagte.

1805 bald nach Schillers Tode war Seume in Petersburg, wo ihm Klingler die Todesnachricht brachte. Seume erwähnt den Besuch bei Schiller in einem Briefe aus Wien an Böttiger vom 3. Dezember 1801.

259. 1801. November 26. Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans aus Schillers Munde, aufgezeichnet von K. A. Böttiger.

Das Mädchen von Orleans ist ein in seiner Art einziges Sujet in der Geschichte und ein beneidenswerter Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenia bei den Griechen. Schiller hatte dreierlei Pläne mit der Bearbeitung desselben, und hätte er Zeit, so würde er die beiden andern auch noch ausführen. Besonders lockend ist ihm der, wo ein treues Gemälde der damaligen Sitten und der gedankenlosen Ausgelassenheit am Hofe Karls VII.

(den Schiller jetzt nur schwach und liebenswürdig geschildert hat, dessen asotische Denkart aber mehr Beachtung verdient) mit den Angriffen der Engländer und der begeisterten Entschlossenheit der Jeanne d'Arc ganz anders kontrastiert und alles bloß historisch geschildert werden müßte. Dann wurde auch die Johanna in Rouen verbrannt. Überhaupt kostete es ihm großen Kampf, als er mit den ersten vier Akten fertig war, von der Geschichte abzugehen. Er reiste deswegen nach Jena, und erst nach einer wochenlangen Ablenkung aller Gedanken von seiner bisherigen Arbeit kam ihm der Geist und Entschluß zu der romantischen Ausführung, wie sie nun ist. Er arbeitete im ganzen sieben Monate daran.

Der König war damals der Schutzherr des dritten Standes, des Bürgers und Landmanns, gegen die stolze Gewalt der Vasallen und des Adels. Darum mußte er der Schächerin Johanna schon in einem rettenden, milden Lichte erscheinen, und darin glaubt Schiller einen Zug der weiblichen Natur durchgeführt zu haben, daß Johanna, die das Reich als Abstraktum gar nicht denken konnte, sich doch nur immer den guten liebenswürdigen König bei allen ihren Anstrengungen als letzten Zweck dachte. Daraus erklären sich mehrere Stellen, besonders im Abschiede am Schluß des Prologaktes.

Die Szene mit dem Walliser Montgomery ist eine Lieblingsepisode des Dichters, die er ganz im Geiste homerischer Dichtung nach der Art bildete, wie dort in der Ilias Lykaon das Leben von Achilles erfleht, und darum nahm er auch hier die Jamben des alten Trauerspiels, die Senarios und Trimetros, zur Ausführung. Diese sind der Cäsur wegen außerordentlich schwer, aber auch so schön und volltönend, daß es Schillern schwer wurde, nun wieder zu den Fünffüßlern zurückzukehren. Montgomery muß durch ein Frauenzimmer gespielt werden.

Das Stillschweigen der Johanna, als sie vor allem Volk vom Vater der Zauberei angeklagt wird, ist in

ihrer visionären Schwärmerei selbst vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorstellung, sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. Bei diesem wirkt die gemeine Natur, in der es im Mittelalter und Christenthum gegründet ist, bei außerordentlichen Erscheinungen weit lieber auf ein übermenschliches böses als gutes Prinzipium zu schließen, und überhaupt lieber Böses zu denken und böse Motive unterzuschieben. Dazu ist Thiebault, ein melancholischer, schwarzgallichter Mensch, mit dem auch Johanna nicht ein Wort spricht. Doch ist sie seine Tochter und es ist psychologisch, daß von einem solchen Vater eine solche der Schwärmerei empfängliche Tochter geboren werden konnte. Der Himmel bekräftigt des Vaters Zeugnis, und er entschüht sie wieder durch ein Donnerwetter, auf dessen Erfolg sich Johanna auf einmal wieder für schuldlos hält.

Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Band an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten miteinander spielen.

Eigentlich dachte sich Schiller den Geist des kurz vorher verschiedenen, als Atheist der Hölle zugehörigen, Talbot. Immer sind die Menschen auf der höchsten Spitze stehend gefallen. Das widerfährt von dieser Szene an auch der Johanna. Vollenden ist nur Sache der Götter. Sie muß, da sie nun ein Wort spricht, daß die Nemesis beleidigt, und wozu sie keinen Auftrag vom Himmel hatte:

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,

Als bis das stolze England untergeht,
für diesen Übermut gestraft werden. Die Strafe folgt in der Verliebung in Lionel auf dem Fuß nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt ihren Arm.

Am Ende ist doch der ganze Handel mit der Verliebung nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend erhält zuletzt die kanonisierende Palme. —

260. 1801. Dez. 27. B. A. Abeken an seine Schwester Julie.

Eine recht vergnügte Stunde hatte ich noch denselben Tag (27. Dezember 1801) in Weimar. Griesbachs hatte mir einen Brief an Schiller mitgegeben, den ich überreichte, worauf ich sehr artig und freundlich aufgenommen ward. Mein Freund Voß ging auch zu ihm, und so brachten wir wohl eine Stunde dort zu. Du glaubst gar nicht, was für ein freundlicher, wackerer Mann der Schiller ist. Gegen Leute, die ihn überlaufen, um nur die Ehre haben zu wollen, den großen Schiller zu sehen, mag er wohl ein wenig steif sein; aber sonst ist er das im mindesten nicht. Ich war mit ihm schon einige Male bei Griesbachs in Gesellschaft gewesen, und er hatte sich nachher meiner noch erinnert und bei Griesbachs nach mir gefragt; so konnte ich dreist zu ihm gehen, und es hat mich nicht gereuet. Als ich wieder nach Jena kam, hatte ich noch eine große Freude. Die Hofrätin Schiller schrieb an die Griesbachs: Sie hätten uns noch einladen wollen, um den Abend bei ihnen zuzubringen, als sie einen unerwarteten Besuch bekommen hätten.

1802—1803.

261. H. C. Robinson.

Ich sah Schiller gelegentlich, ebenso wie die anderen, aber ich drängte mich nicht, von ihm bemerkt zu werden, und das kann ich auch nicht bedauern. Das einzige Gespräch, das ich mich erinnere mit Schiller geführt zu haben, entsprang meiner Frage, ob er Englisch verstehe, da ich deutsche Übersetzungen Shakespeares unter seinen Büchern bemerkt hatte. Er sagte: Ich habe Shakespeare auf englisch gelesen, aber aus Grundsatz nicht viel. Das Geschäft meines Lebens ist deutsch zu schreiben, und ich bin überzeugt, daß man nicht viel in fremden Sprachen lesen kann, ohne jenen feinen Tact in bezug auf Erkenntnis der Macht der Wörter zu verlieren, der für den schriftlichen

Ausdruck wesentlich ist. Ich fragte ihn auch, ob er Lillo kenne. Er sagte, daß er ein Drama beginne, das sich auf die Erzählung George Barnewell gründe. Er dachte sehr hoch von Lillos dramatischem Talent. Ich erzählte ihm die Geschichte Verhängnisvolle Neugier, die er für einen guten Stoff hielt.

262. 1802. Januar. A. Genast.

Schiller konnte der ersten Leseprobe [der Turandot] nicht beistehen, da er unwohl war; die zweite Leseprobe leitete er selbst, wie er denn überhaupt das Ganze szenierte und Goethe erst wieder an der Hauptprobe teilnahm. Die erste Darstellung war nicht ganz befriedigend, der Ton wurde von einigen nicht so getroffen, wie ihn Schiller haben wollte. Namentlich war Graff als Altoum viel zu tragisch. Bei der zweiten Vorstellung fiel der Übelstand weg und das Ensemble wurde dadurch viel runder und glatter. Fast zu jeder Wiederholung schrieb Schiller neue Rätsel, die stets mit großer Afflamation vom Publikum aufgenommen wurden.

263. 1802. F. Baron de la Motte Fouqué.

Mit Schiller führte ihn [Fouqué] ein günstiges Geschick in einer Abendgesellschaft bei Goethe zwar ins Gespräch, aber eine irgend bedeutsamere Annäherung zu dem erhabenen Dichter ward ihm erst um etwa zwei Jahre später im Badeort Lauchstädt zuteil, wovon dann seinerzeit einiges mitgeteilt werden mag.

264. 1802. Februar. Zelter an Goethe.

Aufrichtig zu sagen, war ich das erstemal meistens zu Euch gekommen, um Schiller kennen zu lernen, und darum über Jena gegangen, weil ich nicht wußte, daß Schiller schon in Weimar wohnte.

Schiller war nicht längst in Dresden gewesen. Naumann hatte die Ideale in Musik gesetzt, und sie dem Dichter durch seine Schülerin, eine Mademoiselle Schäfer vorsingen lassen. Das erste, wovon Schiller zu mir sprach,

war diese Komposition, über welche er ganz entrüstet war; wie ein so gefeierter, berühmter Mann ein Gedicht so zerarbeiten könne, daß über sein Geflimper die Seele eines Gedichtes zu Fesseln werde, und so ging's über alle Komponisten her.

Den Effekt solcher tröstlichen Ovation brauch ich nicht zu beschreiben, ich hatte Schillers und Deine Gedichte im Sacke mitgebracht und mit einem Schlage die Lust verloren sie auszupacken. Es war vor Tische; Schiller und ich sollten bei Dir essen. Die Frau kam und sagte: Schiller, du mußt dich anziehen, es ist Zeit. So geht Schiller ins andere Zimmer und läßt mich allein. Ich setze mich ans Klavier, schlage einige Töne an und singe ganz sachte für mich den Taucher. Gegen das Ende der Strophe geht die Thüre auf, und Schiller tritt leise heran — nur halb erst angezogen — so ist's recht, so muß es sein usw. Dann wieder die Frau: Lieber Schiller, es ist nach zwei Uhr, mach doch nur, daß du erst angezogen bist, du weißt, Goethe wartet nicht gern zu lange, und nun war die Sache in Ordnung.

Wie oft ich ihm und Dir und Euch allen damals meine Späße vorgemacht habe, wirst Du wissen, doch Du schicktest mir den Ehlers auf die Stube, dem ich die Stückchen eingeübt habe, und der auch manche davon recht gut herausgebracht hat.

265. 1802(?). Februar 4. Christiane v. Würmb.

[Schiller sagte]: Oft wird dadurch die Erziehung der Prinzen verfehlt, daß man zu genau und ängstlich auf sie acht gibt. Man blicke in die Welt, alles was Großes da war, ward durch sich selbst, lernte frühzeitig seine eigenen Kräfte kennen. Dadurch, daß man den Prinzen eine allgemeine Bildung will geben, versäumt man eine bestimmte. Man sollte sich gewöhnen, Prinzen nur eine Wissenschaft, Kunst oder Talent auf einmal studieren zu lassen, aber ganz als wäre es der einzige Zweck. Man

gebe ihnen nicht die leichteste Seite, sondern zeige ihnen gleich das Große, Geistige des Ganzen, und lasse sie hier ihre volle Kraft üben. Das was zu leicht gemacht wird, lernen wir auch leichtsinnig behandeln. Das männliche Alter verliert selten die Eindrücke der Jugend, und jede Schwierigkeit scheint uns unüberwindlich.

266. Februar 15. Als ich mit Schiller allein Tee trank.

Die ganze Weisheit des Menschen sollte eigentlich darin bestehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre es der Einzige, Letzte. Es ist besser, mit gutem Willen etwas zu schnell zu tun, als untätig bleiben.

267. Februar 20. Als ich mit ihm im Park spazieren ging.

Darum taten die Alten mit ihrer Musik so erstaunliche Wirkungen, weil sie einfach war. Ihre einzelnen Akkorde drangen ans Herz, und rührten. Ein gleichförmiger Ton kann den Menschen zum höchsten Grad von Anspannung treiben, daher können sehr reizbare Gemüther nicht die gleichförmige Bewegung eines Handwerkers oder Mechanikers hören, und wie ungleich mehr muß es auf sie wirken, wenn diese gleichförmige Bewegung in der Fülle von Harmonie geschieht.

Wahrscheinlich ist dies Grund, warum man bei jeder Art von Einweihung, z. B. in Freimaurer-Logen diese Art von Musik erwählt, und warum die Alten, ehe sie zum Zweikampf in die Schranken traten, die Trompete in einzeln Tönen erschallen ließen.

268. Februar 21. Als ich erzählte, wie sehr man eine Geschichte der Jagemann verschlimmert hätte.

Es ist unglaublich schwer, und beinah möchte ich sagen, ganz unmöglich, etwas Gesehenes oder Erzähltes ganz und grad so wiederzugeben, als man es gesehen oder gehört hat. Mit der schönsten reinsten Wahrheitsliebe überlassen wir uns öfters, ohne es zu ahnden, unsern eigenen

Gefühlen. Und dieses oft liebenswürdige Gefühl für Recht und Unrecht gibt nicht selten unseren Worten einen ganz andern Sinn.

369. März 1. Als ich mit ihm aus der Komödie ging.

Wenn man dreißig Schauspiele sähe, und man fragte sich bei jeder vollendeten Vorstellung: Was hat der Dichter damit sagen wollen? Was war seine Absicht, sein Zweck? Was war Gutes und Schlechtes daran? Wie hat er dieses oder jenes gehalten? Wenn man sich so von jeder Szene Rechenschaft gäbe, so wäre es keine Frage, daß man am Ende das einunddreißigste selbst verfertigen könnte. Und auf was für einen großen Grad von Vollkommenheit und Einsicht könnte der Mensch nicht kommen, wenn er es mit allem, was ihm begegnete, und was in seiner Seele vorginge, so machte.

270. März 3. Als ich von meiner Lektüre den Gibbon erzählen mußte.

Es macht einen ungeheuren Eindruck, wenn man einen Blick auf die Geschichte wirft. Wo sich eine halbe Welt herumdrehete, wo Künste und Wissenschaften blüheten, sucht der forschende Blick oft umsonst die Stelle, wo alles dieses vorging. Berühmtes Troja, niemand kann nur noch einen einzigen Stein von dir entdecken. Bei einem solchen Überblick fühlt man sich so klein und nichts bedeutend, und doch empfängt der Geist einen neuen unsichtbaren Schwung, er fühlt eine innerliche Kraft, die auf dieser Sphäre keinen festen Ruhepunkt fassen kann, sondern ins Unendliche geht.

271. März 5. Als ich ihm Kaffee einschenkte.

Billigkeit ist eine schöne aber seltene Tugend. Oft die sanftesten Herzen fehlen am meisten dagegen. Weil sie mit Innigkeit und Treue an der liebenden Partie hängen, so flößt ihnen alles, was dagegen ist, einen unwillkürlichen Widerwillen ein, und dieses ist ein Stein, wo so oft die Menschheit scheitert.

272. März 6. Bei Tische.

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geschaffen, und wie viel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären.

273. März 8. Als Ernst mich fragte, mit einer wichtigen Miene, wer den Gibbon geschrieben?

Der Geist des Zeitalters ist am deutlichsten an Kindern zu bemerken, wenn wir aufmerksam genug sind, darauf Achtung zu geben, z. B. fragt jetzt Ernst im fünften Jahre, wenn er ein Buch liegen sieht, wer es geschrieben hat. Vor dreißig Jahren dachte man kaum im elften daran, genug, das Buch war da, und man glaubte, es müßte so sein. Jetzt gibt sich jeder Bediente mit Lektüren ab, und schreibt am Ende auch wohl selbst, natürlich werden die Kinder hierauf aufmerksam.

274. März 9. Als ich ihm ganz allein den Tee in seiner Stube bereitete, und er aufhörte zu arbeiten.

Es ist schwer, und gehört ein Grad von Kultur und Vollkommenheit dazu, die Menschen so zu nehmen und nicht mehr von ihnen zu verlangen, als in ihren Kräften steht. Es gibt Gemüther, die nie auf diesen Stein des Anstoßes geraten, sie sind nicht zum Tieferdenken gewöhnt, sie nehmen, genießen und geben, weil es der Zufall so will. Hingegen bei anderen Naturen, sobald der erste jugendliche Traum verrauscht ist, wo alles in freudigem Lichte erscheint, wo man alles umfassen möchte, und alles was da ist, sich dünket als wäre es um seinetwillen da. Sobald dieser süße Blick verschwunden ist, dann erscheint uns alles ernster, der Mensch erscheint uns in anderer Gestalt. Wo wir sonst liebten, bewunderten, anbeteten — da sehen wir oft mit freierem Blick die trüben Quellen. Es gehört ein Grad von Verstand, und ein weiches unverdorbenes Herz dazu, damit die Menschenliebe siegt.

275. März 13. Als er mich in meinem Fleiß bestärken wollte.

Man sollte sich gewöhnen den Gedanken fest zu fassen, daß man sich nicht bestrebe, einiges von vielen lernen zu wollen, sondern einiges aber ganz. Was man anfängt, man fange es mit voller Seele, mit voller Kraft an, um desto eher ist es geendet, und ganz und mit voller Kraft kann man sich wieder einem anderen Geschäfte widmen. Man würde weit mehr Zeit gewinnen, wenn es nicht zur Gewohnheit geworden wäre, so viele Dinge als Nebensache zu betrachten, die im Grund mit viel weniger Zeit, aber ernstlich, besser vollbracht würden.

276. März 14. Als der kleine Ernst sich fürchtete vor einem Hund ohne mich über die Straße zu gehen.

Man könnte den Menschen zum halben Gott bilden, wenn man ihm durch Erziehung suchte alle Furcht zu benehmen. Nichts in der Welt kann den Menschen sonst unglücklich machen, als bloß und allein die Furcht. Das Übel, was uns trifft ist selten und nie so schlimm, als das, welches wir fürchten. Das Tier hat hier den Vorzug. Der Ochse, welcher zur Schlachtbank geführt wird, fürchtet nicht eher den Schlag, als bis er ihn trifft. Und auf diesen Grad von Furchtlosigkeit sollte der Mensch durch seinen klaren, hellen Verstand gelangen. Er sollte suchen das Übel aus dem Wege zu räumen, es aber nicht fürchten.

277. März 15. Als sein kleiner Sohn mich fragte, was im Winde sei, und ich es ihm erzählte, daß ich ihn an Vater gewiesen.

Man sollte es sich zur heiligsten Pflicht machen, dem Kind nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen. Die Forderung muß von innen heraus geschehen, und jede Frage, die man beantwortet, ehe sie aufgeworfen ist, ist verwerflich. Man sagt dem Kinde öfters im sechsten bis siebenten Jahre etwas vom Schöpfer und Erhalter der Welt, wo es den großen schönen Sinn dieser Worte noch nicht ahnden kann, und so sich seine

eigenen verworrenen Vorstellungen macht. Entweder verhindert man durch dieses zu frühe Erklären den schönen Augenblick des Kindes ganz, wo es das Bedürfnis fühlt, zu wissen, woher es kommt, und wozu es da ist — oder kommt er ja, so ist doch das Kind schon so kalt durch seine vorhergegangenen Ideen geworden, daß man ihm nie wird die Wärme einflößen können, die es gefühlt haben würde, wenn man ihm Zeit bis zu diesem entscheidenden Augenblicke gelassen hätte. Und das Kind hat vielleicht seine ganze Lebenszeit daran zu wenden, um jene irrigen Vorstellungen wieder zu verlieren oder wenigstens zu schwächen.

278. März 16. Auf einem Spaziergange nach Ober-Weimar.

Ein frohes heiteres Gemüt ist die Quelle alles Edlen und Guten, das Größte und Schönste, was je geschah, floß aus einer solchen Stimmung. Kleine düstere Seelen, die nur die Vergangenheit betrauern und die Zukunft fürchten, sind nicht fähig, die heiligsten Momente des Lebens zu fassen, zu genießen, und zu wirken, wie sie sollten. Erinnerung scheint ihnen nicht süße und Zukunft nicht tröstend.

279. März 18. Als er mich in meiner Stube nährend fand.

Es ist ein eigen seltsam Ding um die gelehrten Frauen! Wenn sie einmal den ihnen angewiesenen Kreis verlassen, so durchfliegen sie mit schnellem ahndendem Blick unbegreiflich rasch die höheren Räume. Aber dann fehlt ihnen die starke, erhaltende Kraft des Mannes, der eiserne Mut, jedem Hindernis ein ernstes Überwinden entgegenzusetzen, um fest und unaufhaltsam in diesen Regionen fortzuschreiten. Das schwächere Weib hat seinen ersten schönen Standpunkt verloren — sie kann nicht mehr zurück, und wird entweder zur eitlen Törrin — oder unglücklich. Und selbst die himmlische Kunst! was kann sie dem zarten Weibe bieten, daß diese nicht sich unbewußt, in stiller Tätigkeit, in stiller Übung ihres hohen heiligen Berufes

in liebender Brust fände? Und selig der Mann, der ein solches Kleinod zu schätzen weiß, und die Freundin seines Herzens bei Arbeiten und häuslichen Beschäftigungen sucht, um sich an ihren anspruchlosen Talenten von seinem mühevollen Streben zu erheitern.

280. März 20.

Der Mensch sollte sich gewöhnen, und es sich zum festen Geseze machen, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne, wäre es auch nur auf eine Viertelstunde, seine ganzen Seelenkräfte zu üben, und sie auf einen einzigen Punkt zu richten.

281. März 21. Als ich den Wunsch geäußert hatte, so wie die Jagemann singen zu können.

Man sollte beinah behaupten, daß Neid der menschlichen Natur eigen sei, (doch versteht sich nicht jener gemeine, niedrige, welcher so tief herabwürdigt). Schon die Bewunderung einer Kunst, Talent, oder was es sei, führt gewöhnlich den leisen Wunsch mit sich, es auch zu besitzen. Und durch gute Erziehung ist dieses Gefühl gewiß ein großes Mittel die menschlichen Kräfte zu einer Vollkommenheit zu erheben.

282. März 22. Beim Souper über die Uneinigkeit der Schauspieler.

Auf einer viel höheren Stufe würde die Menschheit schon stehen, wenn alle vereinten Kräfte einen Zweck hätten, wenn nicht so viel verschiedenes Interesse sie trennte. Wie hoch könnte die Kunst und Wissenschaft gestiegen sein, würde sie nicht oft durch Sklavenseelen um Geld und Fürstengunst feilgegeben.

283. März 23.

Geseze sind der Menschheit wohlthätig, mit ihnen ist der Mensch besser und sanfter geworden. Ein großer, nicht zu berechnender Schritt zur Veredelung ist geschehen, daß die Geseze tugendhaft sind, wenn freilich auch noch nicht die Menschen. Denn wo keine Strafe ernst entgegen-

tritt und kein Gewissen mit seinen Forderungen zügelt, halten jetzt die Gesetze der Ehre und des Anstandes in Schranken.

284. März 24.

Es ist nicht zu berechnen, welchen Vorteil wir hätten, gewöhnten wir uns, bestimmt eine Stunde des Tages mit inniger Aufmerksamkeit auf unser Herz, Kräfte, Schwächen und Neigungen zu richten. Haben wir nur erst die Kenntniß von unserem Innern, dann ist ein ernster, ja beinahe der schwerste Schritt zur Vervollkommenung geschehen.

285. März 25. Als ich ihm Tee einschenkte.

Wie selten benutzen und ergreifen die Menschen, aus Leichtfinn, die köstlichen Augenblicke mit voller heißer Seele, die nur einmal kommen, und unbenuzt einen tiefen Stachel in die Seele drücken.

286. März 25.

Zwei Sachen gehören zur Bildung des Verstandes, ohne welche kein Fortschreiten möglich ist: ein ernstes Einsammeln von Kenntnissen, und eine stete Übung der Kräfte.

287. März 26. Beim Tee.

Man sollte so früh als möglich junge Leute gewöhnen, ihre Gedanken und Gefühle auszusprechen, denn diese Mitteilung ist eine Aufforderung zum ernststen Nachdenken. Mitteilung macht unsere oft ahndenden Gefühle hell, deutlich und allgemein. Wir gewöhnen uns früh zu reden und zu hören, unsere Ideen entwickeln sich schneller, unser Urtheil wird sicherer, und wir gewöhnen uns schnell das große Ganze eines Gegenstandes mit voller Seele zu umfassen.

288. März 27.

Der Mensch ist immer schätzenswert, der einen bestimmten Gegenstand ganz und mit heiterer Seele ergreift.

289. März 28. Als ich Tee einschenkte, und von meiner Lektüre des Gibbons erzählen mußte.

Es ist sonderbar, daß Deutschland nie sein Glück durch Waffen machen konnte — vielleicht ist es ein Beweis, daß die Deutschen einen zu ehrlichen graden Sinn besitzen, desto mehr blüheten von langer Zeit Kunst und Wissenschaften, und jede Veredelung zarterer Gefühle. Selbst diese Nachahmungssucht ist löblich. Er prüft und untersucht mit strengem Ernste jedes Fremde, und das Bessere steht am Ende immer oben.

290. April 1. Im Park beim Römischen Haus.

Es kommt am Ende bei unseren Gefühlen immer auf die Vorstellung unserer Seele an; und das ist ein Beweis, welche hohe unaufhaltsame Kraft darin liegt. — Der reizendste Anblick einer herrlichen Natur ist nichts für einen traurigen Sinn, und eine Wüste schafft sich ein heiteres liebendes Herz zum Himmel. Unser Schmerz und Freude, Glück und Unglück hängt oft von der Stimmung unseres Geistes, und auch von unserer Bildung ab. Auf verkehrte Menschen wirkt auch das Schönste, Beste und Erhabenste verkehrt. Bessere und Hellere wissen auch dem Schlechten eine gute Seite abzugewinnen.

291. April 2. Beim Kaffee.

Es ist ein großer Stein des Anstoßes, besonders der Frauen, mit ihren leicht gereizten Gemüthern, daß sie ihre Forderungen nicht mäßigen, und ihrer Einbildungskraft zu weiten Spielraum geben. Der Mensch stellt sich vor seine Seele ein Ideal, und hinkt ermattet in die Wirklichkeit zurück, wo er doch so viel sein könnte und sollte.

292. April 3. Als ich mich fürchtete in Rudolstadt zu singen.

Ernster guter Wille ist eine große, die schönste Eigenschaft des Geistes. Der Erfolg liegt in einer höheren

unsichtbaren Hand. Nur die Absicht gibt dem Aufwand von Kräften Wert. Und so erheben wir uns über Lob und Tadel der Menschen.

293. April 4.

Es gibt Menschen, die immer studieren, immer lernen, und im Grunde auch viele Kenntnisse haben, aber es liegt in dunklen Schleier gehüllt, und es fehlt ihnen an Klarheit, das Gingesammelte ins Leben übertragen zu können, wodurch doch allein alles Wissen erst Wert bekommt.

294. April 5.

Daß feste Grundsätze und Tugend unter den Menschen wirklich und kein Traum sei, beweist, daß so viele alle Kräfte aufbieten, und wenn auch nur mit dem Schein derselben zu blenden.

295. April 6.

Wenn sich die Menschen die Mühe nehmen wollten, um erst alles Schlechte und Gemeine aus dem Wege zu räumen, so würden sie weiter kommen, als wenn sie mit heißen Armen alles Schöne gleich umfassen möchten, und mutlos zurückkehren, wenn es sich ihnen entzieht.

296. April 7.

Es ist ein ungeheures namenloses Gefühl, wenn das Innere seine eigene Kraft erkennt, wenn es klarer, immer klarer wird, sich alles glänzend unterscheidet, und unser Geist sich fest und stark erhebt. In uns fühlen wir alles, die Kraft strebt zum Himmel empor und findet um sich kein Ziel.

297. April 8.

Es sind die kleineren, engern Gemüther, die so gern jeden verdienten Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schicksals bezeichnen.

298. April 10.

Es ist ein großer Augenblick des Lebens, wo der Jüngling über seine künftige Bestimmung entscheidet, wo er sich den eigenen Lebensweg wählt, wo ein mächtiger Entschluß den jungen vollen Geist ergreift, wo ihm alles zu eng ist, und er in die Wolken flieht, um einen Ruhepunkt zu finden.

299. B. R. Abeken.

Schiller, bei dem meine Frau eine Zeitlang lebte, sagte ihr öfter: Christelchen, wenn ich jährlich 100 Taler mehr an Einnahmen hätte, solltest du nicht Hofdame sein.

300. 1801/02. Karoline v. Wolzogen.

Eine Abendgesellschaft, die sich wöchentlich in Goethens Hause versammelte, und aus lauter wohlwollenden und für ihn gleichgestimmten Menschen bestand, erheiterte Schillern sehr. Wir danken ihr einige schöne Gedichte Goethens. Schiller dichtete die vier Weltalter und das Lied an die Freude. Das Theater gab ihm fortwährend viel Genuß, und wirkte belebend und aufklärend auf seine produktive Stimmung. Selbst ein schlechtes Stück gebe ihm viel neue Ansichten, sagte er uns.

Der Ankauf eines kleinen, aber bequemen und freundlich gelegenen Hauses vollendete seine Zufriedenheit in Weimar. Er bewohnte die obere Etage allein. Seine Zimmer hatten die Mittags- und Morgensonne. Ein farmoisinseidener Vorhang war vor dem Fenster, an dem sein Arbeitstisch stand, angebracht. Er sagte uns, daß der rötliche Schimmer belebend auf seine produktive Stimmung wirke.

301. 1802. Frühjahr. Charlotte v. Schiller an Fritz v. Stein.

Das Haus, das die Gräfin Bachof ehemals in der Esplanade bewohnte, haben wir gekauft, und ich freue mich sehr des Besizes, weil die Lage meinen Augen wohlthätig ist, und ich immer wie in einer Laube sitze. Auch

für die Kinder ist es sehr freundlich, und für eine Wohnung in der Stadt hat sie alles Angenehme eines Gartenhauses, weil die Esplanade unser Garten ist. Der Einzug, das Arrangement des Hauses, die Veränderungen, die wir machen mußten, haben uns viel Zeit und Ruhe geraubt, besonders Schiller, der noch nicht zu einer fruchtbaren Stimmung kommen konnte; da die Tätigkeit des Geistes sein höheres Leben ist, so ist es ihm noch nicht recht hell und gemüthlich.

Am 29. April war Schiller in das neu erworbene Haus eingezogen, am gleichen Tage war seine Mutter gestorben.

302. 1802. Mai 10. Charl. v. Schiller an Christophine Reinwald.

Obgleich Gotta mir allein sagte, daß er im Schwäbischen Merkur gelesen, daß unsere geliebte Mutter überwunden habe, und ich Schiller auch vorbereitete, als wir allein waren, so ist es mir doch schwer, ihm den Brief des Schwagers zu geben, und ich fürchte mich vor dem neuen Eindruck, den er machen wird. Diesen Morgen sah ich ihn so friedlich bei der Arbeit sitzen, daß ich unmöglich das Herz nehmen konnte, die Bestätigung auszusprechen. Morgen soll er erst den Brief sehen, liebe Schwägerin. — Als ich ihm erzählte, daß mir Gotta es gesagt hatte, so erwiderte er mir, er habe seit Deinem letzten Briefe nichts anderes vorausgesehen; und er denke wie Du, daß wir leider den Tod als den einzigen Trost und das Ende der vielen Schmerzen ansehen müßten. Er war gefaßt, aber ich fürchte mich doch, den Schmerz zu erneuern.

303. 1802. R. G. Gruber.

Er zog nach Weimar, wo ich ihn vor drei Jahren in seinem eigenen Hause auf der Esplanade wieder sah. Und wirklich sehr verändert und glücklich verändert. Er sah munterer und ungleich heiterer aus. Ein Sohn, ein Knabe von etwa zehn Jahren, der einigemal ins Zimmer kam, schien ihm viel Freude zu machen, und er hatte einen Scherz mit ihm, über eine Rüstung, die der Knabe ver-

langte. Im übrigen ganz unverändert noch eben die offene, schöne, redliche Seele, noch eben das wohlwollende Herz. ~ Er schien jetzt wieder an das Leben mit holderen Banden gefesselt, in seinem häuslichen Kreise, unter seinen Kindern war ihm so wohl! Und mir so wohl, den liebevollen Gatten und Vater zu sehen.

304. 1802. November. Charlotte v. Schiller an Fritz v. Stein.

Daß Schiller ein prächtiges Adelsdiplom erhalten hat, wissen Sie wohl schon? Sie kennen uns, und wissen, was wir davon halten, der Kinder wegen ist man schuldig es nicht fallen zu lassen, weil es einmal geschehen ist, ob wir gleich ziemlich gleichmütig die Folgen davon einsehen. Wie die Gesellschaft just hier einmal ist, wo man uns einmal kennt, kann es keine wesentliche Veränderung hervorbringen. Aber wenn der junge Hof beginnt, könnte es uns vielleicht nützlicher werden, zu der Gesellschaft des Hofes gerechnet zu werden. Ich lasse es ganz ruhig an mich kommen, und tue nur die Schritte, die ich tun muß, um dem Herzog meine Dankbarkeit zu bezeugen, der sich freundschaftlich und artig gezeigt hat, und auch veranlaßt hat, daß das Diplom für Schiller so ehrenvoll als möglich ausgefallen und abgefaßt ist. Es kann jeder daraus sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist; und dies ist, was mich beruhigt. Denn eine Ehre zu suchen, halte ich unter Schillers Charakter.

305. 1802. Dezember 31. Karoline v. Wolzogen.

Am letzten Abend des Jahres 1802 las Schiller uns die Braut von Messina vor; wobei auch unsere gute Mutter zugegen war. Es war ein herrlicher Abend. Schiller war sehr heiter und versprach uns, jeden Silvesterabend mit einer neuen Tragödie zu feiern. In den ersten Monaten des Jahres 1803 erschien das Stück auf der Bühne. Goethe hatte die Rolle der Mutter der Madame Wolf gegeben; unter seiner Aufsicht studierte sie dieselbe ein, und in der vollkommen gelungenen Darstellung tat

sich zuerst ihr großes Talent für die Tragödie kund. Schiller war sehr erfreut und gerührt, und in der letzten Szene, als man den toten Prinzen getragen bringt, sagte er zu uns: Das ist nun doch wirklich ein Trauerspiel.

Er schritt sofort zur Ausführung des Tell, freute sich des schönen Stoffes, und sagte: Wenn es nur mehr Stoffe, wie Johanna und Tell, in der Geschichte gäbe, so sollte es an Tragödien nicht fehlen. Die Zeiten der Ligue in der französischen Geschichte schienen ihm sehr reich an dramatischem Stoff; Heinrich IV. war einer seiner Lieblingscharaktere, und er meinte, man könne eine Folge von Stücken aufstellen, wie es Shakespeare in der englischen Geschichte getan. Unsere deutsche Geschichte, obgleich reich an großen Charakteren, liege zu sehr auseinander, und es sei schwer, sie in Hauptmomenten zu konzentrieren. Der Erzherzog Friedrich von Österreich, der Gegner und Freund Ludwigs von Bayern, schien ihm ein anziehender Charakter. Einigemal gedachte er auch seines früheren Planes, einen zweiten Teil der Räuber zu geben. Man müsse eine tragische Familie erfinden, fiel ihm einmal ein, ähnlich der des Atreus und Laius, durch die sich eine Verkettung von Unglück fortzöge. Am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter vom Gipfel des Glückes hinabgestürzt, und wo in schwankenden Verhältnissen der Doppelsinn des Lebens die ebene Bahn leicht verwirren könne, sei der passendste Platz für ein solches Gemälde des Menschen- geschicks in seiner Allgemeinheit.

306. 1800/02. Karl v. Schiller.

Einst war ich mit meinem Bruder (Ernst) und meiner Schwester (Karoline) zur Mittagszeit in unsrem Zimmer, wo auch gegessen wurde. Wir waren hungrig, allein der Vater schlief noch. Wir wohnten über seinem Schlaf- zimmer, und um uns den Hunger zu vertreiben, sprangen wir in der Stube um den runden Tisch herum; hierdurch wurde mein Vater aufgeweckt, er schellte seinem Diener.

Ich in der Freude, daß der Vater erwacht war, eilte hinunter, um ihm ein Guten Morgen zu sagen. Seine Zimmertür war noch verschlossen; ich klopfte, worauf er fragte: Wer ist da? Ich antwortete: Ich! Wer ist ich? fragte er, worauf ich sagte: Der Karl! — Hierauf öffnete er die Tür. Statt mir aber einen freundlichen Guten Morgen zu wünschen, sagte er, indem er mich am Kragen packte und mir einige leichte Schläge gab: Wart, ich will euch den Lärm vertreiben, wodurch ihr mich geweckt habt! Dieser Empfang frappierte mich dergestalt, daß ich schnell die Treppe hinauf gerade in das Schlafzimmer lief und mich aus Scham, Schläge bekommen zu haben, unter das Bett meiner Mutter verkroch und bald dort einschlief. Denn erst abends 8 Uhr zog man mich unter dem Bette vor, um mich in mein Bett zu bringen. Dies ist das zweite und letztemal, daß mich der Vater strafte.

307. 1800/02. Karl v. Schiller.

August von Goethe und mein Better Adolf von Wolzogen und ich nahmen uns vor, jeder ein Schauspiel zu dichten. Ich hatte aber durchaus keine dichterische Ader. Während ich in dem Unterricht war, fand mein Vater die erste Szene des von mir begonnenen Schauspieles, was natürlich sehr einfältig war. Als ich zu Tisch kam, redete mein Vater mich in der Art an, wie ich meine Ritter und Knappen in meinem Schauspiel reden ließ. Ich sah daraus, daß der Vater mein Machwerk gelesen hatte, schämte mich, und vernichtete es.

308. 1802. B. H. Schnorr v. Carolsfeld.

Als ich, drei Jahre vor dem Hinscheiden des Mannes, dem diese Zeilen gewidmet sind, auf der Rückkehr aus Frankreich gegen Abend in Weimar angekommen war, wandelte ich nach Schillers Wohnung, um ihn wiederzusehen; da fand ich ihn, seine Tochter Karoline auf den Armen, das Köpfchen an des Vaters Gesicht gelehnt, die Ärmchen um dessen Hals geschlungen, in dem dämmernden

Zimmer gleichsam tanzend herumschreiten. — Dergestalt kam Schiller auf mich zu, auf das freundlichste mich begrüßend, und machte halt! — Nun, Karoline, sprach der glückliche Vater, aus dessen Augen himmlische Freude strahlte, gib doch dem Herrn eine Hand! es ist ein guter Mann! — Das Kind sah mich mit seinen großen blauen Augen von der Seite forschend an und reichte mir langsam seine Hand, ohne übrigens seine Lage zu verändern. —

Fürwahr! dieses Lebensbild wird nie aus meiner Seele schwinden!

309. 1803. Anfang des Jahres. A. Genast.

Am 19. März 1803 fand die erste Darstellung der Braut von Messina statt. Vier Wochen vorher hatte man mit den Leseproben, deren sechs gehalten wurden, begonnen, und diesen folgten noch acht Theaterproben. ~ Erst war die Absicht Schillers, selbst die größeren Reden des Chors unisono sprechen zu lassen; er überzeugte sich aber sehr bald, daß dadurch eine sehr große Undeutlichkeit fühlbar würde, und daß der strenge Rhythmus durchaus nicht eingehalten werden konnte. ~

Obgleich für das Fach der tragischen Mütter Madame Teller engagiert war, übertrug Goethe, mit Schillers Genehmigung, versuchsweise die Rolle der Isabella der Amalie Malcolmi, welche noch nicht 24 Jahre zählte. Schiller war darüber in großer Besorgnis. ~ Indessen hatte Goethe recht gehabt, denn der Versuch glückte über alles Erwarten.

310. 1803. Karl v. Schiller.

Im Jahre 1803 wurde die Braut von Messina zum erstenmal aufgeführt. Da August Goethe einigemal auf dem Theater mitgespielt hatte, so bat ich meinen Vater, doch auch mich einmal mitspielen zu lassen, was nach vielen Bitten der Vater erlaubte, daß ich als Page in der Braut von Messina auftreten durfte. Ich bildete mir da etwas ein, und nachdem meine Rolle ausgespielt war, ging ich

in vollem Kostüm in die Loge meines Vaters, um mir mein Lob zu holen; allein statt Lobes erhielt ich Tadel, daß ich zu große Schritte gemacht und meinem Vordermann nur auf die Fersen getreten hätte. Dies schmerzte mich sehr. Später durfte ich nicht mehr mitspielen, so gern ich auch in dem Krönungszug in der Jungfrau mitgewirkt hätte.

311. 1803. Sommer. A. Genast.

Dies Jahr folgte uns Schiller nach dem ersten Ort [Rauchstädt] und seine Ankunft daselbst erweckte ein großes Interesse bei den versammelten Badegästen, denn alt und jung schwärmte noch weit mehr für ihn als für Goethe. Aber wie anders bewegte sich Schiller in der Gesellschaft Goethe gegenüber: Die bunte Menge beängstigte ihn förmlich, und Ehrenbezeugungen, die Goethe als etwas Selbstverständliches aufnahm, wurden ihm unheimlich und machten ihn schüchtern; darum suchte er zunächst die einsamen Wege auf, um den ewigen Begrüßungen zu entgehen; aber wenn es hieß: Schiller ist dahinaus gegangen, wählte man gewiß den Weg, wo man ihm begegnen mußte. Er ging gewöhnlich gebeugten Hauptes durch die Massen, jedem, der ihn grüßte, freundlich dankend. Wie ganz anders war Goethe unter diesem Publikum, was alljährlich fast dasselbe war, einhergeschritten, stolz wie ein König, mit hocherhobenem Haupte, dasselbe bei einem Gruß nur gnädig neigend.

Schillers Stücke zogen stets ein großes Publikum herbei, und füllten immer die Kasse. Gewöhnlich kam er während der Vorstellung auf die Bühne, und ich sah die innere Befriedigung auf seinem Gesicht, wenn er zu mir sagte: Das ischt ja heute wieder eine recht gute Einnahme! Ich hab' an Goethe geschriebe, daß wir recht gute Geschäfte machen.

Fast nach jedem seiner Stücke wurde ihm ein Bivat gebracht, aber um solchen Afflamationen zu entgehen, ver-

ließ er immer vor dem Ende der Vorstellung das Haus. Da er öfters sich unwohl fühlte, schlug er alle Einladungen zu großen Mittag- und Abendessen aus, nur einen Tag vor seiner Abreise nahm er ein Diner beim Obergerichtsrat Blümner an, welcher durch mich wußte, daß Schiller sich nur in kleinen Zirkeln behaglich fühlte; darum bestand die ganze Gesellschaft nur aus zehn Personen, Gelehrten und Schauspielern.

Er war sehr munter und heiter und teilte uns mit, daß er mit dem Entwurf seines Tell vollkommen fertig sei, und jetzt zurückeile, um die Arbeit zu vollenden.

312. 1803. Sommer. F. Baron de la Motte Fouqué

Auf der Heimreise von Dresden ward Lauchstädt berührt, und für einige Tage dort verweilt. Schiller gebrauchte die dortigen Heilquellen. Nicht mehr mit der früheren seligen Bewunderung vermochte Fouqué den poetischen Heros anzublicken. Die Kritiken der neu-romantischen Schule hatten ihm diese Freude umdüstert. Aber ein geehrtes Haupt stand ja dennoch vor ihm, und er wagte sich getrost an ihn, sich auf die frühere Bekanntschaft in Weimar berufend. Die hatte Schiller ganz natürlicherweise völlig aus dem Gedächtnis verloren. Wie sollte der gekrönte Poet eines vor Jahren gesehenen, flüchtig gesprochenen Kürassierleutnants gedenken, der noch keine Zeile hatte drucken lassen, und vielleicht auch nicht einmal als Aspirant des Parnassus dem droben thronenden Helden genannt worden war! Doch schien ihm jetzt die unbefangene Annäherung des jugendlichen Mannes wohl zugefallen, und auch der Feldherrnname von dessen Großvater kam ihm ins Gedächtnis zurück. Er sah es denn ganz gern, daß Fouqué sich in den paar Tagen öfters dem Schillerschen Gefolge anschloß, bestehend aus jüngeren Dichtern, Schriftstellern sonst und Schauspielern, das dem großen, feierlich einherschreitenden Manne nachschritt, und ihm auch in ein kleines Kaffeehaus zu folgen pflegte, wo

es alsdann wohl zu interessanten Diskussionen kam. Doch wurden solche dergestalt unter dem Vorsitze Schillers abgehalten, daß, wenn der Meister sein Botum in eine der Wagschalen warf, etwa wie zu Rom ehemals Brennus sein Schwert, das Abwägen zu Ende war, und der Sieg entschieden für die begünstigte Schale.

Damit aber ließ Fouqué sich nun keineswegs abfinden, vielmehr hatte er, dem Präses gegenüber, versteht sich in schuldig äußerer und innerer Ehrerbietung, noch meist immer eine Antwort, wohl auch eine neue Frage in Bereitschaft, wovon das strittige Thema wiederum sich emporhob, einer sogenannt ricochettierenden (aufsehenden) Geschützeskugel ähnlich.

Freilich suchte solchen Emanzipationen der absolut bewundernde Chorus durch ein mächtiges Unisono zu wehren, vielleicht gar in dem Reisenden einen Reher der Schlegel-Tieck'schen Schule witternd. Aber Schiller, nach seiner milden Großartigkeit, trat jedesmal dazwischen, freies Feld gebietend für seinen Gegner, und jene lauten Wellen gaben sich alsbald auf das: Quos ego! ihres Neptunus zur Ruhe.

Stehe beispielweis hier die möglichst genaue Wiederholung eines solchen Gespräches. —

Die Rede hatte sich zu dem antiken Trauerspiel gewendet, und zu dessen wünschenswerter Belebung auf der modernen Bühne. Fouqué sprach seine vorherrschende Sehnsucht nach den Tragödien des Aeschylos aus, und durch Schiller befragt, welche von diesen erhabenen Dichtungen ihm die zunächst erwünschtesten zur Darstellung sein möchte, nannte er ohne Bedenken den Prometheus, hinzufügend:

Nur freilich fehlt es bis jetzt an einer genügenden Übersetzung. Vielleicht aber wären Sie selbst, Herr Hofrat, geneigt, uns eine solche zu schenken.

Wir haben ja die Übersetzung des Grafen Friedrich Stolberg, entgegnete Schiller, hinzufügend: gewiß kein verwerfliches Werk.

Und Fouqué wiederholte lebhaft: O gewiß nicht verwerflich! Nichts Verwerfliches ist je von den edlen Stolbergbrüdern geschaffen worden. Aber hier liegt eine wesentliche Irrung zum Grunde: in betreff des Silbenmaßes, mein' ich. Was die Chöre angeht, — da fühle ich mich nicht gelehrt genug, um ein bestimmtes Urtheil auszusprechen, wenn mir's gleich vorschwebt, als gäb' es dort noch mancherlei Unzureichendes. Aber zweifelsohne war es ein durchweg störender Irrtum, die Trimeter des Äschylos in fünffüßige Jamben umzuwandeln, ja, sich dabei auch den weiblichen Ausgang nach Belieben zu gestatten, und die häufigen Übergänge aus einer Zeile in die andere, wodurch jenes ohnehin sehr freie Maß fast in Prosa aufgelöst wird.

Einige Stimmen tadelten diese Ansicht als rigoristisch, und für die Freiheit des Dichters beeinträchtigend.

Fouqué entgegnete: Mitnichten, werthe Herren. Dem echten Dichter sind die sogenannten Schwierigkeiten der kunstgerechten Maße nicht zwingende Gewichte, sondern hebende Schwingen. Und Stolberg würde das auch hier erfahren haben, wäre er bei seiner Übersetzung von dem obigen Gesichtspunkte ausgegangen. Denn namentlich für Äschylos, und ganz vornehmlich für seine Prometheus-tragödie bleiben die Trimeter unerläßlich. In welcher minderen Form können Götter und Titanen sich ausdrücken, — oder vielmehr Titanen und Götter, denn jene haben hier den Vorrang, prophetische Heroen einer uralten Machtwelt über die neu aufgetauchten, dem zukünftigen Untergange schon im voraus geweihten Erscheinungen, — als in dem schwerwiegenden Gang und Klange des Trimeters!

Ein wackerer Schauspieler, dessen gewaltig wohl lautende Stimme just wie geschaffen für jenes Heldenmetrum erklang, erwiderte schier unwillig: Was man uns endlich noch alles anmuten wird! Nun sollen wir uns unter anderem auch in Trimetern vernehmen lassen!

Schiller entgegnete freundlich: Und warum das nicht, mein Lieber? Schon in meiner Johanna haben's die Jungfrau und Montgomery prätendiert. Überhaupt: so was macht sich beim ersten Anblick, wie mehrst alles Neue, schwierig-bedenklicher, als es ist. Da erinnert Euch einmal, wie es mit den Jamben auf unserer Bühne ging, als ich meinen Don Carlos dort einführte. Ich will just nicht behaupten, daß er in wirklichen Jamben geschrieben sei. Aber es hatten doch welche werden sollen. Und euch allen schienen sie es damals nur allzusehr geworden. Wo ihr dem Jambus durch ein: Ach! oder Oh! oder Hm! oder mindestens durch einen Seufzer einen Genickstoß versetzen konntet, geschah es nicht mehr denn gern. Jetzt — ich sprech' es in freudigster Anerkennung — verhält sich's bei euch gerade umgekehrt. Verläßt euch bisweilen im Vortrag metrischer Dichtungen momentan das Gedächtnis, so bestrebt ihr euch, das etwa verletzte Maß wieder herzustellen, nicht nur durch jene Interjektionen, sondern auch wohl durch eine geschickt veränderte Wortfügung, und zwar mehrst mit dem günstigsten Erfolg, so daß man fast der Autor selbst sein muß, um der Variation inne zu werden, und auch dann noch seine Lust daran findet. Also auch mit dem Trimeter werdet ihr schon zustande kommen. —

Der Schauspieler blickte geehrt und freudig drein, von der liebevoll anerkennenden Zurechtweisung erquickt, und das Gespräch wandte sich nun frisch zu der Möglichkeit, den Prometheus auf die Bühne nach ihrem gegenwärtigen Zustande hervorzurufen. Schiller hörte den Vorschlägen und Einwendungen eine Zeitlang behaglich zu. Endlich sprach er:

Ich habe wohl sonst manchmal an solche Dinge gedacht, und will euch sagen, was mir einstweilen dabei herausgekommen ist. Der Kothurn ist wohl gut, die schön geformte plastische Larve (zugleich durch akustischen Kunstbau vergewaltigend die Stimme) desgleichen, wo es genügt, Erscheinung und Redeton des Künstlers bis zur Heroen-

würde zu steigern. Aber für dies äschyleische Titanengebild kommen wir auch damit noch nicht aus. Da könnte mir es nur an phantasmagorischen Glanzbildern genügen in durchaus übermenschlichen Dimensionen, die riesigen Worte — Pferde Rückenbrecher-Worte, wie sie Aristophanes in seiner tollen Spotteslaune hieß, ohne ihnen dadurch im mindesten zu schaden — durch Sprachröhren hervorgedonnert von schon an sich mächtigen Stimmen! — Und bei der fast durchaus stationären äußeren Haltung just dieser Tragödie läßt sich gar wohl die Möglichkeit einer ähnlichen Darstellung denken, wo dann die anmutig weichen Gruppierungen der Okeaniden um den gefangenen Titanen her just in zarten Lichteffecten wiederum den anmutigsten Kontrast, gegen den durch Fesseln, mehr noch durch eigenstarrten Prophetensinn unbeweglichen Heros bilden würden. Auch nur so, meine ich, würde, im Gegensatz zu dem flüchtigen Götterboten Hermes, der riesige Okeanos auf seinem Flügelgreif sich hinlänglich hervorheben. —

Wir anderen saßen lauschend im Kreise umher. Auch in Schillers gewaltigsten Dichtungen habe ich seinen Titanengeist nie gewaltiger empfunden als in diesen so wie gleichsam träumerisch hingeworfenen Umrissen.

Nach ähnlichen Gesprächen geschahe es ein paarmal, — daß hier Geschilderte und Angedeutete drängte sich in wenige Tage zusammen; so reich vermag ein echter Genius auch den mindesten Zeitraum auszustatten, — daß Schiller den jungen Fremdling darauf anredete, wie sie dieselbe Richtung nach ihrer Wohnung hätten, und gütig hinzufügte: Wollen wir mitsamm gehn? Und der Weg war nicht so gänzlich kurz. Wohl kam es dem also Geehrten bisweilen in den Sinn, sich dem Meister als aufstrebenden Dichter zu offenbaren. Aber wozu sollte das eigentlich führen in dieser Kürze des Beisammenseins? Auch stand wohl die damalige Entfernung der neueren Schule von Schiller, bisweilen in völlige Opposition ausartend, dazwischen. Es unterblieb. Aber jenes ihm durch Schiller

erzeigte Wohlwollen nahm doch im Geiste Fouqué als ein erhebendes und bestätigendes Zeichen mit zurück. —

313. 1803. Juni 11. Ludwig Krahn.

[Nach der Aufführung der Braut von Messina in Lauchstädt.]

Zu uns Hallensern hatten sich auch Leipziger und Jenenser Studenten gesellt und als der unvermeidliche Ball überstanden war, zogen wir zusamt vor die Fenster Schillers und brachten ihm ein Hallo mit Gesang und Musik. So viel wir konnten, rückten wir ihm auch auf die Stube, wo sich der von uns tüchtig angelärmte große Dichter so burschikos lebenswürdig benahm, daß einer der Unsrigen ihn fest einlud zu einem Mahle, das der reiche Vater eines Kommilitonen in seinem Gartensaale uns anrichtete. Schiller lehnte zwar die Einladung ab, zögerte aber doch einen Augenblick, so daß, nachdem wir abgezogen waren, ich der Meinung war, eine Deputation an ihn würde nachträglich unseren Wunsch durchsetzen. Im Nu bildete sich die Deputation, die mich zum Sprecher wählte. Wir fanden den Dichter, wie er eben ins Bett steigen wollte, und was ich ihm nun mit klopfendem Herzen in ängstlicher Verlegenheit gesagt haben mag, muß ein anderer wissen, sonst ist's für ewige Zeiten vergessen, woran ganz und gar nichts liegt. Denn meine Rede hat gewiß nicht so viel geholfen, als der tolle Einfall der anderen Kerle, von denen jeder ein Kleidungsstück Schillers ergriff, der Nächststehende auch mir eines über meine in rhetorischer Gebärde ausgestreckten Hände warf, so daß wir alle den Eingeladenen umgaben wie Kammerdiener, bereit ihn anzuziehen. Das Gelächter Schillers machte uns dreister, und fast willenlos fuhr er in die Kleider. Mehr gezogen und getragen als gehend brachten wir ihn richtig in den Saal, wo uns ein überschwengliches Jauchzen empfing. Fast eine Stunde blieb Schiller bei uns, wahrhaftig ein Bursche unter Burschen. Er sprach uns auch an, daß wir diesen Enthusiasmus, als ein Notwendiges für die

Bühne und die geistigen Bestrebungen überhaupt, bewahren und möglichst der Volksmasse mittheilen möchten, die gar zu leicht von etwas festtäglichem Aufschwunge sich so angegriffen fühle, daß sie rasch wieder einem alltäglichen Seelenschlummer ver falle. Die Bivats, versteht sich, rissen während der Anwesenheit des Dichters gar nicht ab, und er mußte sich gefallen lassen, sein herrliches Lied: Freude, schöner Götterfunke, nicht in vollendetster Harmonie zu hören. Damit zum Schluß gekommen, trat ein Senior der Burschenschaft auf einen Stuhl und sang bei erhobenem Glase, mit einer Stimme, die zwar kein Erdbeben, aber doch das Zittern des Saales veranlaßte:

Laßt den Schaum zum Himmel spritzen usw.

Schwöre vor dem Geist dort oben!

Die letzten vier Zeilen wurden vom Chorus wiederholt, und der Senior tat sich besonders auf den Schluß etwas zugute, indem er erst gen Himmel und dann auf Schiller wies, der begreiflich oben an der Tafel saß. Nach dem Gesange folgte ein Händedrücken und Umarmen, dem sich sogar unser Dichter fügte, und ließ sich bei dem uns zu Gebot stehenden Nebensaft von zum Himmel spritzendem Schaume nichts verspüren — wir waren selig bei ehrlichem Naumburger — schäumte es doch in uns. Wir blieben, als auf seinen Wunsch Schiller nur von wenigen und ohne Getöse zurück nach seiner Wohnung begleitet worden war, in Saus und Braus bis zum hellen Morgen.

314. 1803. Juni 11. J. J. Graff.

Es war den 11. Juni im Jahr 1803, an einem sehr heißen Sommertage, als wir während unseres theatralischen Aufenthaltes in Raachstädt zum ersten Male die Braut von Messina aufführten. Unser lieber Schiller, unter dessen Leitung wir seine Stücke gaben, hatte uns diesmal dahin begleitet. Seine Gegenwart, sein Ruf vermehrte die Neugierde, wieder ein neues Stück von ihm zu sehen, und führte uns von der Umgegend Raachstädt's, besonders

von Halle, ein zahllose Menge von Zuschauern herbei. Unser Schauspielhaus war gedrängt voll. Mit einer wahren Feierlichkeit und Andacht begann unsere Vorstellung; mit jedem Akt steigerte sich der Beifall. Ich sprach den älteren Chorführer. In dem Augenblick, als ich im vierten Akt kaum die Worte zu sprechen anfing:

Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpf tönend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen

In des furchtbaren Schicksals Gewalt,
brach wirklich über dem Hause ein fürchterlicher Donner los, so daß das ganze Haus erzitterte. Dies ergriff mich in dem Moment, daß ich mit aller Kraft meines Organs jene Verse gleichsam mit herausdonnerte. Den Eindruck, den diese Stelle und die kräftige Mitwirkung meiner Mitspielenden bis zum Schluß, und am Schlusse des Stückes selbst erregten, kann ich nicht beschreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hause, man hörte keinen Atem und sah nur todbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam unser Schiller noch auf die Bühne und begrüßte jeden der Vorstellenden aufs freundlichste. Auch auf mich ging er zu und sprach in einem liebevollen, etwas näselnden Tone die Worte: Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu passe; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck gesprochen werden!

Unvergeßlich bleibt mir noch nach 30 Jahren dieser kleine Auftritt; noch unvergeßlicher bleibt mir das Bewußtsein, des schönen und seltenen Glückes theilhaftig geworden zu sein, unter den Auspizien der ersten Dichter Deutschlands beim Weimarischen Theater gelebt zu haben.

Schiller lehrte mich selbst den Wallenstein spielen.

Schiller zeigte mir die Bahn, auf welcher ich den Macbeth herzustellen vermochte.

Noch besitze ich jenes Exemplar des Macbeth, welches ich aus seinen Händen zur Vorstellung empfing; es wird mir stets ein Heiligtum bleiben.

315. 1802 und später. Ernestine Voß geb Voie.

Schiller und Voß als Menschen mußten sich lieb gewinnen. Der Erfolg hat dies bewiesen, als sie sich kennen lernten, obgleich die Umstände bei unserem Leben in Jena sich nicht so fügten, daß sie sich oft und anhaltend gesehen hätten. Aber als Schriftsteller war eine zu große Kluft zwischen ihnen, die ihre gegenseitige Ansicht vom Dichterberuf nicht auszufüllen erlaubte. ~ Es war sehr angenehm für mich, zu bemerken, wie beide sich allmählich begegneten, und am Ende in ihrem Urteile sich ziemlich vergleichen konnten. Denn nach dem Eindrucke, den Schillers lebenswürdige Persönlichkeit auf Voß gemacht hatte, ward jedes Urtheil von ihm über den Dichter bei weitem eindringender für andere, als es vorher sein konnte. Als Wilhelm Tell in Weimar aufgeführt ward, war er selbst (Voß) leidend, aber sehr dringend, wenigstens der Gattin und den Söhnen die Freude dieses Genußes zu verschaffen. Dieser Abend wird mir stets unvergeßlich sein. Ich saß in Schillers Loge neben ihm, und ich sah in seinem unbeschreiblich heiteren Gesicht, wie jedes Gelungene in der Aufführung, und jeder Beifall, der dem Dichter galt, auf ihn wirkte; besonders die Szene mit dem Apfel, welche von Vater und Kind so gegeben ward, daß jeder Zuschauer von der Angst ergriffen ward, als ob er Wirklichkeit vor sich sähe. Auch ich mußte ihm die Hand reichen, die er mir herzlich drückte. ~

Als wir im Herbst 1802 unseren Wohnsitz nach Jena verpflanzten, [benutzten wir die ersten Wochen] zu einem Besuche bei Goethe und Schiller in Weimar; von letzterem wurden wir zum Mittagessen eingeladen. Seine lebenswürdige Herzlichkeit stimmte uns schon bei dem Aussteigen aus dem Wagen gemüthlich, ich möchte sagen häuslich; er stand an der Haustür, und seine freundliche blasser Gestalt hatte etwas Rührendes. Lebhaft ist mir noch im Sinne, wie wir abends im Gasthose uns mehrere Stunden im Gespräche über eine angenehme Zukunft erheiterten. Wir

hatten beide das wohlthuende Gefühl, in Schiller einen Mann gefunden zu haben, dem man sein Herz aufschließen könne, und Voß hegte die Hoffnung, daß sie sich auch in Dingen, bei denen das Herz keine Ansprüche macht, verständigen, wenn auch nicht vereinigen würden. Während ich mit Goethe im Schauspiel war, hatten beide manche Pläne gemacht, wie sie als gute Nachbarn miteinander leben wollten.

Im Winter ~ sahen wir ~ Schiller gar nicht; doch war uns seine Teilnahme, die wir häufig durch das Griesbachsche Haus erfuhren, sehr wohlthuend. Besonders rührte es uns, daß er mit der Frau Griesbach besprochen, unter den Bäumen, die für unseren neuen Garten bestimmt waren, auch mehrere für ihn und die Seinigen zu bestellen: Wirklich trafen sie auch im nächsten Frühling ein, und sind von Voß selbst gepflanzt und sorgfältig gepflegt worden.

Im Laufe des Sommers 1803 haben wir mit Schiller einen Tag auf dem Griesbachschen Garten verlebt, der auch uns Heiterkeit brachte, obgleich Voß, dessen Mut selbst bei zunehmender Gesundheit nicht wiederkehren wollte, in seiner Stimmung zur geselligen Unterhaltung wenig beitragen konnte. Schillers Versprechen, auch bei uns einen Tag zuzubringen, ging nicht in Erfüllung, da er selbst sehr leidend war, und den Einladungen nach Weimar konnten wir nicht folgen, indem eine Krankheit unseres Sohnes Heinrich sich sehr in die Länge zog, und die mühsam errungene Heiterkeit vollends hinwegnahm.

Gegen Frühling 1804 [erfüllte Voß] gern Goethes Bitte, einige Tage bei ihm zu wohnen, um gemeinschaftlich die Sache zu einem festen Beschluß zu bringen. Da fehlte es denn auch nicht an näheren Berührungen mit Schiller, der sich immer nach dem Mittagessen bei Goethe einfand und bis zum Abend verweilte. An der Freude, unseren Sohn in Weimar glücklich, geachtet und geliebt zu sehen, nahm er lebhaftesten Anteil, und sprach sich darüber in einer Weise aus, die unserem Herzen ungemein wohl tat.

Im Sommer hatte Schiller auf mehrere Monate eine Wohnung in Jena gemietet, wo seine Frau ihre Wochen halten wollte, Pläne, sich öfters zu sehen, und dies und jenes miteinander zu lesen, waren eben unter den Männern gemacht, als Schiller plötzlich erkrankte. ~ Wir sahen ihn selten in der Genesung, aber wie wohltuend war immer das wenige, was ihm zu reden erlaubt ward! An Boß gelangte die schriftliche Bitte, seine Tochter über die Taufe zu heben; leider hat sich dieses Billett nicht erhalten.

Unsere Reise nach Schwaben traten wir noch während Schillers Anwesenheit in Jena an, und nahmen manche freundliche Erinnerungen mit auf den Weg, worauf wir zu achten nicht versäumen sollten. Nach unserer Rückkehr durfte Boß wieder lange das Haus nicht verlassen. Mir machte es große Freude, daß Schiller mich durch meinen Sohn bitten ließ, nach Weimar hinüber zu kommen, um ihm von seinem Vaterlande zu erzählen. Wirklich war ich auch bei der Unterhaltung beredt, wie ich es in Jena noch nicht gewesen war. Denn seine Liebenswürdigkeit im Fragen und seine Teilnahme an allen Kleinigkeiten war so groß, daß sie mich durchaus erwärmen und erfreuen mußte.

Im Jahre 1805 hat Boß Schiller noch einmal gesehen, aber nur kurz.

316. Eduard Genast.

Wir [Genast Vater und Sohn] gingen nun der Esplanade zu. In derselben begegnete uns ein großer Mann mit langen Armen und langem Rock, hagerem Gesicht, gebogener Nase, in bloßem Kopf; mir fiel er sehr auf, besonders im Gegensatz zu meinem Vater, der klein und dick war, ein volles Gesicht und eine Stumpfnase hatte. Der Mann begrüßte ihn freundlich, und fing mit ihm ein Gespräch über das Theater an; währenddem strich er mir durch meine Flachs Haare, streichelte mir das Gesicht, nahm mich endlich sogar auf den Arm und tänzelte, mich

immer dabei lieblosend, mit mir die Alleen dahin. Als er uns verließ, fragte ich: Vater, wer war denn der lange Mann? — Das war Schiller — sagte der Vater eindringlich bedeutsam zu mir.

317. A. Genast.

Am 1. Oktober 1803 wurde die Bühne in Weimar mit Julius Cäsar, nach Schlegels Übersetzung, wieder eröffnet. Auf Schiller hatte das Stück bei der Darstellung einen gewaltigen Eindruck gemacht, er war in Ekstase und fand die Volksszene, wie überhaupt das Ganze von einer bewältigenden Wirkung, namentlich auf der Bühne; es sei für jeden dramatischen Dichter ein Vorbild, sagte er.

Das Publikum aber dachte nicht wie er ~ darum erlebte das Stück zu Schillers großem Verdruß nur einige Darstellungen.

318. 1803. Dezember. Ernst v. Schardt an F. v. Stein.

Madame Staël, die schon zwölf Tage hier ist, besitzt die Kunst aller Verständigen Beifall sich zu verschaffen. ~ Mit Schiller sprach sie von Kant. Gedichte, sagte sie, können nicht von einer Sprache in die andere übertragen werden. Aber Lehrsätze, Doktrinen, müssen in jeder Sprache verständlich gemacht werden können, warum sind denn Kants Lehrsätze nicht zu übersetzen. Im Französischen konnte er (Schiller) dieses gar nicht beantworten, er gab solche endlich in seiner Muttersprache, und meine Frau mußte diese und mehrere Antworten auf der Stelle übersetzen. Auch fragte sie, was das Wort heiße transzendental, da war die Antwort: wer dieses Wort verstehe, verstehe auch die Kantschen Lehren. Seine Lehren wären noch in der Kindheit, wenn solche ihre vollkommene Reife würden erlangt haben, dann würden seine Worte zu verstehen und zu übersetzen sein.

319. Ungenannter. Schillers Urteil über Tiecks Minnelieder.

Schiller hatte mitunter sehr sarkastische Einfälle. So wurde einst, bei Gelegenheit der neuen Ausgabe der Minne-

lieder von Tieck, über das sämtliche Mobiliar derselben ein witziges Inventarium aufgenommen. Als Resultat ergab sich, daß weder Tisch, noch Stuhl, noch Bett, noch irgend sonst ein liebliches Geräthe, was man nicht gern im Leben entbehren mag, in ihnen anzutreffen sei. An einen ordentlichen und echt poetischen Haushalt war demnach unter diesen Umständen gar nicht zu denken. Wenn die Sperlinge auf dem Dach, sagte Schiller, je auf den Einfall kommen sollten zu schreiben, oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben: so läßt sich zehn gegen eins wetten, er würde ungefähr ebenso beschaffen sein. Welch eine Armut von Ideen, die diesen Minneliedern zum Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald, und ein Liebchen; ganz recht! Das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben! Und die Blumen, die duften, und die Früchte, die reifen, und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und der Frühling, der kommt; und der Winter, der geht, und nichts, was dableibt — als die Langeweile.!

1804—1805.

320. Anne Germaine Baronin v. Staël-Holstein.

Das erstemal sah ich Schiller in den Zimmern des Herzogs und der Herzogin von Weimar bei Anwesenheit einer ebenso geistreichen, als erlauchten Gesellschaft; er las das Französische sehr gut, aber er hatte es nie gesprochen. Mit Wärme verteidigte ich die Überlegenheit unseres dramatischen Systems über alle anderen, er versagte es sich nicht, mich zu bekämpfen, und ohne sich durch die Schwerfälligkeit und Langsamkeit beim Gebrauch der französischen Sprache beunruhigen zu lassen, und ohne die, der seinigen entgegengesetzte Meinung der Zuhörer zu fürchten, ließ er seine innerste Überzeugung sprechen. Ich bediente mich zunächst, um ihn zurückzuweisen, französischer

Waffen, der Lebhaftigkeit und des Scherzes, aber bald entzifferte ich in dem was Schiller sagte, hinter allen Hindernissen der Sprache eine solche Fülle von Ideen, daß ich ergriffen war von der Schlichtheit eines Charakters, die einen Mann von Genie dazu vermochte, sich in einen Kampf einzulassen, bei dem ihm die Worte für seine Gedanken fehlten. Ich fand ihn so bescheiden und so sorglos in bezug auf seinen Erfolg, so stolz und so lebhaft bei der Verteidigung dessen, was er für die Wahrheit hielt, daß ich ihm von diesem Augenblick an meine bewunderungsvolle Freundschaft widmete.

321. 1804. Januar 20. Benjamin Constant.

Schiller besuchte mich. Er ist ein Mann von viel Geist, was seine Kunst anlangt, aber fast ausschließlich Dichter.

322. 1804. Januar 22. Derselbe.

Eine geistreiche Beobachtung Schillers ist es, daß im Stil die Zeitwörter lebendiger sind, als die Hauptwörter. Also das Lieben drückt mehr Handlung aus als die Liebe, leben mehr als das Leben, das Sterben mehr als der Tod. Die Zeitwörter drücken immer die Gegenwart aus, die Hauptwörter mehr die Vergangenheit.

323. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Wir reden auch über den Schluß des Tell, und ich gebe mein Verwundern zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, seinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben so herabsinken zu lassen, indem er über diesen ein hartes Gericht hält, während er sich selbst mit seiner eigenen Tat brüstet.

Es ist kaum begreiflich, sagte Goethe; allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie andere auch, und wenn er in diesem Fall so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen als aus seiner eigenen guten Natur.

324. 1804. Februar 26. B. Constant.

Abendgesellschaft bei Schiller. Vorlesung von zwei Szenen seines Wilhelm Tell. Der Monolog Tells ist großartig in seiner Natürlichkeit und Kraft. Ein französischer Autor würde geglaubt haben, noch zwei Dinge hinzuzufügen:

Erstens: Eine Art Bedauern über die Verpflichtung, Geflügel zu töten;

Zweitens: Mehr Vergessen der Gefahr und Gleichgültigkeit gegen das Leben. ~

Mit Schiller und Goethe soupiert. Ich kenne auf der ganzen Welt niemand, der so viel Fröhlichkeit, Feinheit, Kraft und Vielseitigkeit in seinem Geiste vereinigte, wie Goethe.

325. 1804. Karoline v. Wolzogen.

Im Februar des Jahres 1804 ward der Tell zum erstenmal gegeben. Die Anwesenheit der Frau von Staël veranlaßte eine große Bewegung in der Gesellschaft. ~ Daß immer rege Bedürfnis, ihre Vorstellungen an unserer deutschen Ideenwelt zu bereichern und diese in sich aufzunehmen, ihr schöner Verstand, machte sie Schillern höchst interessant, und er unterwarf sich den Fesseln einer fremden, ihm nicht geläufigen Sprache, um sich mit ihr zu unterhalten. Sie hat einen wahren Ideenhunger, sagte er. ~ Schiller fand es besonders anmutig an ihr, daß sie im Umgange gar nicht an ihre Schriften erinnere.

326. 1804. A. Genast.

In der zweiten Hälfte des Februar fingen die Leseproben von Wilhelm Tell an, welcher am 17. März gegeben wurde. ~ Mir selbst hatte Schiller den Fronvogt und Köffelmann übertragen, dabei hatte ich noch die Regiegeschäfte zu besorgen, und es war wahrlich keine Kleinigkeit den Anordnungen Schillers und Goethes nachzukommen. ~ Die erste Theaterprobe, wo nur drei Akte probiert wurden, dauerte von nachmittags 4 Uhr bis abends

10 Uhr. Mehrere Proben folgten nun noch, und die Hauptprobe endlich ging tadellos; wie es denn überhaupt Goethes Prinzip war, daß diese als erste Darstellung von dem Personal betrachtet wurde.

Die Zahl der Fremden, die herbeigeströmt kamen, war so enorm, daß schon nachmittags 3 Uhr der ganze Theaterplatz voll Menschen stand. Die Armen mußten diesen Genuß, Schillers neuestes Werk zu sehen, teuer erkaufen, denn da nichts gestrichen war, dauerte die Vorstellung von $1\frac{1}{2}$ 6 Uhr abends bis in die Nacht um 11 Uhr.

Schon bei der Hauptprobe war Schiller über die Länge des Stückes unruhig geworden, indessen hoffte er, daß die Vorstellung viel schneller gehen würde, als die Probe; allein es trat der umgekehrte Fall ein. Er war darüber so außer sich, daß er gleich nach der Darstellung das Manuscript an sich nahm, um zu streichen. Schiller war überhaupt, besonders wenn es seine Stücke betraf, darin schonungslos; man mußte ihm förmlich in den Arm fallen, um ihn in seiner chirurgischen Arbeit zu hemmen.

Daß das Stück mit dem größten Beifall aufgenommen werden würde, hatten wir alle vorausgesehen; der Enthusiasmus war beispiellos. Den Preis des Abends trug Graff als Alttinghausen davon, der in rhetorischer Hinsicht ein Meisterbild voll Würde und Wärme lieferte. In diesem Stück war es auch, wo Corona Becker, die Tochter unserer unvergeßlichen Neumann, zum erstenmal als Walter Tell auftrat. Mit Teilnahme betrachteten wir Schauspieler und wohl auch das ältere einheimische Publikum dies Engelsgeicht, das von seiner Mutter wohl die Schönheit, denn sie sah ihr sprechend ähnlich, aber weniger das Talent geerbt hatte. Goethe hob sie zu sich empor, küßte sie und sah sie mit trüben Blicken an. Nachdem sie Schillers Anweisungen gefolgt war, streichelte dieser ihr die goldblonden Locken und sagte: So ischt's recht, main Mäde! so mußt du's mache!

Haide spielte den Tell. Bei der ersten Vorstellung ge-

lang ihm der Monolog gar nicht, bei der zweiten sprach er ihn vortrefflich und hatte sich der größten Lobsprüche von Schiller zu erfreuen.

327. 1804. Februar. H. Boß der Jüngere.

Von Schiller bin ich überaus herzlich aufgenommen. Wie liebe ich diesen Mann, und wie unschätzbar wird mir in Zukunft sein Umgang sein, den er mir mit solcher Wärme angeboten hat.

Denke Dir einen Mann, von wirklich majestätischem Wuchs, einem schönen, freien, aber etwas eingefallenen und bleichen Antlitz, der, so lange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheint, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Tätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll ist. O! der Mann ist freundlich und gut, wie wenige. Seit er gesund ist, sieht er im Leben nichts als Heiterkeit. Er ist glücklich verheiratet und hängt an seinen Kindern mit der zärtlichsten Vaterliebe. Er spricht gern über ernsthafte Gegenstände; aber auch Kleinigkeiten, wenn nur im geringsten Seele in ihnen ist, hört er mit Teilnahme an. Wenige Menschen haben mich so enthusiastisch eingenommen wie Schiller. Er weiß es und ist mir deshalb gut geworden. Es sei so selten, hat er sich geäußert, daß junge Leute in reiner Absicht zu ihm kämen und mehr wollten als einen berühmten Mann anstaunen. Sein Gespräch ist ungemein belehrend und gibt oft in wenigen Worten vielen Stoff zum Nachdenken. Diesen Mann als Schriftsteller zu sehen und seine Miene und Gestalt mit allen seinen Werken in Verbindung zu denken, ist groß und schön; aber größer und schöner ist, diesen Mann im Kreise seiner Familie zu sehen. Wie angenehm die Gattin! Wie allerliebste die Kinder! — Ich darf nun zu ihm kommen, so oft ich will. Ich bin vorläufig zum Lehrer des Spanischen bei der Schillern ernannt.

August Bode, Hain und ich hatten Schillern auf die Masquerade eingeladen — und denke Dir den freundlichen

Mann! er folgte. Wir saßen in der Ecke dicht an dem Zimmer, wo die Pharobank ist, und posulierten. Wir tranken laut seine Gesundheit und klingten an auf sein Wohlsein. Schiller ward so aufgeweckt, daß er sein Stück: So leben wir, intonierte, worüber sich einige Studenten, die zugegen waren, höchlichst verwunderten. Nachher gesellten sich noch ein Stück vier oder fünf zu uns, und wir hatten in allem elf Flaschen Champagner getrunken. Dulce est desipere in loco.

328. 1804. Februar. F. W. Gubitz.

Durch die Vermittelung des Herrn von Lyncker war ich in einer Abendgesellschaft von etwa fünfzehn Personen, Männer und Frauen, mit Schiller beisammen. Er trat verspätet ein, man hatte auf ihn gewartet, und rechtfertigte ihn damit, daß er ganz in sein neues Werk, Tell, vertieft sei. Seine Erscheinung trug auffallender noch als vor nicht vollen acht Monaten Spuren abzehrender Krankheit zur Schau: mir wurde schmerzlich bei dem Anblick. Ihm vorgestellt, wagte ich eine Hindeutung auf die Begegniß in Lauchstädt, mit dem Bekennen meiner Mitschuld an dem Überfall. Ei, erwiderte Schiller, mein Schwabengemüt hat mir auch da einen üblen Streich gespielt, und hinterdrein ist's abzubüßen. — Er blieb ernst und gedankenschwer, antwortete zerstreut; man mußte glauben, er sei mit seiner Umsichtigkeit anderswo als hier, wo er sichtlich war. — Nun begab es sich, daß ein alter Herr bei einer Fischspeise von dem Leberreim sprach, den Gellert einem Vornehmen, der ihn unablässig mit dem ehemals sehr gebräuchlichen Er angeredet hatte, hingeworfen haben soll, nämlich:

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Bär,

Den nenn' ich Grobian, der stets mich nennet Er.

Darauf hingelenkt, machte man den im Anfange des jetzigen Jahrhunderts auch noch beliebten Spaß höflichst nach, und er ging fleißig ringsum von den Lippen. Als

die Reihe an Schiller war, sah er sich, mutmaßlich kaum wissend, was man von ihm wolle, wie verlegen um, setzte an und — plötzlich schwieg er kopfschüttelnd, nach meiner späteren Ansicht die Zumutung mit Recht mißbilligend. Das war mir — auch in augenblicklich anderer Auffassung — von dem großen Dichter so begreiflich, daß ich mein gefüllt vor mir stehendes Glas ergriff, freudig zu Schiller lief, in Natürlichkeit darüber jubelnd, daß während wir anderen flott gereimt hatten, wie uns der Schnabel gewachsen, ein so berühmter Meister sich nicht habe zu dem losen Spiel bequemen wollen. Diese mich selber überraschende und dann mitteninne erschreckende Dreistigkeit soll ich drollig vollbracht haben; mit der ganzen Gesellschaft stimmte Schiller herzlich in das Lachen ein, und dies wurden dann die einzigen Minuten, in denen ich ihn an diesem Abend erheitert fand. — Ach, nicht viel über ein Jahr und er war uns aus seinen noch hochfliegenden Planen entrisen!

329. 1804. März. H. C. Robinson.

Ehe ich Weimar verließ, besuchte ich auch den zweiten Dichterkönig: Schiller. Unglücklicherweise habe ich von ihm nur wenig zu sagen. Wir waren nur wenige Minuten bei ihm. Ich hatte gerade noch Zeit, Colvedges Übersetzung Wallensteins anzuführen. Er schien dieselbe hoch zu schätzen. Der Mann sei ein Genie, meinte er, habe aber einige lächerliche Fehler gemacht. Schiller hatte einen unsteten und fränkischen Ausdruck, und sein Benehmen war nicht ungezwungen. Es lag eine Mischung von Genialität und Gelehrtenseu in ihm. Seine Züge waren groß und unregelmäßig.

330. 1804. März/April. H. Voß der Jüngere.

Mit Schiller geht es mir anders; da kann sich das Gefühl der frommen Ehrfurcht (mißverstehe mich ja nicht) mitunter aufgeben. Ich kann manchmal Schiller vergessen, und den fröhlichen Menschen allein sehen. Er

kommt mir eher vor wie unsereiner. Goethe ist mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf.

Schillers Kinder waren krank. Doch war ich einmal bei ihm zum Abendessen, wo ich ihn anfangs sehr bekümmert über seine Kinder fand, nachher aber recht aufgeheitert verließ. Ein paarmal ging ich mit ihm spazieren, wo er ganz allerliebste war. Er spricht am liebsten über Gegenstände des gewöhnlichen Gesprächs (ganz das Gegenteil von Goethe), wenigstens dann, wenn er, von seinen Geschäften ausruhend, Kräfte zu neuer Anstrengung sammelt. Der Mann ist durchaus hingebender Natur, sanft und freundlich. Ich habe Schiller einmal sehr einsilbig und kalt gesehen, als ihm im Café ein jeder Komplimente über seine Maria Stuart machte. Wer aber in ihm aus wahrer Neigung des Herzens den Menschen sucht, der ist ihm lieb und kann auf jede Auszeichnung rechnen.

331. 1804. April. H. Voß der Jüngere.

Schiller sprach ich nach der Vorstellung [der Hussiten vor Raumburg von Kogebue]; er klagte jämmerlich, daß Kogebue so viel aus seiner Jungfrau gestohlen, und meinte, so etwas erlaubte sich kein Rechtlicher und Ehrliebender.

332. 1804. April 30. Karl v. Schiller.

Als wir spät in der Nacht gegen 12 Uhr an die Tore Potsdams kamen, waren diese bereits geschlossen, und bis der Schlüssel des Stadttors aus der ziemlich entfernten Wohnung des Stadtkommandanten geholt wurde, mußten wir vor dem Tore halten, wo unzählige Frösche ein ohrenzerreißendes Konzert gaben. Der Offizier des Wachtpostens, eine junger Leutnant, als er den Namen Schiller hörte, fing mit meinem Vater ein Gespräch über dessen Werke an, und mein Vater äußerte sich dann später, daß es ihn gefreut und unterhalten habe, an jenem Ort und zu solcher Zeit in ein Gespräch über seine Gedichte verwickelt worden

zu sein. Nach geraumer Zeit kamen die Torschlüssel und damit die längst ersehnte Nachtruhe.

333. Karoline v. Humboldt an W. v. Humboldt.

Kolo schien ungemein angegriffen und hatte um die Augen so tiefliegende Züge. Sie kommt auch im Julius nieder. Schiller hat ein Quartier in Jena genommen und geht mit ihr, den Kindern, Karolinen und der chère mère auf drei Monate hin, damit sie vom Stark recht gepflegt werden. Es ist Schiller und Karolinen gewaltig bange, daß sie wieder einen Anfall von Berrücktheit bekomme, wie das vorige Mal, und sie sieht auch furchtbar aus.

334. 1804. Mai 5./6. Lüttkemüller(?).

Zur Darstellung seines Wilhelm Tell war Schiller im Jahre 1804 nach Berlin gekommen. Der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen — ein Fürst, der Großes und Schönes zu würdigen wußte, und sein Leben durch den Heldentod verewigte — war unter den Ersten, die dem Dichter Deutschlands Beweise ihrer Achtung gaben. Schiller wurde am Tage nach seiner Ankunft zu einem ihm zu Ehren veranstalteten Mahle von dem Prinzen eingeladen, der mit liebenswürdiger Sorgfalt sich zuvor erkundigt hatte, welche Speisen und Weine dem Gefeierten besonders angenehm wären. Von seinem Lieblingsweine — Montranchet, einem weißen Burgunder — wurde ihm nun wacker zugetrunken, und mit schwerem Kopfe verließ der damals schon kränkelnde, an solche Üppigkeit nicht gewöhnte Dichter das überreiche Mahl. Am nächsten Morgen war Iffland bei ihm und fand ihn, nach einer schlaflosen Nacht, sehr unwohl. Haben Sie nichts zu lesen für mich? fragte ihn Schiller. Was hätt' ich, erwiderte Iffland, das Ihnen nicht schon bekannt wäre? — Etwas Neues, ein Manuscript vielleicht, das Ihnen zugeschickt worden! gab Schiller zur Antwort.

Kurz zuvor hatte Zacharias Werner seine Bearbeitung

der Söhne des Thales der Berliner Theaterdirektion geschickt. Iffland, der den Verfasser nicht kannte, warf bis dahin kaum noch einen flüchtigen Blick auf das Manuscript. Als er nun in seinem Studierzimmer nach etwas suchte, um Schillers Wunsch zu befriedigen, fiel eben dies ihm in die Hände, und Schiller empfing es. Am nächsten Vormittag ward dieser wieder von Iffland besucht. Wie haben Sie diese Nacht geschlafen und wie geht es Ihnen heut? fragte er beim Eintreten. — Ganz gut! antwortete Schiller; geschlafen hab' ich aber gar nicht! — Wie? — Ja, wegen Ihres Manuscriptes, fuhr Schiller fort, bin ich die Nacht wach geblieben. Von wem ist's? — Von einem gewissen Werner! entgegnete Iffland. — Von einem gewissen Werner —? sagte Schiller heftig; ich möchte schon dieser gewisse Werner sein. Das ist Ihr Mann, an den müssen Sie sich halten, wenn Sie etwas für die Bühne haben wollen. Ich mag nicht verbürgen, ob dieses Stück bei der Darstellung Effekt machen wird; aber fordern Sie ihn auf, einen Glaubenshelden in einem anderen Stücke zu schildern; niemand kann es besser als er.

335. 1804. Mai 7. Ungenannt.

Bei seiner Anwesenheit in Berlin befand sich Schiller in der Gesellschaft bei der Oberhofmeisterin Gräfin Voß. Abends zuvor war die Jungfrau von Orleans aufgeführt worden, und nach geschickten und ungeschickten Lobeserhebungen, die von allen Seiten dem schweigenden und wie in sich gefehrten Dichter zufließen, wurde auch über das Schauspielhaus gesprochen. Als nun eine Dame sagte: Wenn der Vorhang aufgeht, ist leider sehr viel Zug zu bemerken! war es, als ob dies ihn aus seiner Selbstbetrachtung geweckt hätte, indem er lächelnd ausrief: Ganz recht, viel Zug, zuviel Zug, er treibt sogar die Handlung auseinander! — Es ist bekannt, daß Schiller den übrigens prachtvollen Krönungszug auf dem Berliner Theater nicht vorteilhaft, sondern störend erachtete, weil

er zu lange von der Dichtung abwendet. Auch von Madame Unzelmann (der nachmaligen Bethmann) hörte ich, daß Schiller sich gegen sie in ähnlicher Weise vernehmen ließ und hinzugefügt habe: Man muß dem äußeren Auge nie so viel bieten, wenn man der inneren Anschauung bedarf!

336. 1804. Mai. Henriette Herz.

Schiller mußte auf die Mehrzahl der Menschen notwendig einen angenehmeren Eindruck machen als Goethe. Die äußere Erscheinung sprach allerdings im ersten Augenblick mehr für den letzteren. Aber er gab sich denjenigen gegenüber, welche ihn nicht besonders zu interessieren mußten, gar zu sehr seiner augenblicklichen Stimmung hin, und schien die Verehrung, welche ihm entgegengebracht wurde, als einen schuldigen Tribut zu betrachten, der auch nicht die kleinste Erwiderung von seiner Seite erheischte. Gewiß mag ihn die Neugier unbedeutender Menschen oft ungebührlich geplagt, und um eine edle Zeit betrogen haben, von welcher er fühlte, daß er sie ersprießlicher anwenden konnte. Aber ich habe ihn auch bisweilen von einem Kreise anerkannt tüchtiger Männer und strebender Jünglinge umgeben gesehen, welche alle entbrannt von dem Wunsche, irgendeine Ansicht, eine Meinung nur, von ihm ausgesprochen zu hören usw.

Schiller war eingehender. Auch sein Äußeres war jedenfalls bedeutend. Er war von hohem Wuchse, das Profil des oberen Theiles des Gesichtes war sehr edel; man hat das seine, wenn man das seiner Tochter, der Frau von Gleichen, ins männliche überseht. Aber seine bleiche Farbe und das rötliche Haar störten einigermaßen den Eindruck. Belebten sich jedoch im Laufe der Unterhaltung seine Züge, überflog dann ein leichtes Rot seine Wangen, und erhöhte sich der Glanz seines blauen Auges, so war es unmöglich, irgend etwas Störendes in seiner äußeren Erscheinung zu finden.

Bis zum Jahre 1804, wo ich ihn zum ersten und letzten Male, und zwar hier in Berlin sah, hatte ich ihn nur aus seinen Schriften gekannt, und wie es begreiflich ist, daß wir uns das Bild der Persönlichkeit eines Dichters, den wir kennen und lieben, aus seinen Werken gestalten, so hatte ich ihn mir in seiner Ausdrucksweise feurig, und in seinen Reden rückhaltlos seine Überzeugungen aussprechend gedacht. Ich meinte, er müsse so im Laufe eines Gespräches etwa wie sein Posa in der berühmten Szene mit König Philipp sprechen. Zu meinem Erstaunen nun stellte er sich in seiner Unterhaltung als ein sehr lebensfluger Mann dar, der namentlich höchst vorsichtig in seinen Äußerungen über Personen war, wenn er durch sie irgend Anstoß zu erregen glauben durfte.

Doch half ihm in Berlin die Zurückhaltung nicht viel. Die schlauen Hauptstädter mußten bald, daß seine Frau gegen ihre fein gesponnenen Fragen weniger gewappnet war als er, wie ich denn überhaupt gestehen muß, daß sie auf mich nicht den Eindruck einer geistig bedeutenden Frau gemacht hat, namentlich nicht, wenn ich sie mit ihrer Schwester Karoline von Wolzogen vergleiche; und so erfuhr man denn von der Frau, was der Mann zu verschweigen für gut achtete. —

Den auf ihre Bühne sehr eitlen Berlinern, deren Hauptinteressen sich damals auf Schauspiel und Schauspieler richteten, unter welchen letzteren sie sich in der That sehr großer Künstler, wie eines Fleck, eines Iffland, einer Bethmann zu rühmen hatten, lag es besonders daran, Schillers Urteil über die hiesige Darstellung seiner Stücke zu hören. Nun war gerade über die der Thekla im Wallenstein das ganze intelligente Berlin in zwei Parteien geteilt. Diese Rolle wurde von Flecks Gattin dargestellt, einer hübschen, mit einem weichen und tönenden Organe begabten Frau, die später als Madame Schröck in den Rollen der edlen Mütter und Anstandsdamen alle Stimmen für sich vereinigte, als jugendliche Liebhaberin jedoch von

einem Teile des Publikums bis in den Himmel erhoben wurde, während ein anderer sie einer falschen langweiligen Sentimentalität beschuldigte, die bei ihr zur unausstilgbaren Manier geworden sei. So auch in der Rolle der Thekla. Aber von Schiller war nichts darüber herauszubringen. Seine Frau jedoch, so bemerklich ihr auch das Ausweichen ihres Mannes werden mußte, war bald zu der Mitteilung zu vermögen, daß diesem die Darstellung der Thekla gar nicht behage.

337. 1804. Mai. Henriette Herz.

Bei der Anwesenheit Schillers in Berlin wendete sich das Gespräch zwischen ihm und mir auf Frau von Staël. Er verhehlte mir seine Abneigung gegen sie nicht. An Anerkennung ihrer geistigen Vorzüge ließ er es keineswegs fehlen. Er sagte mir in dieser Beziehung unter anderen, daß er erstaunt über die Fortschritte gewesen sei, welche sie in kurzer Zeit in der deutschen Sprache gemacht habe. Sie habe Manuskripte, welche Goethe und er ihr zum Durchlesen gegeben, vollkommen verstanden, was sich aus ihren Äußerungen über sie deutlich erwiesen habe. Aber von Schillers Ideal von Weiblichkeit war freilich Frau von Staël weit genug entfernt. Und eben der Mangel an Weiblichkeit, von welchem ich meinerseits zwar glaube, daß ihr lebhaftes, rasches Wesen ihn mehr voraussetzen machte, als daß er wirklich vorhanden war, mochte ihn hauptsächlich gegen sie eingenommen haben. — Sie hatte in Jena in einem Hause gewohnt, welches wegen eines Spukes — eines Papiermännchens, welches darin umgehen sollte — anrüchig war, und wußte sich etwas damit, daß während ihrer Anwesenheit sich von diesem nichts habe merken lassen. Schiller erzählte mir davon. Aber — schloß er — hätte denn selber ein Gefelle Satans mit der zu schaffen haben mögen?

338. 1804. Mai 17. v. Beyme an Chr. G. Schüz.

Was das Jahr betrifft, in welchem Schiller nach Potsdam kam, um zu erklären, daß er seine übrige Lebenszeit

in Berlin zuzubringen wünsche, so steht meinem Gedächtnisse das Jahr 1804 vor. In diesem Jahre war Schiller in Berlin, um einer Vorstellung seines Tell beizuwohnen. Von da aus kam er auf einige Tage nach Potsdam, wo ich das Vergnügen hatte, seinen Besuch in Begleitung seiner Gemahlin und zweier Söhne in meinem Hause zu empfangen und diese interessante Angelegenheit mit ihm zu verhandeln. ~ Ich habe ihn selbst in meine Loge zum Schauspiel geführt, das sowohl im Frühjahre als im Herbst während der Anwesenheit des Hofes in Potsdam gegeben wurde. [Die] Frage: Erhielt Schiller damals wirklich schon von mir die Nachricht, daß ihm in diesem Falle des Königs Majestät diese ansehnliche Pension (von 3000 Taler) geben wollte? muß ich nicht allein auf das bestimmteste bejahen, sondern auch hinzufügen, daß diese Angelegenheit, nachdem Se. Majestät auch den von Schiller, bei der ersten Mitteilung davon, geäußerten Wunsch, zu Erleichterung bei seiner körperlichen Schwäche und Kränklichkeit den Gebrauch einer Hofequipage zu erhalten, huldreich gewährt hatten, ganz fest mit ihm abgeschlossen war. Er bat um die Ausfertigung der Befehle an die Behörden und die amtliche Bekanntmachung so lange zu suspendieren, bis er die Auflösung seines Verhältnisses in Weimar mit der erforderlichen Zartheit bewirkt haben würde. Er hat selbst die Auszeichnung genossen, vor Se. Majestät dem Könige und der Höchstseligen unvergeßlichen Königin Majestät in Sanssouci zu erscheinen und Allerhöchstdenenselben persönlich seinen Dank abzustatten.

339. 1804. Frdr. Im. Niethammer an F. v. Müller.

Die Angabe, die sich noch dazu eine amtliche nennt, daß Schiller „deshalb“ nach Potsdam gekommen sei, um eine Anstellung in Berlin zu erlangen, ist so auffallend, daß sie dem Berichtiger schwerlich ungeahndet hingehen wird. Inzwischen kann ich mich doch nicht enthalten, ausdrücklich darum zu bitten, daß die feste Behauptung

verschuldbetermaßen zurückgewiesen werden wolle. Einer solchen Untreue gegen seinen Fürsten, wie sie in dieser Berichtigung angedeutet ist, war niemand weniger fähig als Schiller, das wissen alle seine Freunde. Mich aber empört die Beschuldigung besonders darum, weil ich aus dem Munde meines verewigten Freundes selbst noch weiß, daß er bei seiner Reise nach Berlin nichts weniger dort als eine Anstellung gesucht hat, und daß nicht seine Krankheit, sondern seine Treue, mit der er dem verstorbenen Herzog anhing, Ursache war, daß das freie Anerbieten ohne Erfolg blieb.

340. 1804. Mai 1./17. Karoline v. Wolzogen.

Auf einer Reise nach Berlin, im Frühling 1804, dem vorletzten Jahre seines Lebens, hatte Schiller den reinsten und höchsten Genuß seines Talentes in der begeisterten Anerkennung, die demselben zuteil ward. Allgemeine Bewunderung rührte ihn weniger als die herzliche Teilnahme vieler der vorzüglichsten Menschen. Iffland, der seine Reise veranlaßt, empfing ihn mit alter, warmer Freundschaft; er hatte alles vorbereitet, um den dramatischen Genuß zum höchsten zu steigern, und der Darstellung der Schöpfungen seines Freundes die möglichste Vollkommenheit zu geben. Fleck, dieser, wie alle Einsichtigen sagen, für die Rolle Wallensteins ganz geeignete Schauspieler, der von der Natur zum Mimen bestimmt, den höchsten Gipfel der Kunst in ihr erreichte, war damals schon der Welt entrisen.

Ifflands Spiel im Wallenstein befriedigte Schillern in mehr als einer Hinsicht, besonders in den weichen, ahnungsvollen Stellen. In einer jungen, anstrebbenden Militärwelt regte sich eine edle Begeisterung. Das hohe Königs-paar zeigte warmen Anteil. Die liebenswürdige Königin, in deren hohem und zartem Herzen alles Schöne und Edle den vollsten Anklang fand, sprach Schillern, und ließ ahnen, daß sie es gern sehen würde, wenn er sich

an Berlin fesseln lasse. Sehr merkwürdig war ihm die Bekanntschaft des hochgefinnten, genialen Prinzen Ludwig Ferdinand, der als das erste große Opfer der Befreiung Deutschlands fiel.

Eine große mannigfaltige Weltanschauung drängte sich ihm auf; das Bedeutende aus allen Zirkeln kam ihm mit Anteil und Wohlwollen entgegen. Mit seinem gewohnten stillen Sinne nahm er alles dieses auf; aber ihm ward dadurch ein lebendiges Gefühl seiner schaffenden Kraft. Daß ihm dieses wurde, so kurz vor dem Scheiden vom Leben, war seinen Freunden immer tröstend. O, man soll nicht säumen, dem Genius die schnell welkenden Blüten des Genusses lebendiger Teilnahme darzubringen! Jeder Besonnene weiß, was er ist, aber er fühlt und genießt es nur in anderen; und dieser Genuß ist der schönste Lohn dem Dichter, der, um der Welt Freude zu schaffen, im stillen gar manches Opfer bringt.

Das Anschauen eines großen Ganzen regte Schillern in Berlin lebhaft an. Die Spuren eines mächtig schaffenden Geistes, den er sich einst als den Gegenstand einer Epopöe gedacht, rührten ihn; und die Bildungsstufe, auf die derselbe sein Volk gehoben, in Kunst, Wissenschaft und politischer Größe, erkannte und betrachtete er als sein schönstes Monument. Der Geist eines großen, hochgestellten Mannes wirkt über alle Erdenstranken hinaus, und in immer neu sprossenden Blüten zeigt er sich fort und fort lebendig. Ist sein Werk zu einem gewissen Punkte gediehen, dann wirft er alles Kleinliche, Einengende, was die Zeit ansetzt, leicht wieder ab, und glänzt in heiterem Lichte durch alle umhüllenden Wolken.

Der Geheimrat von Beyme, Iffland und alle Wissenschafts- und Kunstliebenden wünschten Schiller für Preußen zu gewinnen; der Staatsrat von Hufeland und Fichte, als nähere Freunde interessierten sich warm dafür; der König selbst zeigte, wie sehr er den Wert des vaterländischen Dichters anerkenne; und so ergingen ehrenvolle Anträge

an Schiller. Dieser wußte die Gesinnung zu schätzen, aus der sie hervorgingen, ihren Wert, die Vorteile, die sie verhiessen; er war sehr gerührt; aber eine gewisse, mit seiner schwachen Gesundheit verbundene Angstlichkeit, da auch meiner Schwester Befinden während ihrer Schwangerschaft mit der jüngsten Tochter den Lebensmut trübte, machten ihm ein Eintreten in neue Verhältnisse bedenklich. Er wollte den Fürsten Primas zuvor sprechen, dessen Gesinnung und treuen Anteil er nicht durch einen solchen Schritt beleidigen mochte. Raum von Berlin zurückgekehrt, gedachte er nach Aschaffenburg zu reisen; denn das Gefühl, daß er eine sichere Existenz bei vermehrter Familie haben müsse, war mächtig in ihm. Der edle Dalberg, der die Zerstörung deutscher Verhältnisse immer klarer einsah, und der alle großmütige Unterstützung, die er Schillern seit dem Antritt seiner Regierung angedeihen ließ, nur als eine Gabe des Augenblicks betrachtete, wie seine eigene Existenz ihm sehr prekär erschien, äußerte, daß er keinem Freunde raten könne, sein Glück an sein schwankendes Schiff anzuschließen. Die Reise verschob sich, und unterblieb endlich.

Dem Herzoge von Weimar war Schiller höchst dankbar für viele Beweise des Wohlwollens, die er schon von ihm empfangen. Daß er in Weimar, nach dem Maßstabe der dortigen Verhältnisse, keine höheren Ansprüche machen dürfe, glaubte er bescheiden. Von dem klaren Weltverstande des Herzogs, der die individuelle Notwendigkeit in jeder Lage ermaß, durfte er voraussetzen, daß er das Verlassen seines Dienstes unter solchen Umständen nicht übel deuten, und von seiner wohlwollenden Gesinnung konnte er erwarten, daß er ihm eine so wesentliche Verbesserung der Existenz gern gönnen werde. Aber der Herzog ließ sich hier von dem echten Fürstengefühl leiten, dem edlen Stolze, ein so ausgezeichnetes Talent sich in seiner Nähe zu erhalten. Aus eigener Bewegung tat er, was möglich war, um Schiller eine sorgenfreie Zukunft

zu versichern. Liebe und Gewohnheit der bekannten Verhältnisse, und seine große Bescheidenheit in allen Ansprüchen an äußeres Glück entschieden ihn zu bleiben.

Die Ahnung eines kurzen Lebens verließ Schillern nie, und leitete ihn auch vielleicht hier; sonst vereinigte die Aussicht in Berlin alles, was er für sein reiferes Alter wünschen konnte. Ein Platz in der Akademie war ihm zugebracht, wo er seinen früheren Plan, einen deutschen Plutarch zu schreiben, auf das schönste hätte ausführen können. Immer dachte er sich eine Epoche, wo er aufhören wollte, im Felde der dramatischen Dichtung zu schaffen, die, nach seinem Sinne, nur in der vollen Jugendenergie des Geistes gelingen könnte.

Die Niederkunft meiner Schwester zog ihn nach Jena, da sie für Starke ein ausschließendes Vertrauen hegte.

Bei einer Spazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal, hatte er, für die kühlen Abendstunden zu leicht gekleidet, sich erkältet. Die heftigsten Schmerzen im Unterleibe quälten ihn mehrere Tage. Sein ganzer Zustand nach diesen wirklich unsäglichen Leiden wurde bedenklicher. Ob er gleich nach diesem Anfälle sich erholt zu haben schien und heiter war, so scheint doch eine große Schwäche davon zurückgeblieben zu sein. Während er in dem oberen Zimmer so bitter litt, und sich ängstlich mit dem Gedanken an die Niederkunft seiner Frau beschäftigte, erfolgte diese leicht und glücklich, und wir konnten ihm die neugeborene Tochter bringen, die er mit der lebhaftesten Freude empfing.

Den alten treuen Jenaischen Freunden hatte sich auch Boß beigesellt, und Graf Gesler. Der Umgang dieser vorzüglichen Menschen und die glücklich überstandene Niederkunft der Gattin machten Schillern wieder sehr heiter, und des überstandenen Übels ward nicht mehr gedacht.

Raum nach Weimar zurückgekehrt, machte ihm Goethe den Antrag, ein Gedicht zu fertigen, um damit die junge Erbprinzessin, Großfürstin von Rußland, im Theater zu

empfangen. Er lehnte anfangs diesen Antrag ab, da er sich unwohl fühlte, und weil ihm diese Dichtungsart bis jetzt ziemlich fremd geblieben war. Aber Goethes freundliches Drängen, das liebenswürdige Bild der jungen Fürstin, das er aus den Beschreibungen derer, die ihr nahe standen, aufgefaßt, und das Rührende der ganzen Situation erzeugten bald eine der schönsten Schöpfungen dieser Art in der Huldigung der Künste. Der reine, würdige Herzentönen, der aus dieser Dichtung spricht, ergriff das jugendliche Gemüt, dem sie geweiht war.

341. 1804. Mai/Juni. H. Boß der Jüngere.

Höre noch Schillers Ausspruch über den Tieckschen Almanach! Derselbe sei, sagte Schiller, zwar eine geistreiche Erscheinung, aber in Rücksicht der Folgen eher schädlich als nützlich.

342. 1804. Desgleichen.

Als ich neulich Schiller gestand, daß ich Schlegels Gedichte nicht verstände, lachte er dazu, als wollte er sagen: Junges Blut, hüte dich vor solchen Abweichungen und ehre die Natur und ihre einfachen Aussprüche! Er schloß mit den schönen und wahren Worten: Die Natur fordert doch von Zeit zu Zeit ihre Ansprüche zurück.

343. 1804. Desgleichen.

Ich sehe Schiller sehr oft; regelmäßig alle Mittwoche, Sonnabende und Montage nachmittags anderthalb Stunden, aber außerdem noch manchmal des Abends entweder bei ihm oder bei Goethe, oder bei der Wolzogen. Das ist Dir ein liebenswürdiges Weib. Neulich [Dienstag 19. Juni] war ich dort eingeladen. Die Schillern fand ich schon da, dann kam Frau von Stein und Amalia von Imhoff (jetzt Helvig). Gegen acht Uhr kam Schiller und unvermutet auch Goethe. Was das für eine Freude erregte, glaubst Du nicht. Wir blieben bis elf Uhr zusammen. Das war ein seliger Abend. Was haben wir gelacht bei Tische,

wo Schiller aus der Tausend und einen Nacht erzählte, und Goethe dazu die allerernstesten und zugleich komischsten Anmerkungen machte.

344. 1804. Karoline v. Humboldt.

Kolo ist den 28. Juli mit einer Tochter niedergekommen und sehr glücklich. Aber Schiller hat einen Tag vorher eine solche Kolik gehabt, daß Stark und sein Neveu geglaubt haben, er sei nicht zu retten, und immer eine Entzündung der Eingeweide befürchtet haben. Er selbst soll immer laut geschrien haben: Ich halte es nicht mehr aus, wenn es nur schon aus wäre. Karoline schreibt mir, daß er wieder besser sei.

345. H. Voß der Jüngere.

Noch denke ich mit Freude eines Abends, wo Schiller in unserem Hause, auf unserem schwarzen Sofa, unter Agnes' Bilde, ich möchte sagen, mit Begeisterung von Goethes durchaus edler, aber oft verkannter Natur sprach. Und aus welch einem Herzen entsprangen diese Worte!

346. 1804. August. Derselbe.

Vor acht Tagen war Kindtaufe, da waren wir alle versammelt und innig vergnügt. Mein Vater hat mit Gevatter gestanden, und das Kind ist nach meinem Vater Luise genannt worden. Das Töchterlein ist ein gar holdseliges Geschöpf, es sieht schon so klug und verständig aus, zart und von schöner Gesichtsbildung. Die Taufe wollte dem Mädchen gar nicht behagen; es war recht froh, als sie vorbei war. Vielleicht gefiel ihr der Marezoll nicht, und ich will Dir im Vertrauen sagen, daß ich Gott danke, daß der mich nicht getauft hat.

Schiller hat seine Kinder gewiß so lieb, wie nur die zärtlichste Mutter lieben kann. Der Mann schien mir unaussprechlich liebenswürdig in dem Augenblicke, als er nach der Taufe das Kind mit einem Blicke der tiefsten Empfindung anschaute; er schien sich ganz in Gedanken

zu verlieren. Wie das Kind geboren ward, lag Schiller zu Bette. Mein Bruder Wilhelm war zugegen, wie man ihm das Kind hinauf gebracht hat. Der erzählte mir, Schiller sei bei der Betrachtung des Kindes in heftiger und inniger Gemütsbewegung gewesen. — Als Dichter liebe ich den Mann, aber als Mensch ist mir Schiller noch unendlich viel lieber.

347. 1804. August 21. H. Boß der Jüngere.

Schiller war eine Zeitlang unwohl; aber seit vorgestern erholt er sich sichtbar. Gestern besuchte ich ihn, und blieb auf seine Bitte zum Abendessen; da war er kindlich froh und heiter. Es ist eine Freude, den Mann von seinem Leben erzählen zu hören, besonders, wenn er in seine komische Laune fällt. Da hat er etwas gar Anmutiges in seiner Miene, ich möchte es ein ernsthaftes Lachen nennen, welches seine majestätische Physiognomie von dem zu großen Ernste etwas herabstimmt und mildert. Von seiner Herzensgüte könnte ich ~ tausend Beweise geben. Der Mann ist ganz Wohlwollen, seine ruhige heitere Seele ist für alles empfänglich, was einem Herzen nur wohlthun kann; er sagt ja in einem Gedichte: Alle Menschen sollen leben — und das ist die fortbauernde Stimmung seines Gefühles. Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Wesen. Ich halte den Dichter Schiller sehr hoch, aber den Menschen viel höher, und die meisten Male, wenn ich bei ihm bin, denke ich nicht an den durch Talente, sondern an den durch Lebenswürdigkeit ausgezeichneten Menschen.

348. 1804. August. Derselbe.

Zu einem akademischen Amte habe ich niemals Neigung gefühlt; ich bin nicht stark genug, einem solchen Posten vorzustehen. Daß ich akademischer Philolog vom ersten Range, wenigstens einer wäre, der weit über dem Mittelmäßigen steht, die Überzeugung habe ich nicht. Es gibt niedrigere Stufen, und eine von denselben ganz auszufüllen, ist auch schon löblich. Wenn ich aber wirklich zum Schul-

lehrer geboren bin, und ich bin es, so wahr ich mich kenne, so wäre es unverzeihlich, wenn ich mich diesem Stande entreißen, und mich zu einem anderen erheben wollte.

Goethe und Schiller pflichteten meinem Urtheile vollkommen bei. Ich habe sehr ernsthaft mit beiden die Sache erwogen. Beide sahen, während sie mir Rat gaben, väterlich auf mein Bestes. Goethe sagte am Ende: Ich wollte Sie gerne, auch gegen meine Neigung, ziehen lassen, wenn es wahrhaft ein Glück für Sie wäre. Jetzt rate ich Ihnen als Vater und Freund, Ihrer Neigung, die ich anerkenne und heilig achte, zu folgen, und hier zu bleiben. So sprach dieser Mann; und Schiller, zu dem ich einmal sagte, ich fühle mich stark genug, meinen Eltern ein Opfer zu bringen, antwortete: Nein! Sie sind es Ihren Eltern schuldig, hier zu bleiben. Denn sobald Sie ihnen gegen Neigung gefolgt, und in Würzburg nicht an Ihrer Stelle wären, würde es Ihren Vater tief kränken, daß er schuld an Ihrem jetzigen Lose wäre. Diese Verantwortung, die doch möglich ist, müssen Sie ihm ersparen. So sprach der herzige Schiller.

349. Wilhelm v. Humboldt an seine Gattin.

Schillers Übel hat mich sehr erschreckt. Indes scheint es mir fast ein gutes Zeichen für seine Konstitution überhaupt, daß er kurzdauernde und heftige Übel bekommt, und lieb ist es mir, daß das, an dem er jetzt so fürchterlich gelitten, nicht in der Anstrengung seiner Arbeiten seinen Grund gehabt haben kann. Denn bewunderungswürdig bleibt es in der That, daß dieses fortwährende Produzieren ihn nicht sichtbar angreift. Es ist eine der schönsten Seiten an Schiller. Es zeigt, daß er in dieser schaffenden Phantasie wie in seinem Element leben kann, auch braucht er wirklich nicht einmal andere leichtere Beschäftigungen, um besser zu jenen zurückzukehren, wie Goethe so offenbar. Die Trennung von Schiller wird mir ewig schmerzhaft

bleiben. Er ist immer der einzige gewesen, mit dem ich recht eigentlich habe reden und leben können, dem ich wirklich Genuß gab, und von dem ich Genuß und Stimmung zugleich erhielt.

350. 1804. Sommer. Stephan Schüze.

Bei Schillern bin ich gewesen. Große Männer verlieren gewöhnlich, wenn man sie persönlich sieht; dies kann ich eben von Schiller nicht sagen. Er hat mir so sehr gefallen, daß meine Vorliebe für ihn nur noch mehr zugenommen hat. Das helle blaue Auge, die sanfte Sprache dabei, die feine äußere Bildung, die Größe des Körpers und das Erhabene im Anstande — alles dies flößte mir Achtung und Liebe für ihn zugleich ein. Sein rotes Haar störte mich nicht. — Ob er gleich erst von einer schweren Krankheit, der roten Ruhr, hergestellt war, so fand ich sein Ansehen doch ganz munter, und sein fester Körperbau verspricht ihm noch viele Jahre. Ich schätze ihn jetzt auf 48 Jahre alt. — Als ich den Brief abgab, hieß es, er wäre noch unpäßlich, ich bat also, daß er die Zeit bestimmen möchte, wenn ich meine Aufwartung machen dürfte. Es währte mehrere Tage, endlich ließ er sagen, daß ich mich des Nachmittags einmal hin bemühen möchte. Damit säumte ich denn nicht. Der Empfang war freundlich, aber mit Hofmanier. Er trat aus dem offenen Nebenzimmer (wo den Stimmen nach eine weibliche Stimme, vielleicht ein Wochenbesuch, zu sein schien). Mitten in der Stube stehend, tat er ein paar Fragen nach Dresden, äußerte sich nur ganz allgemein und war immer früh wieder fertig, so daß ich nach einer Minute hätte wieder gehen können; indes, da ich von diesem Pouffieren schon im voraus durch Boden unterrichtet war, so ließ ich mich nicht sogleich zurückschrecken, sondern machte, wie bei einer Belagerung, immer wieder aufs neue meinen Angriff, und versuchte nach allen Seiten den Eingang. Ich sagte, ich wäre sehr begierig, welchen Weg die neuere Poesie

gehen würde; er antwortete: freilich wäre jetzt die Krisis. Wieder äußerte ich etwas von der Vereinigung der alten und neuen Poesie, und er sagte, daß das freilich mit Bescheidenheit geschehen müsse. Ferner sagte ich, daß ein junger Dichter wegen der flachen Rezensionen eben übel daran sei; darauf antwortete er: jene wären die Richtschnur nicht, und bei Erwähnung der Freimütigen und der Eleganten: diese wären parteiisch, sie schreiben ja um's Brot. Das eigene Gefühl müsse einen leiten und nach den guten Menschen müsse man sich bilden. Ich äußerte etwas über das unpoetische Zeitalter; da sagte er: Die Welt oder das Volk möchte sein, wie es wollte, man müsse nur in sich einen kindlichen Sinn bewahren. Diese Äußerung paßte am besten zu seinem Ton und sanften Wesen. Die Naturmenschen, fügte er hinzu, und die ganz gebildeten Menschen, beide sind empfänglich für die Poesie, nur die halbgebildeten nicht. — Er sagte ferner: ich wollte hier wohl die schönen Künste studieren. Dies fiel mir auf, weil dies gerade im Paß steht; ich gab zur Antwort, daß ich mich vorzüglich für Poesie interessiere. Darauf sprach ich auch etwas von Magdeburg und von Kloster Berge, und dachte, ich wollte ihm Gelegenheit zu mancherlei Fragen geben, aber er fragte nichts und lächelte nur zuweilen über eine freie Äußerung. Als ich sagte, daß ein poetischer Sinn das Land und die Natur liebe, lobte er Weimar und den Park; und beifallend fügte ich hinzu, es wäre mir auch ganz als ob ich hier auf dem Lande wohne, wozu er wohlgefällig lächelte. Noch sagte ich, ich wäre begierig, seinen Wilhelm Tell zu sehen, worauf er sich ein wenig verneigte, und von der Beschränktheit des hiesigen Theaters sprach, daß indes die Darstellung selbst doch die Hauptsache wäre. — Nun schien es mir endlich zu untunlich, noch fernere Angriffe zu machen; ich empfahl mich also, und äußerte noch: wenn ich doch das Glück haben könnte, ihn nur zuweilen zu sprechen usw., worauf er erwiderte: Nun — wenn ich Ihnen damit dienen kann,

wird es mir sehr angenehm sein. Darauf ging ich, und mit einem Aufwand von Freundlichkeit entließ er mich.

351. 1804. Charlotte v. Schiller an Friß v. Stein.

Schillers Krankheit war schrecklich, gerade in dem Moment, wo ich am schwächsten war! [nach der Geburt der zweiten Tochter]. Es ist mir, als sei ich an einem Abgrund vorübergegangen. Er hat sich sehr erholt, seinen geistigen Kräften nach; aber er muß sich doch sehr schonen, und jetzt hat er so leicht Disposition zum Katarrh, daß er sich gleich erkältet; er hat jetzt auch den Husten und darf bei diesen kalten feuchten Tagen nicht ausgehen. — Er freut sich herzlich Ihres Glückes, und sieht nun auch einen seiner liebsten Wünsche erfüllt, daß er Sie nicht so isoliert mehr weiß; er meint, Sie hätten so viel Sinn für eine häusliche, glückliche Existenz, daß Sie es verdienten, sie zu fühlen.

352. 1804. Oktober 27./29. H. Voß der Jüngere.

Nichts konnte Schillern mehr Freude gewähren, als wenn er anderen eine unvermutete Freude bereitete. So hatte er durch eine listige Kombination meinen Geburtstag ausgeforscht, den ich heimlich hielt, um nicht von den Schülern gratuliert zu werden. Er fiel auf einen Montag. Den Sonnabend vorher, als ich ihn im Schauspiel [Turandot] aus seiner Loge abholte, faßte er mich unterwegs bei der Hand und fragte, wie ich denn übermorgen meinen Geburtstag zu feiern gedächte. Ich fragte ihn, wie er denn wüßte, daß mein Geburtstag wäre? — Man hat so seine eigenen Mittel und Wege, so was auszufundschaffen, sagte er. (Schiller hatte nach Helmstädt schreiben lassen, und dorthier von Bredow mein Geheimniß erfahren.) Daß Sie nicht zu Ihren Eltern kommen können, fuhr er fort, glaube ich der Schule wegen. Da bin ich doch wohl der Nächste, um auf Sie Anspruch zu machen. — Ich dankte ihm mehr durch Händedruck als durch Worte und ging seelenvergnügt zu Hause. Von dem Augenblick fing

bei mir die Feier meines Geburtstages an. Mit einer stillen Wonne ging ich zu Bett und erwartete mit sehnsuchtsvoller Ruhe den Montag. Um acht Uhr morgens [29. Oktober] kam mein kleiner Karl Schiller, um mir in seinem und der Eltern Namen meinen Glückwunsch zu bringen. Zu Mittag schickte er mir durch Karl den Tell mit der freundlichen Inschrift: Seinem geliebten Heinrich Voß, und zugleich eine Einladung, daß ich am Abend zu ihm zum Essen kommen und dort meinen Geburtstag feiern sollte. Um sieben Uhr abends ging ich zu ihm; und mein Vater hätte mir nicht zärtlicher gratulieren können als dieser Mann. Die kleine Karoline war meinethalben noch eine halbe Stunde länger aufgeblieben und sagte: Voß, ich gratuliere dir auch. Auf Schillers Studierzimmer ward ein kleiner einfacher Tisch gedeckt, und im Hintergrunde stand eine Flasche Champagner. Schiller glich als Hausvater vollkommen meinem Vater. Einen solchen Abend feierten wir, wie in der Luise geschildert wird, mit ebenso inniger Liebe und Herzlichkeit durchwürzt.

353. 1804. November. H. Voß der Jüngere.

Heute vor drei Wochen [Freitag, 16. November] war Masquerade. Schon acht Tage vorher hatte ich mich mit Schiller verabredet, daß wir uns dort treffen und recht lustig sein wollten. Als ich auf die Masquerade kam, war Schiller schon da — es war halb zehn Uhr abends. Wie freute ich mich. Aber die Freude dauerte nicht lange. Denn wie Schiller die herrschaftliche Loge vorbeispazierte, ward er angehalten und hineingerufen. — Nun schlich ich traurig im Saal umher, sah in die Loge hinein, wie der Fuchs nach den hohen Trauben, und sehnte mich und sehnte mich. Aber ich mußte wohl eine Stunde lang vergebens harren. Endlich nahmen die Fürstlichen ihre Schals und Pelze und rüsteten sich zur Abreise. Und ehe ich's gewahr werden konnte, wie? war Schiller wieder aus der Loge verschwunden. Da klopfte mir einer auf die Schulter;

ich sah mich um und Schiller war's. Kommen Sie, sagte er, ich habe Sie schon gesucht; bestellen Sie Champagner, und ich denke, wir suchen uns ein Plätzchen aus, wo es gemütlich ist. Nun führte ich ihn an einen Tisch, wo Riemer, Stoll, Hain und der Schauspieler Becker saßen. Wir beiden füllten nun die beiden übrigen Plätze aus, und auf der Stelle war der Tisch mit neun Champagnerflaschen, rotem und weißem, bepflanzt. Unterdessen war die Schillern es überdrüssig geworden, länger da zu bleiben. Sie schickte nacheinander drei Abgesandte an Schiller, um ihn zu bitten, sie nach Hause zu begleiten. Das stand aber dem Schiller gar nicht an; er sagte bei der letzten Botschaft: Man will mich durchaus fort haben, aber man soll durchaus seinen Willen nicht haben. Da haben wir zusammengeessen bis gegen drei Uhr, um unseren Trinksönig herum, den herrlichen Schiller. Du glaubst nicht und kannst es auch gar nicht begreifen, wie liebenswürdig der Mann war, wie ein Jüngling von zwanzig Jahren, so ausgelassen fröhlich, so unbefangen in seiner Freude, so offen, teilnehmend. Der Champagner setzte ihn gerade in die Stimmung, in der er das Lied an die Freude muß gemacht haben. Ein solches Wohlwollen und inniges Freundschaftsgefühl, eine solche Treuherzigkeit kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Nun versteh' ich erst recht, was er damit sagen will: Diesen Kuß der ganzen Welt! und
 Ja — wer auch nur eine Seele
 Sein nennt auf dem Erdenrund!

Unser teurer und geliebter Schiller soll leben! riefen wir, wie einstimmig, aus; das machte den Mann nicht wenig froh. Er wußte gar nicht, wie er's danken und erwidern wollte: Kuß, Händedruck, Miene voll Herz und Seele, alles schien ihm versagen zu wollen, oder vielmehr nicht in dem Grade ausdrücken zu können, wie er's wünschte, denn er häufte eins auf das andere. Denke Dir, wir tranken unsere neun Flaschen richtig aus, schwelgten in Wonne. Ich wollte, daß ich Dir eine gewisse Miene

von Schiller beschreiben könnte, die ihm in herzlichen Augenblicken eigentümlich ist und den Abend gar nicht verließ. Ein eigenes Gemisch von Schalkhaftigkeit, Wohlwollen, und das mit unendlicher Anmut verbunden. Doch wer beschreibt so etwas. Um drei Uhr gingen wir zu Hause, und ich war Schillers, oder, wenn Du willst, er mein Führer. Denn, als die kalte Luft uns anblies, hatten wir beide einen nötig. Ich habe noch den folgenden Morgen über all die Schwindeleien lachen müssen, die wir unterwegs mit der größten Ernsthaftigkeit gegen einander fabelten. Vor seiner Haustüre nahmen wir den zärtlichsten Abschied. Leben Sie wohl, sagte der Spitz aus mir, mein unendlich teurer Herr Hofrat, und dabei haben wir uns wohl zwölfmal geküßt. Zugleich gestand ich ihm, daß ich einen kleinen Rausch hätte und den nun ausschlafen wollte. Auch ich, gestand er dagegen, habe ein wenig viel getrunken. Noch jedesmal, wenn ich Schiller spreche, erinnert er sich mit Freude an den Abend, der ihn ganz in seine Jugendjahre versetzt habe.

Den Tag darauf [Sonabend, 17. November] traf ich ihn im Schauspielhause [Jungfrau von Orleans] auf seiner Loge. Da sagte er mir: Nun wollen wir bald einen vernünftigen Champagner auf meinem Zimmer haben; und, raunte er mir leise ins Ohr, da wollen wir unter uns sein, wobei er mit schalkhafter Miene auf seine Frau und die Frau von Wolzogen deutete, die dabei saßen. Zugleich erzählte er mir, es wäre gar schön, wenn man auch im Schauspiel, auf athenische Weise, ein Stück aufführte, wo bloß Männer zugegen sein dürften. Glauben Sie nicht, daß manches Weib verkleidet herein kommen würde? Wie wollten wir Sie aber anführen, fuhr er fort, denn nach einer Ankündigung, daß bloß Männer erscheinen dürften, würde man Zoten erwarten, und dann wollten wir ein so moralisches Stück geben, daß man es vor Moral und Rigorismus gar nicht aushalten könnte. Und dann das zweitemal ein Stück voll Natur und Ungeschminkt-

heit. — So ist Dir der Schiller: er kann manchmal und bei guter Laune sehr unverblümt reden und hat es gerne, wenn ihm ebenso unverblümt erwidert wird.

354. 1804. Herbst. Karoline v. Wolzogen.

Schon bei der Beendigung des Wilhelm Tell trug Schiller den Demetrius im Sinn; er sprach oft darüber, und entwarf den Plan des Stückes und einzelne Szenen. Die Übersetzung der Phädra unterhielt ihn in Stunden, wo er sich zu eigenen Dichtungen nicht heiter genug fühlte. Wie rein er seine Dichtungssphäre von jeder äußeren Beziehung erhielt, zeigt folgender kleiner Zug. Die Verbindung unserer fürstlichen Familie mit dem russischen Kaiserhause war natürlich oft der Gegenstand unserer Gespräche. Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit, sagte er eines Abends, in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen. Am folgenden Tage sagte er: Nein, ich tue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben.

355. 1804. Dezember. H. Voß der Jüngere.

Ich bin fast täglich bei dem teuren Schiller und leiste ihm in diesen Tagen manchmal Krankengesellschaft, denn er hat einen heftigen Schnupfen. Da erzähle ich ihm denn allerlei Neuigkeiten. Besonders interessiert es ihn, etwas von Stolberg zu hören. Ich habe ihm Iden's Briefe vorgelesen, und soll sie auch jetzt der Schillern und Wolzogen vorlesen. Sie taten eine außerordentlich schöne Wirkung auf ihn, er sprach mit Liebe von Stolbergen und vom Brieffsteller; er hat sich angestrengt, Iden ins Gedächtnis zurückzurufen, aber es ging nicht mehr. Desto besser, sagte ich ihm, kennt er Sie und liebt Sie, und verdient es, Sie zu lieben. Und nun erzählte ich ihm, daß Iden mir die erste Liebe für ihn eingeflößt habe.

Iden war sein Zuhörer gewesen. An dem Manne ist alles liebenswürdig; selbst sein Schnupftabaksfleckchen unter der Nase kleidet ihn hold, pflegte Iden zu sagen. Und

es ist wahr. Schiller hatte vom beständigen Schnupftabaksgebrauch ein solches perpetuierliches Fleckchen.

356. 1804. Weihnachten. Karl v. Schiller.

Mein Vater hatte eine große Freude an meiner Schwester Emilie. Als der Christbaum angezündet war, trug der Vater die kleine Emilie auf dem Arm in das Zimmer zum Baume und hatte an der Freude des Kindes an den Lichtern großes Vergnügen. Unser Hausfreund Fernow stand nachdenkend am Klavier und freute sich auch der Freude des Vaters. Doch schien ein trüber Zug ihm über die Stirn zu ziehen, als wenn er sagen wollte: Ist dies nicht wohl der letzte Christtag, den der Vater erlebt?

357. 1805. Februar. H. Voß der Jüngere.

Raum war Goethe dabei zu genesen, so fing der liebe Schiller zu kränkeln an. Der strenge Frost, die schneidende Luft wirkten vorzüglich auf seinen Körperbau, viel aber trug auch Goethes gefährliche Lage dazu bei, ihn aufs Krankenlager zu werfen. Ich fand ihn weinend an dem Tage, wo Goethe so elend war. Die folgenden Tage sah er blaß aus wie eine Leiche, er ging im Zimmer herum, aber seine Füße zitterten, und seine Stimme war matt, wie sein (sonst so glühendes) Auge. Ich habe während der Zeit von zwölf Tagen bei Schiller viermal gewacht und bei Goethe zweimal. Diese Nächte gehören zu den schönsten meines Lebens. Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Nie war sein Mut gebeugt, nicht einmal war er launisch und unwillig. Ich bot mich am Dienstag [12. Februar] ihm zum Krankenwärter an, und der Gedanke, daß ich bei ihm die Nacht zubringen wollte, schien ihm Freude zu machen; auch war es ihm ein sichtbarer Trost, daß ich ihm von Goethe gute Nachricht brachte. Als ich um halb zehn Uhr abends zu ihm kam, war er recht elend. Sein Leib war von Blähungen aufgetrieben, dabei hatte er die hartnäckigste Verstopfung; und da er in vier Tagen nichts

gegessen hatte, war er noch entkräfteter. Wenn er einmal aufstand, um im Zimmer auf und ab zu gehen, griff ich ihm unter die Arme. Da sah er mich traurig an. Bin ich denn wirklich so matt? fragte er. Ich sagte ihm, ich stütze ihn nicht sowohl, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einige Male auf und ab gegangen waren, stellte er sich vor den Tisch hin, putzte das Licht, und rief nun fröhlich aus: Boß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können. Bis zwölf Uhr blieb auch die Frau oben. Mit dem Glockenschlage zwölf ward er unruhig und trieb die Frau an, zu Bette zu gehen, mit einem Eifer, den ich nicht begreifen konnte. Aber da lernte ich recht seine lebenswürdige Gesinnung kennen! Es war Vorsorge für seine Frau, denn er merkte eine herannahende Ohnmacht, und wollte seiner Frau einen Schrecken ersparen. Kaum war sie fort, so sank er mir in die Arme und lag wie tot da. Ich rieb ihm Schläfe und Brust mit einem Spiritus, und als er sich erholte, gab ich ihm Opium und Naphthatropfen. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er: Um Gottes willen, wie kommen Sie hierher? Ich beruhigte mit Liebkosungen. Hab' ich auch verwirrt gesprochen? fragte er mit unbeschreiblicher Ängstlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichste Nein! versicherte. Hat meine Frau auch etwas gemerkt? fragte er darauf. Auch von dieser Furcht befreite ich den gutherzigen Mann. — Als er sich nur erst ein wenig wieder erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spaßen, und verglich sich mit Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von vierzehn Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise, meinte er, seien ihm während der kurzen Ohnmacht wohl hundert Dinge durch den Kopf gefahren. — Nun klagte er, daß ihn der Mangel an Öffnung so unruhig und bange mache. Ich riet ihm, nun einen Versuch zu machen, und geduldig die Zeit zu erwarten. Sie haben recht,

erwiderte er, Gelegenheit macht Diebe, und folgte meinem Rat. Als er nun so auf seinem Stuhle, der oft auch für Könige bedeutender wird, als der Thron, saß, verglich er sich mit Cato, der auch einmal in dieser Positur gegessen, und so Audienz gegeben hatte. Ich erzählte ihm allerlei lustige ähnliche Geschichten, die ihn sehr ergöigten, und so verflossen ein paar fröhliche Stunden. Endlich und endlich erfolgte Linderung, und Gott weiß es, wie herzlich und innig ich gratulierte. Nun, sagte er ganz gleichmütig, bin ich gesund. Ich brauche mich jetzt nur zu erholen und wieder Kräfte zu sammeln. Und so legte er sich zu Bette, und schlief in wenigen Minuten den süßesten Schlaf. Er schlief fort bis acht Uhr morgens, und ich verließ ihn schlafend.

Ach, sagte er mir am folgenden Tage, die verwünschten Verstopfungen, sie rauben mir alle Jahre zwei Trauerspiele, die ich ohne sie schreiben würde. — Den Abend wollte ich wieder bei ihm wachen; aber er wollte es nicht zugeben, und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die zweite Nacht wieder Gesellschaft leisten zu dürfen. Am folgenden Tage [Donnerstag 14. Februar] war ich, während er zu Mittag nach seiner Art speiste, bei ihm, und ging um vier Uhr fort mit den Worten: Um neun Uhr werde ich mich einstellen. Nun wollte er's zu meinem großen Befremden nicht zugeben. Ich erinnerte ihn an seine gestrige Erlaubnis, aber vergebens. Denke Dir, der gute Mann hatte gehört, es sei eine große Redoute den Abend, und wollte mir, dem Redoutenfreunde, meine Freude nicht rauben. Nach langer Überredung und Beteuerung, ich könnte ohne ihn auf keiner Redoute Freude haben, ließ er es sich gefallen, reichte mir freundlich die Hand, und ich durfte bleiben. Nun sprach er von früheren Redouten, wo wir zusammen posuliert hatten, und sagte äußerst froher Laune: Auch heute wäre ich in Ihren Kreis auf der Redoute getreten, fügte aber nach einer kleinen Pause lächelnd hinzu: da hätten Sie doch wohl sich ent-

setzt, und geglaubt, es sei nicht ich, sondern mein eben abgeschiedener Geist, der Sie heimsuchte! Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen, und mich so stellen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete und so den Vorgeschmack zu seiner Gesundheit einatmete. — Einstmals, wie ich bei ihm wachte, fiel es ihm ein, daß ich keine Pfeife hätte. Sie müssen rauchen, sagte er so treuherzig, mir schadet das gar nichts. Da hatte ich nur Mühe, dieses abzulehnen. Ich sagte ihm einmal, ich hätte nur eins an ihm auszusagen, daß er zu wenig Egoist wäre; er denkt auch wahrlich nur an die Personen um ihn her und an das, wofür er lebt, an sich aber gar nicht.

Mein Talent, Schokolade zu kochen, habe ich bei Schillern noch einmal benutzt. Ich habe ihm in einer von jenen Nächten Schokolade im Ofen gekocht, und erzählte ihm, während ich bei diesem Geschäft kniete und den Topf rührte. — Einmal in dieser Zeit komme ich abends halb fünf Uhr zu ihm; ich fand ihn schlafend, setzte mich zu ihm, und las, bis er aufwachte. Endlich geschah dies, nach einer Stunde etwa. Er blickte erstaunt umher und fing nun recht herzlich zu lachen an: Ich wollte Ihnen eben guten Morgen sagen, und merke, daß es Abend ist. — Und nun erzählte er, daß er von vier Uhr morgens an wie ein Eisbär geschlafen habe.

Zum letztenmal habe ich bei ihm gewacht am Geburtstage meines Vaters vom 20. auf den 21. Februar. Da trank er meines Vaters Gesundheit in einem viertel Glase Tokayer und aß auch ein Stückchen Kuchen. Wie schön er aber die Nacht schlief, glaubst Du nicht. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß er sich selbst betrachten und sich über sich freuen könnte, so ruhig und gesund atmete er. Da legte ich mich auch hin, und zwar zu seinen Füßen, indem ich mir zwei Stühle an sein Sofa rückte und den Kopf auf seine Bettdecke legte. Da habe ich ein paar schöne Stunden geschlafen, und als ich wieder aufwachte,

lag er noch in der selbigen Stellung, ohne sich auch nur geregt zu haben.

Als er nun nach sechs Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm schmarozen. Die kleine sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Oft hat er mir während seiner Krankheit gesagt, was er so gern gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos sein dürften, zu leben wünsche.

358. 1805. Februar. Karoline v. Wolzogen.

Schiller erzählte Lolo, daß in einer Nacht des Fiebers, im Februar 1805, da H. Voß bei ihm gewacht, er in einem Anfall von Ohnmacht geglaubt, tot zu sein, sich allein in Dunkel eingehüllt vor Gott geglaubt, und die Rechenschaft seines Lebens vor dem Ewigen habe ablegen wollen — als er eben Vossens Gestalt über sich gebeugt gesehen, und sich noch im Erdenleben gefunden.

359. 1805. Februar 24. H. Voß der Jüngere.

Heute nachmittag war Schiller unbeschreiblich wohl und kräftig, wiewohl es ihm noch mit dem Arbeiten nicht recht hat gehen wollen. Wir spielen jeden Tag Schach zusammen, und das macht ihm Freude; er meinte, auf diese Weise käme er wohl zuerst wieder in seine gewöhnliche Tätigkeit hinein.

360. 1805. März. Derselbe.

Wie fröhlich war Schiller, als ich zum ersten Male wieder mit ihm spazieren fuhr! In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An

den Frühling knüpfte er Reisepläne, an die Reisen — Gesundheit, und an seine Gesundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte.

Raum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Goethe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen, herzlichen Kusse, ehe eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner, noch des anderen Krankheit, sondern beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterem Geiste vereint zu sein.

361. 1804/05, letzte Lebenszeit. Karoline v. Wolzogen.

Schillers physische Kräfte hatten seit dem Krankheitsanfall in Jena sichtlich abgenommen; seine Gesichtsfarbe war verändert und fiel ins Graue, so daß sie mich oft erschreckte; aber sein geistiges Leben blieb gleich stark und rege. Wer mag sich der Ahnung des Schrecklichsten hingeben? Die Hoffnung erhält sich bis zum Äußersten in irgendeinem Winkel unseres Herzens, und pflegt dort ihr zartes Reiz, das bei jedem milden Hauche neue Augen gewinnt. So war es mit uns. Schiller selbst schien auf alles zu denken, was seinen Zustand erleichtern und das Leben erhalten könnte. Er glaubte, die Bewegung des Reitens dürfte ihm zuträglich sein. Er hatte ein sicheres Pferd von einem Freunde gekauft, und freute sich, es im Frühjahr zu besteigen. Schon früher hatte er auf unser Bitten in Jena ein Pferd gehalten, es aber bald wieder verkauft. Es machte ihm kein Vergnügen, sagte er, da er allein einen Genuß von dieser Ausgabe habe, und seine Familie ihn nicht theile.

Eine große Sehnsucht nach mannigfacher Weltanschauung auf Reisen wandelte ihn in den letzten Lebensjahren oft an. Wir erfreuten uns an Plänen, und suchten den kürzesten Weg zum Meere, was er sehr zu sehen wünschte;

aber es blieb bei diesen, und die Gewohnheit des stillen, ernstesten Daseins, die Freude des Ausarbeitens seiner Dichtungen gewann in den nächsten Tagen wieder die Oberhand. Im letzten Frühling seines Lebens fühlte er ein oft wiederkehrendes Verlangen, die Schweiz zu sehen, und die Heimat Tells mit seiner Schilderung zu vergleichen. Dahin waren nun unsere Pläne gerichtet; er hörte sie an; aber mehrmals sagte er: Alle Projekte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre sich hinaus erstrecken. Ach, hätte er wenigstens dieses gehoffte Ziel erreicht!

Auch Bauerbach wiederzusehen, wo er die ersten Tage der Freiheit verlebt, wünschte er in den letzten Jahren. Das kleine grüne Tal in der Waldumgebung lag ihm freundlich vor der Phantasie. Die Sorge, ihn dort bei einem Krankheitsanfall nicht gehörig gepflegt zu wissen, und andere kleine Außerlichkeiten hinderten die Ausführung des Planes. ~

Unser innerliches Leben war im letzten Winter sehr reich. Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schillers ganzes Wesen, und gab sich kund in all seinem Urtheilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm. Ich las damals den Livius, und die römische Geschichte war oft der Gegenstand unserer Gespräche. So bemerkte er einst: Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menschen erblühen könnten, mit der römischen Republik untergegangen seien, habe notwendig etwas Neues entstehen müssen; das Christentum habe die Geistigkeit des Daseins erhöht, und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet.

Über Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit waren wir früher oft in Zwiespalt. Er achtete das Buch, aber meinen lebendigen Sinn dafür erkannte er nicht ganz. Ich weiß nicht, wie es mir ist, sagte er mir, als der letzte Frühling für ihn begann, dies Buch spricht mich jetzt auf

eine ganz neue Weise an, und wird mir sehr lieb. Noch erinnere ich mich eines Gespräches über den Tod, welches Schiller mit den schönen Worten schloß: Der Tod kann kein Übel sein, da er etwas Allgemeines ist.

Den Unterricht der Söhne und ihre Fortschritte beobachtete er genau, und machte nach eines jeden Eigentümlichkeit Pläne für ihre künftige Existenz. Auf meinem letzten Spaziergang mit ihm im Park sagte er: Wenn ich nur noch so viel für die Kinder zurücklegen kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind, denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich!

Wenige Wochen vor der letzten Krankheit hörte er die Mlle. Schmalz bei mir singen; ihr seelenvoller Gesang rührte ihn sehr; sie sang die schöne Arie Zingarellis aus *Romeo und Julia*: *Ombra adorata aspetta*; und Schiller sagte mir: Nie habe ihn ein Gesang auf diese Weise ergriffen. Es schien, als habe die herannahende Auflösung alle Organe seines Geistes und Gefühls geschärft.

Als ich das letztmal mit ihm ins Theater fuhr (es wurde ein Schrödersches Stück gegeben), äußerte er: sein Zustand sei ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. Man fand bei der Sektion den linken Lungenflügel total zerstört.

362. 1805. April 28. u. folg. Tage. H. Voß der Jüngere.

Zwölf Tage vor seinem Tode war Schiller noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Galaikleide. Zwei Tage danach war er zum letztenmal im Schauspiel. Als ich am Schlusse des Stückes, meiner Gewohnheit gemäß, in seine Loge hinaufging, um ihn zu Hause zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hause kam, ward ein Punsch gemacht, durch den er sich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen [Donnerstag 2. Mai] fand ich ihn

matt auf dem Sofa liegend, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen. Da liege ich wieder! sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und schien schon [Sonntag 5. Mai] vier Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantasie und verharrte in diesem Zustande vierundzwanzig Stunden. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmut ins Gesicht. Die Schillern sagte mir, es wäre gewesen, als ob er das Kind habe segnen wollen. Dann fing er an bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnte ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte und fühlte es, daß er eigentlich noch nicht aufhören mußte diesem Kinde Vater zu sein.

Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen [Donnerstag 9. Mai] schlief er ein, bis zehn Uhr vormittags. Dann phantasierte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um vier Uhr nachmittags forderte er Naphtha; aber die letzte Silbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur drei Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem, noch im Tode edeln, großen Blicke.

Nach der Sektion haben wir die Gewißheit, daß Schiller länger zu leben nach Naturgesetzen nicht erlaubt war. Nur bei seinem unendlichen Geiste wird es erklärbar, wie er so lange leben konnte. Dank der Vorsehung, daß er uns so lange erhalten ward.

363. 1805. Mai 1. A. Genast.

Acht Tage vor seinem Tode besuchte er noch das Theater. Ich stand am Eingang desselben, als er kam. Er grüßte mich mit den Worten: Guten Abend, Genast! Goethe hat mich bis an das Palais begleitet; er kommt heute nicht, aber ich will mir das Stück doch ansehen. Kogebue ist zwar nicht mein Mann, aber er kennt das Theater. Ich war erschrocken über sein blasses Gesicht mit fast gläsernen Augen. Den anderen Tag ging ich in geschäftlicher Beziehung zu ihm. Der Bediente sagte mir, daß sein Herr eine sehr schlimme Nacht gehabt habe und zu Bette läge. Trotzdem empfing er mich mit seiner gewohnten Milde. Ja, ja, mein lieber Genast, da liege ich wieder, sagte er. Mit Goethe geht es heute auch nicht gut; ich habe zu ihm geschickt. Seine kräftige Natur hilft ihm über alles hinaus; er wird genesen; wer aber weiß, was uns die nächste Stunde schwarz verschleiert bringt? Unsere Körper werden scheiden, aber unsere Seelen werden ewig zusammenleben.

Darauf gab er mir einige Befehle und reichte mir zum Abschied die Hand, die fieberisch brannte. Mit tiefer Wehmut verließ ich sein einfaches Stübchen, um ihn nur auf der Bahre wiederzusehen. Am 9. Mai hauchte er seinen unsterblichen Geist aus.

364. 1805. Mai. Charlotte v. Schiller an J. F. Cotta.

Nach einigen recht stürmischen Tagen kann ich Ihnen, verehrter Freund! doch beruhigende Nachrichten geben. — Heute früh und diese vorige Nacht war es noch sehr, sehr beunruhigend, denn es hatte sich ein heftiger Krampf auf der Brust eingestellt, der uns mit der trockenen Hitze sehr

angst machte. Diesen Nachmittag aber hat Schiller ein Kräuterbad genommen, worauf er gleich Linderung spürte. Ich habe ihn auch in ein ordentlich zubereitetes Bett gebracht, auf Bitten des Arztes, und die Transpiration und besseres Ausdehnen des Körpers tut ihm wohl. Der Husten ist sehr mäßig diesen Abend, Schiller hat aufs neue Glauben an seine Gesundheit und guten Mut. ~ Schiller sagt tausend herzliche Grüße. Der Glaube an Ihre teilnehmende Freundschaft ist seinem Herzen wohlthätig.

365. 1805. Goethe.

Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle ~ in mein Übel ~ zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von Tätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Haustüre, um uns niemals wiederzusehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die um aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am neunten verschieden, und ich nun von allen meinen Übeln doppelt und dreifach angefallen.

Als ich mich ermannt hatte, blickt' ich nach einer entschiedenen großen Tätigkeit umher; mein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und anderen für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward ebensowenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen hin und her zu

wenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meistens friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt, wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei dann endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte sein aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge, wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte, und hie und da zu arbeiten anfang. Indem ihn ein Ereignis vor dem anderen anzog, hatte ich beirätig und mittätig eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unsere Unterhaltung, dem Tode zum Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen.

366. 1805. Mai 1./9. Karoline v. Wolzogen.

Am ersten Mai kündigte sich die letzte Krankheit Schillers als ein Katarrhfieber an, wie wir solche bei ihm gewohnt waren. Er selbst schien sich auch nicht bedenklicher krank zu fühlen, als bei ähnlichen Anfällen. Er empfing einige Freunde auf seinem Zimmer, und schien sich gern durch sie unterhalten zu lassen. Herrn von Cottas Besuch, der auf der Durchreise nach Leipzig über Weimar kam, erfreute ihn; alle Geschäfte sollten bei seiner Rückkunft abgemacht werden.

Da das Sprechen seinen Husten vermehrte, suchten wir ihn ruhig zu halten: auch sah er es am liebsten, wenn meine Schwester und ich allein um ihn waren. Der gute Heinrich Voß erbot sich zu Nachtwachen; doch blieb Schiller lieber allein mit seinem treuen Diener.

Der Demetrius beschäftigte ihn immerwährend, und die Unterbrechung dieser Arbeit beklagte er sehr. Sein Arzt hatte ihn noch in keiner ähnlichen Krankheit behandelt. Starke hatte immer die Kur geleitet, und dieser war mit der Großfürstin in Leipzig. Er suchte unsere Angstlichkeit deshalb zu stillen, und sagte uns, daß alle Rezepte vollkommen passend seien, daß er ganz nach Starke's Methode behandelt werde.

Bis zum sechsten Tage war sein Kopf ganz frei; er selbst schien nicht an nahe Gefahr zu glauben, und äußerte sogar, er habe in diesen Tagen viel über seine Krankheit gedacht, und glaube nun eine Methode gefunden zu haben, die seinen Zustand verbessern müsse. An Anstalten für die Zukunft der Seinen, wenn er nicht mehr wäre, dachte er gar nicht. Mein Mann war mit der Großfürstin in Leipzig; er sehnte sich sehr nach seiner Zurückkunft; vielleicht hegte er den Wunsch, sich gegen diesen über manches auszusprechen.

Am sechsten abends fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Sein Blick auf die Gegenwart blieb klar. Alles Heterogene mußte entfernt werden. Zufällig hatte sich ein Blatt des Freimütigen in sein Zimmer verirrt. Tut es doch gleich hinaus, sagte er, daß ich mit Wahrheit sagen kann, ich habe es nie gesehen. Gebt mir Märchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen.

Die Contes de Tressan hatte er immer geliebt; doch konnte er ein anhaltendes Vorlesen nicht ertragen.

Als ich am Abend des siebenten zu ihm kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höheren Kräfte im Menschen erregen müsse. Ich antwortete nicht mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, weil ich ihn ruhig halten wollte. Er fühlte es, und sagte: Nun, wenn mich niemand mehr versteht, und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen. Er schlummerte bald darauf ein,

sprach aber viel im Schlaf. Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel? rief er vor dem Erwachen; dann sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröstende Erscheinung. Er aß etwas Suppe, und als ich Abschied nahm, sagte er zu mir: Ich denke diese Nacht gut zu schlafen, wenn es Gottes Wille ist.

Den Morgen des achten hatte er leidlich zugebracht, still und oft schlummernd. Als ich gegen Abend kam, vor sein Bett trat, und fragte, wie es ihm gehe? drückte er mir die Hand und sagte: Immer besser, immer heiterer. Ich fühlte, daß er dies ganz in bezug auf seinen inneren Zustand sagte. Es waren die letzten an mich gerichteten Worte, die ich von den teuren Lippen vernahm. Er verlangte, man solle den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne sehen. Mit heiterem Blick schaute er in den schönen Abendstrahl; und die Natur empfing seinen Scheidegruß. Seine Kinder verlangte er selten zu sehen. Die jüngste Tochter, die man ihm noch am achten morgens gebracht, hatte er mit Freude und Wohlgefallen betrachtet. Sein treuer Diener, der die Nächte bei ihm zubrachte, sagte, daß er viel gesprochen, meist von Demetrius, aus dem er Szenen rezitiert. Einigemal habe er Gott angerufen, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Der Ewige erhörte seine Bitte. Am neunten früh trat Besinnungslosigkeit ein; er sprach nur unzusammenhängende Worte, meistens Latein.

Ein ihm verordnetes Bad schien er ungern zu nehmen; doch war er in allem, was zu seiner Wartung geschehen mußte, ergeben und geduldig. Der Arzt hatte nötig gefunden, daß er ein Glas Champagner trinke, um die mehr und mehr sinkenden Kräfte zu heben. Es war sein letzter Trunk. Seine Brustbeflemmungen schienen nicht sehr schmerzlich. Wenn er, davon ergriffen, auf sein Kissen zurückfiel, sah er sich um, schien uns aber nicht zu kennen.

Das ist wohl der zerreißendste Schmerz für ein Menschenherz, die schöne Harmonie des Geistes zerstört, das zarte

Band, das auf Erden an die Geliebten bindet, zerrissen zu sehen, die Augen, aus denen beseelende Liebe leuchtete, mit starrem, irrem Blick auf uns geheftet zu erblicken! Aber es ist ein Schmerz, der den Geist aus den Banden der Erde löst und ihn das Ewige zu umfassen drängt.

Gegen drei Uhr trat vollkommene Schwäche ein; der Atem fing an zu stocken. Meine Schwester kniete an seinem Bette, sie sagte: er habe ihr noch die Hand gedrückt. Ich stand mit dem Arzte am Fuße des Lagers, und legte gewärmte Kissen auf die erkaltenden Füße. Es fuhr wie ein elektrischer Schlag über seine Züge; dann sank sein Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

Mein Arzt und Freund, der Doktor Herder, der Schillern innig liebte, sagte mir nach der Sektion, der er beigewohnt, daß, wenn er auch von diesem Fieber hätte genesen können, er doch, nach dem Zustande der Lunge, nicht länger als ein halbes Jahr gelebt und schwere Beängstigungen erduldet haben würde.

Den Monolog der Marfa im Demetrius fand mein Mann auf Schillers Schreibtisch; es waren wahrscheinlich die letzten Zeilen, die er geschrieben.

367. 1805. Mai 9. Charlotte v. Schiller an Friß v. Stein.

Er ahnete nicht die Trennung, wenigstens sagte er mir es nicht. Aber als seine hohe Natur unterlag, als der Krampf sein Gesicht verstellte, da hob ich den gesunkenen Kopf auf, ihn in eine bessere Lage zu bringen, und er lächelte mich freundlich an, und sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Ich sank an seinen Kopf und er küßte mich. Dies war das letzte Zeichen seiner Besinnung; ich aber schöpfte Hoffnung daraus. Indem ich mit meiner Schwester im Nebenzimmer saß, und sage, daß ich diesmal doch seiner guten Natur traute, so ruft uns der Bediente, der letzte Augenblick nahte, ach, vergebens wollte

ich seine kalte Hand erwärmen, es war umsonst. ~ Den vorletzten Tag, nachdem er viel phantasiert hatte, kam Karoline an sein Bett und fragte, wie es ginge. Da sagte er: heitrer, immer heitrer!

368. Charlotte v. Schiller.

Alles war in ihm zerstört; seit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, daß Geheimrat Stark, wie er jetzt selbst gestand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte, hat er sich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn schon öfter so krank gesehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich seit der Zeit über jeden Beweis seiner Kräfte, ach Gott! und umsonst! Husten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er seit der letzten Krankheit beinahe immer; dreimal diesen Winter kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte neun Tage*. Er war viel ruhiger als sonst, nahm teil, so lange er konnte, an unseren Gesprächen, verlangte nach den Kindern; von Dienstag bis Donnerstag** phantasierte er beinahe immer, wollte nichts essen und wenig trinken; in den ersten Tagen brach er alles von sich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er sich baden müsse; er tat es, und das erste Bad bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich und wüßte nun, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig schreiben, daß er besser sei; Cotta hatte ihn krank gefunden, als er hier durchreiste; meine Schwester sollte es Wolzogen schreiben; kurz er war heiter und voll Vertrauen. Aber dies war Montags; von Montag nacht schlief er wenig mehr; Dienstag und Mittwoch phantasierte er noch viel. Aber Ernst und Emilie ließ er kommen, freute sich über die Kleinen; kurz, wenn er sich seiner bewußt war, war er liebevoll, freundlich.

* 1.—9. Mai.

** 7.—9. Mai.

Meine Gesundheit beunruhigte ihn schon lange; weil ich beständig Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer etwas gegen den Husten nehmen in seiner Gegenwart, und er sprach auch mit dem Arzte über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad zwanzig Meilen von hier, das man uns rühmte. ~ Den einen Abend ging ich nahe zu ihm: da nahm er meine Hand und sagte: Liebe Gute! — Von mir nahm er ein, wenn er noch so sehr phantasierte, verlangte auch oft nach meiner Schwester, die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er sich selbst fühlte, fühlten wir seine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! Dies war das letzte Zeichen seines Gefühles für mich! Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott, denn ich hätte sonst den Mut verloren, hätte ihm nicht beistehen können. Den letzten Tag schlief er gegen Nachmittag ein; ich saß, um ihn nicht zu wecken, in der Nebenstube mit meiner Schwester und sagte leise: Da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut; (ich rief mir die gute Natur unserer geliebten Eltern zurück); ich hatte Hoffnung — als der Mensch, den wir an das Bett gesetzt hatten, da wir hinausgingen, uns rief, und der Krampf verzog sein Gesicht, nach wenigen Minuten war er kalt, und ich suchte umsonst die geliebte Hand zu erwärmen. Sein Geist, der vielleicht noch seiner Hülle näher war, hat auch da meine Liebe noch gefühlt!

369. 1805. Mai 9. Karoline v. Wolzogen.

Am letzten Morgen seines Lebens riß er sich einigemal auf, sah edel in die Höhe, als habe er alle Kraft gesammelt und sagte einigemal Judex.

370. Henriette v. Knebel an ihren Bruder.

Wir haben die Nachricht von Schillers Tod in Auerstadt, auf der letzten Station, erfahren, und nun hatte sich uns ein schwarzer Flor vor Leipzig gezogen, daß ich kaum mehr etwas erkennen konnte. ~ Meiner armen Prinzess kam dieser Fall zu unerwartet. Sie weinte und schluchzte und konnte sich kaum fassen, obgleich die Erbprinzess, der es auch sehr nahe ging, alles tat, um sie zu trösten. Wir sind fast täglich bei der Schillern, deren Schmerz zwar tief, aber doch sanft ist. Die Wolsogen ist viel heftiger. Es ist merkwürdig, daß Schiller allein in seinem schön organisierten Kopf gelebt hat. Die Ärzte stimmen darin überein, daß sie nie einen so ganz verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge, und — stelle Dir vor! — gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut. Ich glaube, daher kommt es, daß ich Schillern nie anreden konnte, so gern ich ihn auch sprechen hörte. ~ Wenige Stunden vor dem Tode sagte Schiller, daß ihm alles so heiter wäre, so schön sähe er alles. Dies waren seine letzten Gefühle und Worte. Er starb eigentlich sehr glücklich. Zuletzt war es mir, als wenn ein elektrischer Schlag über sein Haupt käme, so geschwind veränderten sich seine Züge.



Fünftes Buch

Nachklänge.

Allgemeine Charakteristiken.

371. Karoline v. Wolzogen.

Jeder, der seines Umgangs auch nur auf kurze Zeit genoß, fühlte sich vom Zauber seines Gesprächs hing gerissen, das immer schaffend und neue Ideen weckend und entwickelnd, zu hohen und zarten Lebensansichten führte. Es war, als redete er nur, um zu denken. Es freute ihn, sich verstanden zu fühlen; aber oft ließ er auch den Zuhörenden eine größere Kraft des Verstehens, als sie besaßen. Er schaute den Menschen gern ins Herz, und hatte zarte Empfänglichkeit für Freude und Schmerz, die es bewegten. Das Kantische Moralgesetz, jeden Menschen als Zweck, nie als Mittel zu betrachten, war der Ausspruch seiner eigenen Natur. Mild begegnete er jedem rein menschlichen Gefühle, das in seine Sphäre drang. Jede Existenz, die sich nicht mit falscher Anmaßung kund tat, nahm er freundlich auf. Wahre Leiden suchte er hilfreich, wie er's vermochte, zu heben oder zu mildern.

Die Kenntniß der menschlichen Natur, die er sich durch das Studium der Medizin erworben, nutzte er gern im Ausfinnen von Hilfsmitteln gegen physischen Schmerz. Er floh den Anblick des Leidens nicht; die Tätigkeit, zu der es ihn aufrief, stumpfte die Dornen des Mitleides in der eignen Brust. Die Kraft eines tröstenden Wortes kannte er, und sie lag immer auf seinen Lippen. Alle Klänge, von menschlichen Herzen ausgehend, tönten von dem so reich und vollbesaiteten Wesen wider, und zarte Teil-

nahme verklärte seine Züge. Lavater, den man wohl immer als einen Kundigen der menschlichen Natur anerkennen wird, sagte zu Schillers Frau, als er sie in Jena besuchte: Ich habe mir Ihren Herrn ganz anders gedacht. Jede Muskel seines Gesichts drückt Delikatesse aus.

Leidenschaftliche Stimmungen anzuschauen, zog ihn an; aber immer waltete der menschliche Anteil vor; er begegnete ihnen schonend, mildernd, in jede Individualität eingehend. Selbst für die kleinen Leiden gedrückter Eitelkeit suchte er eine milde Auslegung. Dabei fühlte er alle Schwächen und Torheiten schnell. Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gutmütigkeit verriet, sah ich auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. Sein feiner Tact und sicherer Verstand, der das Können und Vermögen eines jeden, sowie dessen Stellung zur Gesellschaft leicht abwog, gab ihm ein zartes Gefühl für das Lächerliche. Er überließ sich diesem für den Moment, und scherzte, von ihm angeregt, im vertrauten Kreise; aber ein Beschäftigen damit war ihm zuwider. Freude an Fehlern anderer, ein Genuß des eigenen, sie entdeckenden Scharffinns, deuteten ihm auf eine niedere Naturanlage. Freude am Lächerlichen müsse nur wie ein Dithyramb durch die Unterhaltung fliegen, sagte er. Die Linie, wo der Spott an Bosheit grenzt, und Neckerei in Schadenfreude übergeht, ließ er nie überschreiten.

Die großartigere Weise, in der ausgezeichnete Geister alles, was auf Erden geschieht, wie ein Spiel betrachten, mußte er zu würdigen. Wer über alles lachen könnte, sagte er, würde die Welt beherrschen. Er selbst hatte scharf in den gewöhnlichen Weltlauf geblickt, wo kleinliche Tücke und Gemeinheit oft für den Augenblick über das Große siegt, und an der Wurzel des Edlen nagt. Darüber ereiferte er sich nicht. Aber das Unrecht haßte er, und bekämpfte es, wo er vermochte.

Ein reines Auffassen seines Geistes in seinen Werken war ihm willkommen und wohlthätig; aber alles affectierte

und absichtliche Lob wies er mit sicherem Takte ab; es ward nie ein Mittel der Annäherung an ihn. Was der Mensch an sich selbst war, galt ihm einzig; und von jedem falschen Streben, was ihn verwirren konnte, suchte er ihn zurückzuführen. Doch drückte er strenge Wahrheit in milder Form aus, zeigte anderen Wege, leitete auf Studien und Lebensweisen, die zu glücklichem Erfolg führen konnten. Wahrem Talent suchte er förderlich zu sein; es konnte ihn innig und anhaltend beschäftigen, jedem auf der Bahn, die er zu durchlaufen vermochte, fortzuhelfen. Ein echtes Talent überwinde alle Schwierigkeiten, war sein Glaube, und man tue ihm selbst wohl, wenn man es Prüfungen unterwerfe. Er ließ es sich recht angelegen sein, in allen, die ihm nahe standen, die Aufmerksamkeit auf jedes Bedeutende, das sich darbot, zu schärfen. Beim Durchsehen fremder Arbeiten, wie ich es an meinen eigenen kleinen literarischen Produkten erfahren und bei bedeutenderen gesehen, setzte er nie etwas hinzu, aber er strich aus; und das Ganze bekam eine neue Gestalt in Deutlichkeit und Präzision, nach den Regeln des guten Stils. Vor Entzweiung mit seiner äußeren Lage warnte er jeden Jüngling. Diener, Handwerksleute, jeder, der mit ihm ein Geschäft hatte, und Worte mit ihm gewechselt, faßte Zuneigung zu ihm. Klarer Verstand und milder Sinn sind eine allgemein verständliche Sprache.

Er pflog gern Umgang mit Menschen aus allen Klassen. Ein kaltes Abstoßen, ein Entfernen anderer aus seiner höheren Bildungssphäre ward nie bei ihm verspürt. Angenommene konventionelle Würde war ihm ganz fremd. Geist und Wohlwollen, da wo ihm nicht entschiedener böser Wille entgegentrat, erfüllten, wie Licht und Wärme, seinen Kreis. Die Eigenheiten in jeder Menschennatur beobachtete er gern; alles, was Charakter andeutete, zog ihn an, und mit Lust griff er Züge in der Natur auf für seine Dichtungen. Seelenlose Formen der Geselligkeit, gebundenes Weltgespräch, Pedanterie, falsche Ansprüche in

jedem Sinn waren ihm unerträglich; er entfloß solcher Unterhaltung, sobald er's vermochte. Wahrheit und Herz im ungeschminkten Ausdruck der Natur zogen ihn immer an; sie find der Gehalt schöner Formen, der Lebensquell des Umgangs; ihrer bedurfte er, um sich behaglich zu fühlen. Unmanier und Roheit, die sich in den Sälen der sogenannten großen Welt, wie auf dem Marktplatz des Volkes finden, waren ihm ganz feindliche Pole; ja er ertrug noch eher den Zwang leerer Formen, die doch immer ein Anerkennen des Bessern und Streben nach demselben andeuten. Er selbst wollte in seinem Benehmen nie gegen die Formen anstoßen, und dies gab seinem Eintreten in einen fremden Kreis einen Ausdruck der Schüchternheit.

Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob, und sich im Äußeren ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst jene Schüchternheit wohl anstand, ja sie sogar liebenswürdig machte. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal, und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön, und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrauen, warf nur selten und im Gespräch belebt, Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gefehrt, als auf die äußern Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf andere fiel, tief ins Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im

Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen; aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Übergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins rötliche. Die Hautfarbe war weiß, das Rot der Wangen zart. Er errötete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form, und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmutig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches.

372. Karoline v. Wolzogen.

Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. Von eigentlicher Lesekunst besaß er wenig, und legte auch keinen Wert darauf. Der Geist sollte nur zum Geiste sprechen, und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der inneren Nührung seines Gemüths, und wurde tonvoller, wie dieses sich lebendiger regte. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde sein Schritt fester.

Aller Zynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfang, und dies geschah früh, zuwider; die Kleider einfach, aber gewählt; besonders hielt er viel auf seine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohlgeordnet sein. Er liebte sehr Blumen um sich; Lilien hatte er vor allen gern; lila war seine Lieblingsfarbe. Seine Antipathie in der Natur waren Spinnen; er fühlte ein physisches Unbehagen, wenn sich ihm eine näherte.

Beim fröhlichen Mahl im Kreise vertrauter, ihn ansprechender Menschen überließ er sich gern einem heiteren, aber mäßigen Genuße des Weines. Das Unmaß floh er

immer, da ihm, wie er sagte, ein Glas zuviel gleich den Kopf zerstöre. Beim Schreiben trank er nie Wein; oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Wenn er sich einem Genuße überließ, so lag eine so unschuldige Fröhlichkeit in seiner Art zu genießen, daß man sich derselben mit erfreuen mußte, wie man sich an dem Genuße eines glücklichen, heiteren Kindes ergötzt. Trat er, von einer gelungenen Arbeit aufstehend, in den Kreis der Seinen, dann war er empfänglich für alles, was ihn umgab.

Der zarten Erscheinung der Freude, die, wie der Bogen der farbigen Iris, schnell und flüchtig das Menschenleben umspannt, begegnete er, bei wem sie sich auch wies, immer mit heiterer Teilnahme; sie zu zerstören, war ihm unmöglich; ja er konnte selbst kindlich lustig sein. Wenn ihn kein überwiegendes Interesse des Geistes fesselte, war er aufmerksam auf alle Umgebungen. Keine sinnvolle Äußerung, keine graziöse Bewegung entging ihm. Was sich nicht unbequem machte, sollte sich frei und heiter in seiner Nähe fühlen; und unbequem war ihm nur der Stumpfsinn, das Kleinliche und Gemeine. Seinem eigenen Gefühl der Freude lag immer hoher Ernst nahe; was sein Gedicht an die Freude vielleicht am tiefsten ausspricht. Die Flucht des Lebens, nach einem alten Ästhetiker der Grundstoff der Tragödie, schwebte immer vor seiner Seele. Die innere Stimmung beherrschte meist sein Vermögen die Außenwelt anzuschauen, ja verschloß oft das Gefühl für dieselbe und ihren Genuß. Die schönste Natur konnte von ihm unbeachtet bleiben, wenn die Gestalten in seinem Innern lebendig waren. Es ist eine Frage, ob vielfältige Weltanschauung ihm genügt und den Kreis seiner Produktionen erweitert haben würde. Erst im späteren Leben regte sich in ihm ein Verlangen darnach.

Wenn ihm ein Kunstwerk im rechten Moment vor das Auge kam, genoß er es lebhaft. Daß das Anschauen der alten Bildwerke schon in Mannheim und Dresden dunkel auf ihn gewirkt, zeigen seine Dichtungen aus jener Zeit;

als sie ihm durch Goethens und Meyers Umgang, durch die Entwicklung ästhetischer Ideen recht verständlich geworden, sah er sie, wie besonders bei seinem letzten Aufenthalt in Dresden der Fall war, mit neuem aufgeschlossenem Sinne. Die Musik wirkte nur dunkel auf ihn; er hatte sie nie geübt; aber er sagte, daß sie seine dichterischen Stimmungen angenehm belebe. Die erste Glucksche Oper, die er hörte, entzückte ihn. Man wirft mir oft meine Unempfänglichkeit für Musik vor, sagte er; aber ich fühle jetzt, daß es wohl auch die Schuld der Musik gewesen sein mag, daß ich ungerührt blieb.

Für das Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, sowie für die Mängel desselben. Was er in seinem Posa dichtete, hätte er sein können. Er gefiel sich oft in dem Gedanken, im vorgerückten Alter zu einem Staatsamte tüchtig zu sein, und glaubte es mit Interesse und Nutzen verwalten zu können. Unterwerfung unter irgendeine nicht mit Mäßigung und Weisheit wirkende Macht war ganz gegen seine Natur.

373. Karoline v. Wolzogen.

Zu dem, was man in der Welt sein Glück machen nennt, hatte er gar keine Anlage. Eines äußeren Motivs wegen etwas zu tun, was seiner Überzeugung, ja oft nur seiner momentanen Stimmung widersprach, war ihm unmöglich. Freiheit und ein unbeschränktes Leben in seiner Ideenwelt ging ihm über alles. Einen günstigen Moment zu ergreifen, wo das Glück sich fassen ließ, hielt ihn eben dieses Übergewicht des inneren über das äußere Leben ab. Ich hörte ihn sagen, es gehe ihm wie Rousseau, dem die besten Bonmots erst einfielen, wenn das Gespräch geendet war. Seine Phantasie konnte ihm oft die Wirklichkeit anders darstellen, als sie war, wie es wohl allen genialen Naturen zuzeiten begegnet; Verhältnisse, Lagen, Empfindungsarten, die in der Natur und im Weltlauf sich als unhaltbar zeigen, konnte er als möglich, als dauernd denken;

von Freunden konnte er oft zu viel erwarten; aber sein schöner Verstand kehrte immer zur Billigkeit, zum Maß und reiner Ansicht zurück. Nach dem ersten, oft schmerzlichen Gefühle der Täuschung im Verhältnis zu anderen erkannte er den Grund des Nichtgenügens und Mißverstehens in sich selbst, und Achtung und Freundschaft blieben ungestört. Nie hat Schiller schonungslos ein Verhältnis der Freundschaft und Liebe zerrissen; Vertraulichkeit, auch wenn sie aufgehört hatte, blieb ihm heilig. War er von dem Unwert oder dem bösen Willen eines Bekannten überzeugt, so brach er den Umgang nach offener Erklärung ab. Kein literarisches Verhältnis ging ihm über ein menschliches. Wesenloser Schein, und das Zersplittern der Zeit und des Lebens in Kleinigkeiten und Eitelkeiten war ihm zuwider. Aber wenn eine solche Existenz ihn auch verlegend berührte, so warf seine gute Natur den Tropfen des Unmuts bald wieder aus. So war es mit literarischen Angriffen. Seinen guten Humor konnten sie nie lange stören. Mit der Feder konnte er schärfer sein, und sich dem Reize des Witzes mehr überlassen, als er es angesichts des Gegners vermocht hätte. Es kostete ihm immer Überwindung, etwas Bitteres und Hartes zu sagen. Sein Haß gegen Formeln, zumal wenn sie das Gefühl des Heiligen in hohle Worte binden und beschränken wollten, war kalt und streng abschneidend. War er einmal zu einer ungerechten, leidenschaftlichen Äußerung über seine Freunde hingerissen worden, so kehrte er bald und wärmer zu ihnen zurück. Sich, wo er liebte, im vollkommenen Vertrauen zu erschließen und hinzugeben, war Bedürfnis seines Herzens. Das Leben schien ihm öde, wenn dieses ungestillt blieb. Mangel an Zartheit und edler Sitte war ihm an Frauen ganz unerträglich. Schiller glaubte, wie Plato, an eine Liebe, der das Alter nichts rauben kann. Das geistig Schöne sprach immer mächtig seinen inneren Sinn an, und in der Liebe ging ihm die Idee der Unsterblichkeit auf.

Der Weise, dessen Ideen ein Element wurden, in dem sein Geist atmete und lebte, der ihm in den Jahren der Krankheit, wo die produktive Kraft der Dichtung schlummerte, Gesellschafter, Freund und Tröster war, hatte ihm auch Beruhigung für alle Ereignisse im äußern Leben gegeben. Ein philosophisches Gespräch mit gleichdenkenden Freunden zog ihn von allen Sorgen ab, und beschwichtigte oft ein physisches Leiden. Beschränkung der äußeren Lage trübte seine Stimmung selten; und immer schaute er auf den Reichtum seines Geistes, als auf einen sicheren Schatz. Die Natur habe ihm einen bodenlosen Leichtsinns gegeben, sagte er oft; und wenn er andere durch kleine Sorgen gequält und ängstlich mit der Zukunft beschäftigt sah, pries er diese Gabe seines freundlichen Genius.

Ob er gleich größtenteils von seinen schriftstellerischen Arbeiten lebte, so hat gewiß niemand weniger als er um Geld geschrieben. Wenn er eine Arbeit ausführte, so legte er die ganze Kraft seines Geistes hinein. Nie war er ein Diener der Zeit, auch strebte er nicht, ihr Lenker zu sein. Er stand unter der Herrschaft seines Geistes, der nur das Gesetz der Wahrheit und Schönheit anerkannte.

374. Karoline v. Wolzogen.

Was in Schillers Umgang besonders rührend war, für den, der es zu fassen vermochte, ist seine edle Feinheit. Die Wolke, die jeden Dichter umgibt, und in der sich die Gestalten der umgebenden Welt auf eigene Weise brechen und färben, hing für ihn vor dem reinen Aetherblau eines edlen Gemüthes und ungeschwächter moralischer Kraft. Auch drang der Aetherschimmer innerer Hoheit durch seine Gebilde. Seine lasterhaften Charakter selbst haben deshalb vielleicht etwas Gigantisches, wie unter den früheren Jugendprodukten Franz Moor, in der mittleren Epoche Philipp, in der späteren sind Geßler, Elisabeth und Burleigh rein objektiv gehalten. Die Eigenheit eines Menschen, der notwendige Kreis, in den Standpunkt und

eindringende Begebenheiten ihn oft bannen, war Schillern schnell und entschieden. In seinem Lächeln über die Schwachheiten der Menschen war eine Art von sanftem mitleidigen Wohlwollen, und nirgends eine Spur der kalten Menschenverachtung, die im ehernen Egoismus des eigenen Busens thront. Mit Mühe äußerte er Haß und alle widrige Empfindungen, er entfernte sich, und war sein Gefühl einmal verletzt, so war der Bruch entschieden. Alle halben Weltmotive waren ihm unmöglich, er konnte nur in der Wahrheit leben; da nur erblühten die Gestalten seiner Einbildungskraft.

375. Goethe an Zelter.

Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins.

376. Derselbe.

Das Frankfurter Absurdum lege ich bei. Man setzt in die Zeitung: er sei nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und gewährt dem lieben Publikum einen freien Eintritt zu einer Totenfeier? Pfaffen und Mönche wissen die Totenfeier ihrer Heiligen besser zum Vorteil der Lebenden zu benutzen. Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser getan, ihren Anteil realiter auszudrücken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuscript honoriert haben, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für zwölf Groschen haben konnten.

377. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Niemand erinnerte an Schillers Persönlichkeit. Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen, sagte er, war stolz, nur die Augen waren sanft. — Ja, sagte Goethe, alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und

wie sein Körper, war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein, und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwicklung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein Talent war mehr desultorisch, deshalb war er auch nie entschieden und konnte nie fertig werden. Er wechselte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe. Und wie er überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motivieren. Ich weiß, was ich mit ihm beim Tell für Not hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baume brechen und vom Kopfe des Knaben schießen lassen wollte. Das war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großtun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume schieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach und machte es so, wie ich ihm geraten. ~

Schillers Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stücke schritt er vor und ward vollendeter; doch war es wunderbar, daß ihm noch von den Räubern her ein gewisser Sinn für das Grausame anflehte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im Egmont in der Gefängnißszene, wo diesem das Urtheil vorgelesen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erscheinen ließ, um sich an dem Effekt zu weiden, den das Todesurtheil auf Egmont haben würde. Hierdurch sollte sich der Alba als unersättlich in Rache und Schadenfreude darstellen. Ich protestierte jedoch, und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Mensch.

Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer;

jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen. Goethe stand auf und holte ihn. Da sehen und lesen Sie, sagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war schön und mit kühner Hand geschrieben. Er enthielt ein Urteil über Goethes Anmerkungen zu Rameaus Neffen, welche die französische Literatur jener Zeit darstellen, und die er Schillern im Manuscript zur Ansicht mitgeteilt hatte. Ich las den Brief Niemern vor. Sie sehen, sagte Goethe, wie sein Urteil treffend und beisammen ist, und wie die Handschrift durchaus keine Spur von Schwäche verrät. Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805. — Schiller starb am 9. Mai.

378. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

In Schillern lag dieses Naturbetrachten nicht. Was in seinem Tell von Schweizer-Lokalität ist, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein so bewundernswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte.

Das Gespräch lenkte sich nun ganz auf Schiller, und Goethe fuhr folgendermaßen fort:

Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als einer anderen Literatur seinesgleichen hat. ~

Durch alle Werke Schillers, fuhr Goethe fort, geht die Idee der Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte, und die in

seine Dichtungen übergang, in seinem späteren Leben die ideelle. ~

Daß nun diese physische Freiheit Schillern in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar theils in der Natur seines Geistes, größtenteils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militärschule hatte leiden müssen.

Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

Der Großherzog bestimmte Schillern bei seiner Hierherkunft einen Gehalt von jährlich tausend Talern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Falle er durch Krankheit verhindert sein sollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. Ich habe das Talent, sagte er, und muß mir selber helfen können. Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er, der Existenz wegen, jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.

Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Likör oder ähnliches Spirituöses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Produktionen selbst schädlich. Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respekt, ich weiß, wie viel Gutes aus

ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führet diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem.

Unter diesen interessanten Äußerungen und ähnlichen Gesprächen über Lord Byron und berühmte deutsche Literatoren, von denen Schiller gesagt, daß Kogebue ihm lieber, weil er doch etwas hervorbringe, waren die Abendstunden schnell vorübergegangen.

379. Goethe im Gespräch mit R. F. Reinhard.

[Goethe sagte,] da ich mit niemand spreche, als mit Männern, die mich fassen können, wie Sie z. B., so habe ich mich verwöhnt, besonders mit Schiller. Da ging es Schlag auf Schlag.

Schiller war im höchsten Grade Idealist und reflektierend, schon in unseren Ansichten über Poesie gingen wir durchaus voneinander ab. Er war für die moderne sentimentale, reflektierende Poesie, mir war diese ein Greuel, da ich die alte, naive durchaus vorzog. Diese Verschiedenheit fränkte Schiller. Aus Schonung und Delikatesse hörten wir endlich auf zu streiten, aber Schiller behielt es auf dem Herzen, und so erschien plötzlich in den Horen sein Aufsatz über antike und moderne, über sentimentale und naive Poesie. Mir, der ich meiner Einseitigkeit mir bewußt war, (sowie überhaupt jeder Mensch einseitig ist und sein muß) mir machte dieser Aufsatz große Freude, und ich erkannte, daß auch ich durch mein Zeitalter und meine Ausbildung zur modernen Poesie gehörte.

Von Schiller sagte er noch: Es ist unglaublich, wie dieser Mann sich in den letzten Jahren ausgebildet, wie frei er sich bewegt hat. Seit zehn oder zwölf Jahren glaubte man, er könnte kein Jahr mehr leben; man hatte sich daran gewöhnt, und glaubte nicht mehr, daß er sterben könnte.

380. W. v. Humboldt.

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in

einem höheren und prägnanterem Sinn, als vielleicht je bei einem anderen, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbsttätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie, und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Übels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeineren Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. ~ Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben, und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblickes an sich tragen. Die Freiheit tat aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkte führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

381. W. v. Humboldt an Ch. G. Körner.

Schillers Eigentümlichkeit mehr als jedes anderen Menschen war [es], sein Streben und sein Leben als etwas Unendliches zu betrachten, indem es ihm genug war, wenn jedes seiner einzelnen Werke einen bedeutenden Moment bezeichnete, ohne daß er je, das erste innere

täuschende Feuer zur Arbeit ausgenommen, nur dachte, daß irgendeins das höchste Resultat dessen wäre, was er der Kunst gegenüber hervorbringen konnte. Es lag dies unmittelbar in der höheren Ansicht, die Schiller von allem geistigen Wirken hatte. Jedes erschien ihm immer in seiner ganzen Unermeßlichkeit, alle in ihren vielfachen Verbindungen oder vielmehr in ihrer unzertrennlichen Einheit. Nie hat jemand die Menschheit höher und nie immer so ganz in der Flüchtigkeit ihrer ewig wechselnden Erscheinung aufgenommen. Dies rastlose geistige Fortbewegen eignete ihn auch so vorzugsweise der Poesie und in ihr der dramatischen. Es war eigentlich seine Eigentümlichkeit. In Gang, Miene, Gespräch, in allem drückte es sich aus. Selbst die Kenntniss der Wirklichkeit und der Natur schöpfte er nicht aus der Anschauung, sondern schuf sie mehr durch seine eigene Phantasie. Sie hatte daher auch oft eine andere Farbe, schien minder treu als sie es war. Bewunderungswürdig war dann zugleich an ihm die Ruhe und Milde. Niemand kann weniger zerstreut, weniger unstat, mit mehr Liebe bei einem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, manchmal im Gespräch so werden ließ, wie ich nie einen anderen gesehen habe, und mir keinen anderen, wenigstens nicht höher, denken kann. Es ist wirklich unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle anderen, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beschäftigt mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen an irgendeiner Seite, wie wenig begeistert durch das augenblickliche Gespräch, und dadurch fruchtbar an neuem Stoff, wie nur immer mit dem Herumdrehen des alten beschäftigt. Alles das läßt sich vor

dem Publikum nicht sagen, und darum verdrösse es mich, von ihm zu reden. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich niemand so billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterstuhl niemand so sehr seine volles Recht empfing, doch eigentlich alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen mußte. Er konnte alle und richtig und allseitig beurteilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können und er noch immer im Durchschauen aller gleich groß geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, daß er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich ließ, und zwar nicht so, daß er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte. Was anderen, auch den Hervorragendsten, begegnet, daß sie zwischen den besseren Momenten Lücken haben und auf heterogene oder mechanische Beschäftigungen verfallen, war ihm immer fremd. Es ging, im buchstäblichen Verstande, kein Moment für seine geistige Tätigkeit verloren. Auch hat dies natürlich ihn früher aufreiben müssen. Auf diese Weise wird Schiller mir immer die merkwürdigste Erscheinung im Leben bleiben, und seine eigenen Briefe an mich geben mir an vielen Stellen das kaum erfreuliche Zeugnis, daß ich mich nicht leicht in Enthusiasmus über die einfache Gestalt der Dinge hinaus hinreißen lasse.

382. W. v. Humboldt.

Ich bin oft mit Personen umgegangen, Männern und Frauen, in denen dieser Zustand (der Kränklichkeit) der tägliche war, und die nicht einmal irgend wahrscheinliche Hoffnung hatten, sich je anders, als durch den Tod herauszuwickeln. Zu diesen Menschen gehörte Schiller

vorzüglich. Er litt sehr, litt dauernd, und wußte, wie auch eingetroffen ist, daß diese beständigen Leiden nach und nach seinen Tod herbeiführen würden. Von ihm aber konnte man wirklich sagen, daß er die Krankheit in den Körper verschlossen hielt. Denn zu welcher Stunde man zu ihm kommen, wie man ihn antreffen mochte, so war sein Geist ruhig und heiter, und aufgelegt zu freundschaftlicher Mitteilung im interessanten und selbst tiefen Gespräch. Er pflegte sogar wohl zu sagen, daß man besser bei einem gewissen, doch freilich nicht zu angreifenden Übel arbeite, und ich habe ihn in solchen wirklich sehr unerfreulichen Zuständen Gedichte und prosaische Aufsätze machend gefunden, denen man diesen Ursprung gewiß nicht ansah.

383. W. v. Humboldt.

Schwerlich hat je jemand Schiller so genau gekannt, als ich. Es haben ihn schon wenige so lange und so nahe gesehen. Bei einem Manne, wie er, der nicht zum Handeln, sondern zum Denken und zum Schaffen durch Denken und Dichten geboren war, heißt sehen eigentlich sprechen, und ganze Tage und Nächte haben wir im Sprechen miteinander zugebracht. Wenn daher auch die Jahre, die wir zusammen verlebten, so viele nicht waren, so war des Zusammenlebens sehr viel.

384. Wilhelm v. Humboldt an Goethe.

Was Sie über Schiller sagen, habe ich tief gefühlt. Auch mir ist sein Tod wie etwas vorgekommen, was mich vom Leben mehr abreißt, mich wenigstens fremdartiger gegen die übrige Welt stellt. Seine Lehre — denn es war Eigenheit seines Geistes eine zu geben und auszusprechen — stand eigentlich im Widerspruch mit der Welt, wurde bald übersehen, bald verkannt. Aber solange er lebte, war sie, wenigstens für uns, seine Freunde, das eigentlich Geltende. Jetzt, da er dahin ist, haben die anderen die Übermacht. Alles gäbe ich darum, wenn er

Rom gesehen hätte. Er wird Ihnen gesagt haben, daß es sein Steckenpferd war, eine römische Geschichte zu schreiben. Die Rede Camills gegen die Verpflanzung nach Veji, deren ich in den Stanzas erwähne, war die Angel, um die diese Geschichte sich drehen sollte.

385. H. Voß der Jüngere.

Schiller hat über Anmut und Würde geschrieben. Anmut und Würde gesellt war sein Charakter. Selbst im Gange, in seinen seelenvollen Mienen lag Anmut und Würde; diese gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe. Aber eben diese Liebe für ihn fühlte man stets hervorstechender als die Verehrung; und so, möchte ich sagen, war die Anmut auch noch der überwiegende Teil, der sich nie verleugnete. Es ist keine Dichtersfiktion, wenn Schiller singt: Diesen Kuß der ganzen Welt! sondern ein Hauptzug seines Charakters: denn alle Menschen sah er wie seine Brüder an, und möchte sie mit den Armen seiner Liebe umfassen. Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste. —

Wie rührend war mir's, als mir Schiller einmal sagte, — wir hatten gerade große Reisepläne gemacht —: Ich hoffe noch nach China zu kommen; freilich, es wird schwer halten, aber die Gewißheit, es nicht zu können, würde mich unglücklich machen — und kaum ein Vierteljahr darauf trug ich Schiller zur letzten Ruhestatt.

Unter die schönen Pläne Schillers gehörte noch eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnsucht gehabt hat. Eine Reise nach dem Adriatischen Meere, sagte er, wird mir zu kostbar; ich brauche dazu fünfzehnhundert Taler, die kann ich nicht daran wenden. Wir machten einen Reiseplan nach Rurhaven. Ich erzählte ihm von den gastfreien Dithmarsen, in deren Hütten es dem großen Mann wohl geworden wäre, und von der Liebe, die er als herrlicher Schriftsteller auch in meinem Vaterlande habe. Er sagte

dann wohl, daß er sich sehnte nach dem Anblicke des großen Wasserelementes, und ich sagte ihm einmal, er müsse schon deshalb eine solche Reise machen, damit er nur sich selber verstände und einmal recht empfinde, wie schön er gedichtet habe:

Ich höre fern das ungeheure Meer
An seine Ufer dumperbrandend stoßen.

386. Derselbe.

[Das Bild unseres Schillers, welches der Kupferstecher Schmidt gearbeitet hat] ist herrlich, es drückt ganz Schillers Charakter aus. Ich kann mir Schiller in allen Situationen bei diesem Bilde denken: seine ernste Miene, wenn er eine Szene aus der Braut von Messina vorgelesen hatte, — seine sanfte Miene, wenn er mit seiner kleinen Emilie spielte, — seine heitere Miene, wenn er mit uns auf Weimarischen Redouten posulierte. Es ist mir, wenn ich es lange ansehe, als ob es reden wollte, und dann glaube ich die lieblichen Züge zu erblicken, die sich auf seinem Gesichte, besonders auf der Stirn und um die Augen darstellten, wenn er zu sprechen anfing.

Schiller ist mir wie eine in mir festgewurzelte Idee.

387. Derselbe.

Der Kupferstich von Schiller hat mich zugleich fröhlich und traurig gemacht. Mir fiel Schillers Gestalt ein, als ich ihn zum letztenmal sah. Ach! da sah er noch leidender aus, wie auf diesem Bilde. Mir traten die Tränen in die Augen, wie ich es so anschaute, und mich in dem Andenken verflossener Zeiten verlor. Der sanfte liebevolle Blick, dieser Zug von großer und erhabener Ergebung und Duldung, diese besonnene und göttliche Ruhe! Selbst Schillers Physiognomie in recht heiteren Momenten, sein fröhliches Gesicht, kann ich mir bei diesem Bilde denken. ~ Wie glücklich sind wir doch, daß wir Schiller so oft zu sehen Gelegenheit hatten, ihn reden hören, uns an dem Feuer seines Herzens und seiner Phantasie erwärmen konnten.

388. J. G. Gruber.

Schiller ist nicht reich gestorben. Er war dazu, um Schätze zu sammeln, weder engherzig noch prosaisch genug. ~ Er war ein untadelhafter, seinen Haushalt rechtlich ordnender Hausvater, ein trefflicher Gatte und Vater von vier Kindern. Allein, selbst der Zustand seiner Gesundheit und seine ganze Lebensweise, die von seiner Schlaflosigkeit und anderen eingewurzelten Übeln bestimmt wurde, machten einen verhältnismäßig größeren Aufwand notwendig, da er übrigens in seinem Äußeren durchaus die höchste Simplizität beobachtete, und überall keinen erborgten Schimmer dulden konnte. Selbst auf den ihm vom Kaiser erteilten Reichsadel legte er nur insofern bestimmten Wert, als dadurch gewisse konventionelle Schwierigkeiten beim Weimarischen Hofetiquette, die ihn nicht einmal unmittelbar trafen, beseitigt wurden. Erst seit vier Jahren bewohnte er hier ein eigenes Haus, das eine fröhliche Aussicht auf eine mitten in der Stadt gelegene Allee und sonst mancherlei Bequemlichkeiten hatte. Der Kauf und die elegante Einrichtung dieses Hauses kostete ihm beträchtliche Summen. Erst wenig Jahre vor seinem Tode erhielt er eine etwas beträchtlichere Pension vom Herzog, wofür er aber auch dem Theater sehr wesentliche Dienste leistete, keines seiner Stücke, die er hier zuerst spielen ließ, bezahlt nahm, und überhaupt sehr uneigennützig handelte. Die Weimarische Hofschauspieler-Gesellschaft hat an ihm einen recht väterlich sorgenden, teilnehmenden Lehrer und Ratgeber verloren. Mehrere Schauspieler, die es wert waren, hatten stets freien Zutritt bei ihm, und durften seiner Beratung und Hilfe in allen geistigen und leiblichen Angelegenheiten sicher sein. Zuweilen bat er sie, nach einer wohl gelungenen Aufführung eines seiner Stücke, alle zusammen zu einem munteren Nachtmahl ins Stadthaus, wobei fröhlich gesungen, mitunter auch wohl improvisiert und allerlei heiterer Scherz und Kurzweil getrieben wurde. Da erwachte seine alte Jovialität, und da war er sehr fröhlich

mit den Fröhlichen. Sein vertrautes Verhältniß mit Goethe hatte einen sehr günstigen Einfluß auf seine Erheiterung und freiere Mittheilung.

Kleine Erinnerungen.

389. Charlotte v. Schiller.

Wie selten war diese Güte, Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit, mit der er in jedes einzelnen Menschen Lage und Interesse sich denken konnte und immer mild und freundlich sich und seine Schmerzen vergaß.

390. Charlotte v. Schiller.

Wie ich da [in Mannheim] über Schiller trauerte, da ich die Pläge sah, die er mit aller Hoffnung und Kraft des Lebens zuerst betrat! — Aber dort legte er auch den Grund zu seiner Kränklichkeit, weil er da so viel an kaltem Fieber litt und sich immer mit China kurieren wollte. Den ersten rührenden Eindruck gab mir die Sachsenhäuser Brücke bei Frankfurt. Dort hat er bei seiner Flucht so oft gestanden ohne Freund, ohne Schutz und ohne Rat; und er erzählte mir oft, daß er da die reichen großen Wohnungen und die lebendigen Menschen, die alle so ohne Anteil an ihm vorübergegangen wären, schmerzlich angeblickt hätte.

391. Charlotte v. Schiller.

Schiller, der alles mit Wärme und Eifer behandelte, was er ergriff, erschöpfte auch in sich die Situation ganz, um sie darzustellen, ohne seine gleichförmige Stimmung fürs Leben zu verlieren. Seine Zurückgezogenheit hat man ihm, glaube ich, als Melancholie ausgelegt; weil er sich wenig für fremde Wesen, die er im Flug sah, mittheilte, so hat man dies für schwarze Ansicht der Welt erklärt im allgemeinen. Seine Freunde, die ihn in jeder Situation sahen, müssen wie ich gefühlt haben, daß sein Geist immer bei den größten körperlichen Leiden seine

Kraft und Ruhe nicht verlor, wo andere Menschen verzweifeln. Ich habe doch ihn in jedem Moment seines Lebens beobachten können, solange ich mit ihm war, und ich kann sagen, ich habe ihn unruhig gesehen, aber nie melancholisch. Seine jugendlichen Produkte haben mehr diesen Geist, dies gebe ich zwar zu, aber es ist nicht gerade, weil er die Welt unglücklicher ansah, weil ihn sein Schicksal drückte, daß er sich aussprach, sondern weil seine jugendliche Phantasie die Bilder dunkler ausmalte.

392. Charlotte v. Schiller an Ernst v. Schiller.

Die Tante Reinwald ~ hat eine rührende Ähnlichkeit, in den Zügen und im Ton der Stimme, das leise Sprechen von dem geliebten Vater.

393. Desgleichen.

Bei Geheimrat Goethe war ich, der sich sehr freut, daß Du exerzieren mußt; da Du Dich ohnehin etwas vorbeugtest, und da Dein geliebter Vater militärisch erzogen war, so würdest Du diese Haltung noch gewinnen und ihm auch dadurch ähnlicher werden.

394. Desgleichen.

Er [Schiller] hatte so beruhigende, hohe Ansichten und ließ mich oft da das Gute erblicken, wo ich es nicht zu finden dachte.

395. Charlotte v. Schiller.

Schiller hatte eine Zeitlang alle Journale im Hause; da wurde ihm die Welt so erbärmlich und eng, und das Publikum, das ihm so nahe rückte, wurde ihm so klein, daß er alle Journale aus dem Hause verbannte.

396. Charlotte v. Schiller an Ernst v. Schiller.

Deine Laufbahn hätte ihn [Schiller] sehr angezogen; die Art, wie er sich für die Richter immer erklärte, überzeugt mich davon. Auch Karls Existenz würde er billigen; doch war es ihm eine Lieblingsidee, ihn für eine diplomatische Laufbahn zu bilden.

397. Charlotte v. Schiller an Goethe.

Da aber seine Freunde, wie ich, wissen, wie Schiller arbeitete, und daß er nicht gern halb ausgeführte Gedanken mit sich herumtrug, und lieber den Flammen opferte, was er nicht wollte gelten lassen, so ist es recht ungerecht, mir nicht zu glauben, da mir doch jeder Zug aus Schillers Feder heilig ist. ~ Alles aus seinen Vorlesungen, was Schiller für mittheilenswerth hielt, ist auch in seinen vermischten Schriften schon gedruckt.

[Als Körner sie gedrängt hatte, noch Ungedrucktes aus dem Nachlaß für die geplante Gesamtausgabe herzugeben.]

398. Karoline v. Wolzogen.

Schiller sagte einst in einer schwermütigen Stimmung: Wenn man auch nur gelebt hätte, um den dreiundzwanzigsten Gesang der Ilias zu lesen, so könnte man sich nicht über sein Dasein beschweren.

399. Dieselbe.

Das Leben der Dichter, sagte er selbst, kann kein bedeutendes Interesse haben, da es nur ein innerliches ist.

400. Dieselbe.

Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur erfüllte ihn mit Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebens immer inniger und tiefer wurde. Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens; Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugniß, das eigentliche Leben seines Geistes; der, obgleich nicht lange auf der Erden weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemüthern die Überzeugung zurückließ, wenige seien edler gewesen, wenige haben reicher und nachhaltiger gewirkt, wie er.

401. Karoline v. Wolzogen an Ernst v. Schiller.

Du hast sehr richtig gefühlt, daß einem das Bild des Vaters in diesen Briefen [an Humboldt] schöner erscheint,

als in denen an Goethe. Der letzte Brief erklärt es: weil er sich immer auf dem Grunde der Idealphilosophie befand, und kein Streben sich Goethe im Realismus zu nähern, daraus hervorblickt.

402. Desgleichen.

[Kant] war Deines Vaters Religion, sagte mir Goethe einmal, und nicht mit Unrecht.

403. Karoline v. Wolzogen.

Schiller lebte eigentlich nie, oder mit Anstrengung in der Gegenwart.

404. Dieselbe.

Schillern hatte in früher Jugend der strenge dogmatische Religionsunterricht empört; die feichte Heuchelei ekelte ihn an, wie die Seichtigkeit der Moralisten. Aber der Gottesfinn war ihm ungetrübt geblieben, und immer blieb ihm die Sehnsucht nach dem Ewigen. Die Wirkung großer Kräfte zog ihn an, und dies trieb ihn sie darzustellen; dadurch kam vielleicht viel Falsches in seine frühesten Produkte. Als ein milderes Leben in seinem Busen den Gedanken aufkommen ließ, daß nur die guten Kräfte die wahren sind, fand er nach Verirrungen sich wieder. Was ihn früher hielt, war die reine Wahrheitsliebe, ein edler Stolz, sich selbst treu zu sein und gegen die Masse des Kleinen und Unwürdigen fest zu stehen, in Freiheit, im Sonnenglanz der Erkenntnis, in der Wahrheit. Sein Gedicht an die Freude, voll Gottesfinn, ist in der schönsten Stimmung gedichtet.

405. Karl v. Schiller.

Der Vater war immer sehr freundlich gegen uns, wir sahen ihn zwar wenig am Tage, da er spät aufstand, und wir den Tag über Unterricht hatten. Manchmal ging er mit uns spazieren, was uns jedesmal freute. Die Abende brachten wir, wenn nicht Freunde zugegen waren, auf des Vaters Arbeitszimmer zu, während er aß (da er

selten zu Mittag wegen des späten Aufstehens aß, verband er das Mittags- und Abendessen gewöhnlich).

406. Nach Ernst v. Schillers Mitteilung.

Noch im späteren Mannesalter saß Schiller, wie mir sein Sohn Ernst erzählte, wenn er arbeitete, nicht ruhig sitzend am Tische, sondern stand über denselben hingebogen, und seine linke Seite an den Rand drückend, schrieb er, sich auf den einen Arm stützend, in dieser unbequemen, stehenden Lage, und ging abwechselnd bewegt im Zimmer auf und ab.

407. Reinwald.

Gesungen hat Schiller nie, wenigstens nicht in seinem späteren Leben, am allerwenigsten noch so spät bei Klopstocks Tode. Er hatte keine Stimme, ihm fehlte das Talent der Modulation, und vollends in seinen letzten Jahren war seine Brust so schwach, daß er kaum mit Mühe seine eigenen Verse deklamieren konnte, und er soll [wie in der Schrift: Schiller oder Szenen und Charakterzüge aus seinem späteren Leben, Stendal 1805, behauptet worden] so gesungen haben, daß es den Hörer angriff. Jawohl, es ist spaßhaft!

408. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Wenn ich bedenke, wie Schiller die Überlieferung studierte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab, als er seinen Tell schrieb!

409. Desgleichen.

Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gefinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen so hoch gehalten wird.

410. Goethe im Gespräch mit Soret.

Die Frauen und jungen Leute haben mehr Saft, als sie in ihren Versen unterbringen können; sie wissen nie wo und wie sie aufhören sollen. Da ist, was Frau

von Bechtolsheim gemacht hat. Um einen Reim zu bewahren hat sie schnell noch einen Vers hinzugefügt, der das ganze Stück verdirbt; ich habe das Manuscript von den Parasiten befreit. Man muß ein alter Praktikus sein, um so etwas ausmerzen zu können; Schiller war in dieser Art Kritik vollendet; ich habe ihn ein großartiges Gedicht von zweiundzwanzig Strophen, das man ihm eingesandt hatte, in ein anderes von sieben Strophen zurückführen sehen, ohne daß ein Gedanke des Originalgedichtes verloren gegangen wäre.

411. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Er ließ darauf nach der Sternwarte fahren, wo Herr Dr. Schrön uns die bedeutendsten Instrumente vorzeigte und erklärte. Auch das anstoßende Meteorologische Kabinett ward mit besonderem Interesse betrachtet, und Goethe lobte Herrn Dr. Schrön wegen der in allen diesen Dingen herrschenden großen Ordnung.

Wir gingen sodann in den Garten hinab, wo Goethe auf einem Steintisch in einer Laube ein kleines Frühstück hatte arrangieren lassen. Sie wissen wohl kaum, sagte er, an welcher merkwürdigen Stelle wir uns eigentlich befinden. Hier hat Schiller gewohnt. In dieser Laube, auf diesen jetzt fast zusammengebrochenen Bänken haben wir oft an diesem alten Steintisch gegessen und manches gute und große Wort miteinander gewechselt. Er war damals in den Dreißigen, ich selber noch in den Vierzigen, beide noch in vollstem Aufstreben, und es war etwas. Das geht alles hin und vorüber; ich bin auch nicht mehr der ich gewesen, aber die alte Erde hält Stich, und Luft und Wasser und Boden sind noch immer dieselbigen.

Gehen Sie doch nachher einmal mit Schrön hinauf und lassen sich von ihm in der Mansarde die Zimmer zeigen, die Schiller bewohnt hat.

Wir ließen uns indes in dieser anmutigen Luft und an diesem guten Orte das Frühstück sehr wohl schmecken.

Schiller war dabei wenigstens in unserem Geiste gegenwärtig, und Goethe widmete ihm noch manches gute Wort eines liebevollen Andenkens.

Ich ging darauf mit Schrön in die Mansarde und genoß aus Schillers Fenstern die herrlichste Aussicht. Die Richtung war ganz nach Süden, so daß man stundenweit den schönen Strom, durch Gebüsch und Krümmungen unterbrochen, heransfließen sah. Auch hatte man einen weiten Horizont. Der Aufgang und Untergang der Planeten war von hier aus herrlich zu beobachten, und man mußte sich sagen, daß dies Lokal durchaus günstig sei, um das Astronomische und Astrologische im Wallenstein zu dichten.

Ich ging wieder zu Gethe hinab, der zu Herrn Hofrat Döbereiner fahren ließ, den er sehr hoch schätzte und der ihm einige neue chemische Experimente zeigte.

412. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Ein Glück für mich war es indes, fuhr Goethe fort, daß ich Schillern hatte. Denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf eins; welches denn unser Verhältnis so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte.

Goethe erzählte mir darauf von seinem Freunde einige Anekdoten, die mir sehr charakteristisch erschienen.

Schiller war, wie sich bei seinem großartigen Charakter denken läßt, sagte er, ein entschiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeugungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kogebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerem Ekel darüber fast krank wurde. Ebenso war es ihm zuwider, wenn ein Fremder sich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu sehen, und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr bestellte, so war in der Regel anzunehmen, daß er um die bestimmte Stunde

vor lauter Apprehension krank war. Auch konnte er in solchen Fällen gelegentlich sehr ungeduldig und auch wohl grob werden. Ich war Zeuge, wie er einst einen fremden Chirurgen, der, um ihm seinen Besuch zu machen, bei ihm unangemeldet eintrat, sehr heftig anfuhr, so daß der arme Mensch ganz verblüfft, nicht wußte wie schnell er sich sollte zurückziehen.

Wir waren, wie gesagt und wie wir alle wissen, fuhr Goethe fort, bei aller Gleichheit unserer Richtungen Naturen verschiedener Art, und zwar nicht bloß in geistigen Dingen, sondern auch in physischen. Eine Luft, die Schillern wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich besuchte ihn eines Tags, und da ich ihn nicht zu Hause fand und seine Frau mir sagte, daß er bald zurückkommen würde, so setzte ich mich an seinen Arbeitstisch, um mir dieses und jenes zu notieren. Ich hatte aber nicht lange gegessen, als ich von einem heimlichen Übelbefinden mich überschlichen fühlte, welches sich nach und nach steigerte, so daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Äpfel war. Ich trat sogleich an ein Fenster und schöpfte frische Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wieder hergestellt fühlte. Indes war seine Frau wieder hereingetreten, die mir sagte, daß die Schieblade immer mit faulen Äpfeln gefüllt sein müsse, indem dieser Geruch Schillern wohlthue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne.

Morgen früh, fuhr Goethe fort, will ich Ihnen auch zeigen, wo Schiller hier in Jena gewohnt hat.

413. Goethe.

Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Äußerungen gehen dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer

vom Gemeinen steigt er hinauf, hebt er hinauf, und weil dies bei Sünden und Gebrechen am auffallendsten ist, so kommt dergleichen gar manches vor. ~ Schillern war eben diese echte Christustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines ohne zu veredeln. Seine innere Beschäftigung ging dahin.

414. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Professor Abeken zu Osnabrück hatte mir in den Tagen vor dem 28. August [1828] einen Einschluß zugesendet, mit dem Ersuchen, ihn Goethe zu seinem Geburtstage zu schicklicher Stunde zu überreichen. Es sei ein Andenken in bezug auf Schiller, das gewiß Freude verursachen werde.

Als nun Goethe heute bei Tische von den mannigfaltigen Geschenken erzählte, die ihm zu seinem Geburtstage nach Dornburg gesendet worden, fragte ich ihn, was das Paket von Abeken enthalten.

Es war eine merkwürdige Sendung, sagte Goethe, die mir viel Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer*, bei der Schiller den Tee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, seine Äußerungen niederzuschreiben. Sie hat alles sehr hübsch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und das liest sich nun nach so langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zustand versetzt wird, der mit tausend anderen bedeutenden vorübergegangen ist, in diesem Fall aber glücklicherweise in seiner Lebendigkeit auf dem Papiere gefesselt worden.

Schiller erscheint hier, wie immer im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein!

* Es waren die Aufzeichnungen von Christiane v. Wurmb, die auf Seite 357—367 abgedruckt sind.

Wir anderen dagegen fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Teelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte; und so, durch tausend Rücksichten paralytisch, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unserer Natur sein möchte, frei auszulassen. Wir sind die Sklaven der Gegenstände und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben.

415. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Wir sprachen von Schillers Briefen und dem Leben, das sie miteinander geführt, und wie sie sich täglich zu gegenseitigen Arbeiten gehegt und getrieben. Auch an dem Faust, sagte ich, schien Schiller ein großes Interesse zu nehmen; es ist hübsch, wie er Sie treibt, und sehr liebenswürdig, wie er sich durch seine Idee verleiten läßt, selber am Faust fortzuerfinden. Ich habe dabei bemerkt, daß etwas Voreilendes in seiner Natur lag.

Sie haben recht, sagte Goethe, er war so, wie alle Menschen, die zu sehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den Wilhelm Meister sehen, den er bald so und bald anders haben will. Ich hatte nur immer zu tun, daß ich fest stand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen freihielt und schützte.

Ich habe diesen Morgen, sagte ich, seine Nadowessische Totenklage gelesen und mich gefreut, wie das Gedicht so vortrefflich ist.

Sie sehen, antwortete Goethe, wie Schiller ein großer Künstler war und wie er auch das Objektive zu fassen wußte, wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kam. Gewiß, die Nadowessische Totenklage gehört zu seinen allerbesten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Duzend in dieser Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß seine nächsten Freunde ihn dieses Gedichtes

wegen tabelten, indem sie meinten, es trage nicht genug von seiner Idealität?

416. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Es ist eigen, sagte ich, daß man so häufig bei ausgezeichneten Talenten, besonders bei Poeten findet, daß sie eine schwächliche Konstitution haben.

Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten, sagte Goethe, setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Konflikt mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Sensibilität eine außerordentliche Zähigkeit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebe keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewisse Zähigkeit; er hielt sich noch die vielen Jahre und hätte sich bei gesünderer Lebensweise noch länger halten können.

417. Goethe im Gespräch mit F. v. Müller.

Schiller war ganz ein anderer Geselle wie ich, und wußte in der Gesellschaft immer bedeutend und anziehend zu sprechen. Ich hingegen hatte immer die alberne Abneigung von dem, was mich gerade am meisten interessierte zu sprechen.

418. Großherzog Karl August im Gespräch mit F. v. Müller.

Öfters habe der Großherzog [Goethes] Produktionen scharf kritisiert, den Großophtha besonders, durch Schiller ihn von der Aufführung abzubringen gesucht. Um Schillern sei es sehr schade gewesen, er sei nun gerade gemäßigter, mitteilender, einsichtiger geworden, habe viele früheren Exzentritäten und Phantastereien abgelegt, die Dinge dieser Welt richtiger gewürdigt. Der Großherzog habe damals viel mit ihm verkehrt, auf seine Bitte die Phädra

quasi forrigiert, ihm lange Briefe darüber und über andere seiner Stücke, sowie über Goethesche geschrieben. An ihm habe Goethe sicheren Halt für lange verloren.

419. Wilh. v. Humboldt an Ch. G. Körner.

[Schillers] Klage [über Mangel an Leichtigkeit im Arbeiten] kann wirklich nur auf gleiche Weise, als die meisten Selbstgeständnisse genommen werden, die immer in Billigung und Mißbilligung zu weit gehen. Schiller arbeitete eigentlich leicht, und hatte unendlichen Ideenreichtum. Nur weil er ihm immer neu zuströmte, weil ihm das Reichste noch immer nicht reich genug schien, und dann auch, weil ihn sein Gegenstand so lebhaft beschäftigte, daß er ihn in die höchste Anstrengung versetzte, schien er vielleicht mit Schwierigkeit zu arbeiten.

In der Art, Frauen und das Verhältniß zu ihnen anzusehen, zeichnete sich Schiller sonst, wie auch Sie gewiß sich erinnern, sehr aus. Es war eine seiner schönsten Seiten, und mit allem in ihm aufs innigste verwebt.

420. W. v. Humboldt an seine Gattin.

In Männern, wie z. B. in Schillern selbst, dem sonst alles Menschliche so unglaublich offen stand, herrscht zu sehr allemal notwendig egoistische Neigung zu einzelnen Hervorbringungen vor, um ihre Welt aus einem einzigen Gefühl zu bilden, und den Frauen fehlt es bald an der Selbstständigkeit, die nur die Herrschaft der Empfindung anerkennt, bald an innerer Treue.

421. Desgleichen.

Je weniger sich vorzüglich eine Frau eigentlich auszusprechen vermag, die sonst klug und gebildet ist und alles in ihrer Gewalt hat, um das Schönste und Größte zu machen, wie Du, desto tiefer und steter ist sie im Leben und dem wahren Gefühl. Ein wirklicher Mangel hierin, der einen auch unleugbar oft stört, ist doch in Karolinen [v. Wolzogen] oft sichtbar. Selbst in Schiller,

so gut er war, tat mir manches, nicht gegen mich, aber in ihm selbst, oft weh. So groß auch Gedanke und Werke besserer Art sind, so kann man es doch immer schwer ertragen, wenn sich der Mensch gleichsam von ihnen loswindet, wenn wahre Gefühle ihnen geopfert werden, und man mit einem nie abzuleugnenden Egoismus sich nur ihnen hingibt.

422. F. W. Meier.

Schiller, weder an Gestalt, noch an Haltung so vorteilhaft erscheinend [wie Goethe], obschon groß, auch freundlichen, milden, man könnte sagen, warmen Blickes, doch nicht angenehmen Sprechorgans, mehr dozierend als konversierend, oft sarkastisch und mehr satirisch — als eigentlich humoristisch-witzig.

423. Brief eines Ungenannten an G. Schwab.

Nie habe ich an Schiller, er mochte gehen, stehen oder sitzen, solche kopfhängerische Senkung des Hauptes, solch verdrießliches Gesicht erblickt.

Huic Deus os sublime dedit coelumque tueri

Jussit et erectos ad sidera tollera vultus.

Aber hierin fehlen fast alle Bildnisse Schillers; nur Dannebergers kolossale Büste hat ihn mir so vergegenwärtigt, wie er lebte und lebte.

Verhältnis zur Bühne.

424. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Ich [Goethe] suchte auch den ganzen Stand [der Schauspieler] in der äußeren Achtung zu heben, indem ich die besten und hoffnungsvollsten in meine Kreise zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehrs mit mir wert achtete. ~

Schiller verfuhr in demselbigen Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel. Er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und

nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie bei sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute sich gemeinsam an dem, was gelungen, und besprach sich über das, was etwa das nächste Mal besser zu tun sei. Aber schon als Schiller bei uns eintrat, fand er Schauspieler und Publikum bereits in hohem Grade gebildet vor, und es ist nicht zu leugnen, daß es dem raschen Erfolg seiner Stücke zugute kam.

425. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Als ich mit Schillern dem Theater vorstand, hatten wir den Vorteil, daß wir den Sommer über in Lauchstädt spielten. Hier hatten wir ein außerlesenes Publikum, das nichts als vortreffliche Sachen wollte, und so kamen wir denn jedesmal eingeübt in den besten Stücken nach Weimar zurück und konnten hier den Winter über alle Sommer-vorstellungen wiederholen. Dazu hatte das weimarische Publikum auf unsere Leitung Vertrauen und war immer, auch bei Dingen, denen es nichts abgewinnen konnte, überzeugt, daß unserem Tun und Lassen eine höhere Absicht zum Grunde liege.

In den neunziger Jahren, fuhr Goethe fort, war die eigentliche Zeit meines Theaterinteresses schon vorüber, und ich schrieb nichts mehr für die Bühne, ich wollte mich ganz zum Epischen wenden. Schiller weckte das schon erloschene Interesse, und ihm und seinen Sachen zuliebe nahm ich am Theater wieder Anteil.

426. Desgleichen.

Schiller hatte einen guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben. Allein dies setzte eine sehr große Residenz voraus und war in unseren kleinen Verhältnissen nicht zu realisieren. ~

Er erzählte mir darauf von einem Stück, welches er mit Schiller als Fortsetzung des Hagestolzen [von Iffland] gemacht, aber nicht geschrieben, sondern bloß gesprächsweise

gemacht. Goethe entwickelte mir die Handlung Szene für Szene; es war sehr artig und heiter, und ich hatte daran große Freude.

427. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Wir sprachen sodann über Schillers Fiesko, der am letzten Sonnabend war gegeben worden. Ich habe das Stück zum ersten Male gesehen, sagte ich, und es hat mich nun sehr beschäftigt, ob man nicht die ganz rohen Szenen mildern könnte; allein ich finde, daß sich wenig daran tun läßt, ohne den Charakter des Ganzen zu verlegen.

Sie haben ganz recht, es geht nicht, erwiderte Goethe, Schiller hat sehr oft mit mir darüber gesprochen, denn er selbst konnte seine ersten Stücke nicht leiden, und er ließ sie, während wir am Theater waren, nie spielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gern jene drei gewaltsamen Erstlinge dem Repertoire gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu sehr miteinander verwachsen, so daß Schiller selbst an dem Unternehmen verzweifelte und sich genötigt sah, seinen Vorsatz aufzugeben, und die Stücke zu lassen wie sie waren.

Es ist schade darum, sagte ich; denn ~ bei Schiller spricht doch immer ein grandioser Geist und Charakter.

Das wollte ich meinen, sagte Goethe, Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer heraus kam, als das Beste [der] Neueren; — ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren.

428. E. Schadow an Böttiger.

Madame Hartwig trat hier [in Berlin] zuerst als Maria in der Maria Stuart auf; ~ gestern habe ich sie gesehen als Ariadne, und sie hat schön gespielt, hat auch den Beifall des Publikums erhalten. Daß sie auf den Brettern zu Hause ist, sieht man; was ihr aber entgegen ist, ist der sächsische Dialekt, der schon an sich hier affektiert einem

vorkommt; das Urtheil Schillers will hier auch nicht helfen, denn die besten hiesigen Schauspieler, denen ich es vorhielt, meinten, er habe zu viele Beweise gegeben, daß er keinen Geschmack in diesen Dingen gehabt habe.

429. A. Genast.

Als Schiller selbst vom Jahre 1799 an bei der Feststellung des Repertoirs tätig war, legte er den Don Carlos ganz beiseite, und erst im Jahre 1802 wurde er mit einigen Verkürzungen und Abänderungen, auf Anregung Goethes und, den allgemeinen Wünschen des Publikums zu genügen, in Lauchstädt wieder aufs Repertoire gebracht.

Verhältniß zu Goethe.

430. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Mein Verhältniß mit Schiller [war] so einzig, weil wir das herrlichste Bindungsmittel in unseren gemeinsamen Bestrebungen fanden, und es für uns keiner sogenannten besonderen Freundschaft weiter bedurfte.

431. Desgleichen.

Die Deutschen, sagte er, können die Philisterei nicht los werden. Da quengeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schillern gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören, und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind!

Freunde, wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte

die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte.

432. Goethe im Gespräch mit Professor Anton Dittrich.

[Das Gespräch] führte uns auch auf den Unterschied seiner und der Schillerschen Poesie. Ich sagte ihm, der Aufschwung seiner Phantasie lasse uns nie ohne Basis, ohne Piedestal, darum würde man auch von seiner Poesie sicher ergriffen und länger gehalten als von der Schillerschen, deren reiner Idealismus uns zwar höher reize, aber nach verflogener Trunkenheit uns kaum etwas mehr als die Erinnerung des seligen Aufschwungs läßt, indes Goethesche Poesie bei gleichem Genusse uns nie aus ihrem Kreise zu lassen scheine. Er entgegnete: Ich habe mit Schillern selbst oft darüber gesprochen, denn er war mein Freund, und weiß daher, daß er nur mit Vorsatz das Reelle mit dem Ideellen verbinden konnte. Seine Begeisterung riß ihn unwillkürlich zum reinen Idealismus empor. Indes hat er uns bewiesen, daß er auch reelle Gegenstände zu behandeln verstehe: in seiner Glocke, im Wallenstein. Dabei glaube ich, er habe mehr Gutes gestiftet, als ich, da er stärkere Rührung hervorbrachte, folglich den Leser zum stärkeren Streben entflammte.

433. Charlotte v. Schiller an ihren Sohn Ernst.

Dein Vater war wie ein guter Geist, der ihn [Goethe] liebend und schützend umgab, erfreute, tröstete und ermunterte.

434. Goethe an Eichstädt.

Ach! warum steht nicht auf dem Papiere, was Schiller über das Werk und meine Arbeit* geäußert. Es war eine der letzten Materien, über die wir uns unterhielten.

* Rameaus Neffe.

435. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Ich verdanke Schillern die Achilleis und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben.

436. Goethe.

Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegen stand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren. Jeder hielt alsdann fest an seiner Persönlichkeit, so lange, bis wir uns wieder gemeinschaftlich zu irgendeinem Denken und Tun vereinigen konnten.

Verhältnis zu Verschiedenen.

437. Karoline v. Wolzogen.

Als alle Welt voll war von dem Ruhme Napoleons, und des Feldherrn Genie und die ungeheure Wirkung desselben auch manchen guten Kopf und manches edlere Gemüt mit Zauberkraft magisch umspann, da sein Name die allgemeine Lösung war, stimmte Schiller in den allgemeinen Beifall und Jubel nicht ein; er war des ewigen Redens über den Helden der Zeit müde, und wir hörten ihn sagen: Wenn ich mich nur für ihn interessieren könnte! Alles ist ja sonst tot — aber ich vermag's nicht; dieser Charakter ist mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Äußerung, kein einziges Bonmot vernimmt man von ihm.

438. Charlotte v. Schiller an Frh. v. Stein.

Dieser Hang zu höheren, ernsteren Ansichten hat ihr [der Frau v. Stein] ihre Jugend, wie ihr Alter verschönert. Schiller liebte diesen Zug ihres Wesens so und hat mir es oft gesagt.

439. Goethe an Adele Schopenhauer.

Daß etwas für unseren Freund von Schlegel Bedenkliches darin [in dem gedruckten Briefwechsel mit Schiller]

möchte enthalten sein, wüßte ich mich nicht zu erinnern. ~ So viel aber weiß ich recht gut: daß ich Schillern oft zu beschwichtigen hatte, wenn von den talentvollen Brüdern die Rede war; er wollte leben und wirken, deshalb nahm er es vielleicht zu empfindlich, wenn ihm etwas in den Weg gelegt wurde, woran es denn die geistreichen jungen Männer mitunter nicht fehlen ließen.

440. Goethe an Zelter.

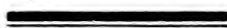
Schiller liebte sie [die Brüder Schlegel] nicht, ja er haßte sie, und ich weiß nicht, ob aus dem Briefwechsel hervorgeht, daß ich, in unserem engen Kreise wenigstens, soziale Verhältnisse zu vermitteln suchte. ~ Schiller war mit Recht auf sie erbost; wie er ihnen im Wege stand, konnte er ihnen nicht in den Weg treten. Er sagte mir einmal, da ihm meine allgemeine Toleranz, sogar Förderung dessen, was ich nicht mochte, nicht gefallen wollte: Kogebue ist mir respektabler in seiner Fruchtbarkeit, als jenes unfruchtbare, im Grunde immer nachhinkende und den Raschfortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht.

441. J. G. Gruber (?).

[Schiller] liebte und schätzte den edlen Hufeland als einen seiner erprobten Freunde in der genußreichen Periode seines ersten Weimarischen Lebens. Aber Hufelands Makrobiotik war ihm stets ein Ärgernis und er erlaubte sich zuweilen im Scherz, halb im Ernst, allerlei Bemerkungen darüber, die eine entschiedene Abneigung gegen alle profaische Lebensverlängerung verrieten.

442. Karoline v. Humboldt an G. Ch. Reinhart.

Schiller liebte Sie sehr, und wie er noch das leztmal, daß ich ihn sah, von dem entfernten Plane sprach, nach Rom zu kommen, um hier die römische Geschichte zu schreiben, erwähnte er Ihrer mit den Worten: Und Reinhart dort, auf den man wie auf einen Fels bauen kann.



Register.

I. Verzeichniß der Gesprächsnummern mit Angabe der Quellenwerke.

Die kursiven Ziffern verweisen auf das Quellenverzeichnis Seite 476.

Gespräch	Quelle	G.	N.	G.	N.	G.	N.	G.	N.
1	5	31	57	61	37	91	28	121	37
2	18	32	43	62	41	92	85	122	37
3	96	33	18	63	128	93	102	123	66
4	103	34	114	64	83	94	102	124	76
5	103	35	100	65	10	95	102	125	123
6	60	36	113	66	41	96	102	126	66
7	62	37	94	67	58	97	102	127	66
8	115	38	17	68	15	98	19	128	55
9	115	39	96	69	97	99	102	129	81
10	62	40	2	70	108	100	10	130	81
11	123	41	100	71	63	101	102	131	76
12	77	42	10	72	95	102	28	132	96
13	77	43	19	73	70	103	121	133	123
14	57	44	19	74	70	104	36	134	17
15	43	45	99	75	88	105	123	135	17
16	43	46	99	76	41	106	38	136	8
17	79	47	99	77	7	107	123	137	8
18	120	48	125	78	19	108	7	138	8
19	120	49	88	79	41	109	66	139	104
20	126	50	88	80	41	110	66	140	80
21	77	51	28	81	39	111	66	141	59
22	123	52	28	82	87	112	66	142	77
23	96	53	28	83	76	113	123	143	129
24	120	54	28	84	7	114	66	144	67
25	5	55	28	85	15	115	66	145	107
26	120	56	28	86	96	116	55	146	37
27	120	57	28	87	68	117	96	147	130
28	129	58	28	88	28	118	123	148	130
29	79	59	28	89	109	119	96	149	37
30	103	60	123	90	85	120	79	150	118

Ges. sprache	Quelle	G.	D.	G.	D.	G.	D.	G.	D.
151	82	192	65	234	31	276	1	318	20
152	123	193	118	235	41	277	1	319	34
153	35	194	123	236	108	278	1	320	111
154	62	195	84	237	123	279	1	321	29
155	62	196	66	238	123	280	1	322	29
156	69	197	50	239	123	281	1	323	33
157	129	198	50	240	123	282	1	324	29
158	86	199	9	241	123	283	1	325	123
159	108	200	96	242	3	284	1	326	45
160	{ 57 u. 160	201	100	243	45	285	1	327	118
		202	48	244	119	286	1	328	56
161	73	203	33	245	6	287	1	329	40
162	48	204	124	246	105	288	1	330	118
163	25	205	50	247	37	289	1	331	118
164	50	206	33	248	123	290	1	332	84
165	48	207	123	249	112	291	1	333	66
166	61	208	45	250	105	292	1	334	107
167	61	209	24	251	1	293	1	335	107
168	61	210	21	252	91	294	1	336	44
169	61	211	48	253	123	295	1	337	44
170	92	212	32	254	71	296	1	338	53
171	108	213	45	255	55	297	1	339	54
172	16	214	68	256	45	298	1	340	123
173	130	215	112	257	17	299	1	341	118
174	72	216	21	258	110	300	123	342	118
175	32	217	9	259	131	301	96	343	118
176	12	218	123	260	1	302	96	344	66
177	123	219	48	261	90	303	55	345	118
178	30	220	24	262	45	304	21	346	118
179	68	221	50	263	42	305	123	347	116
180	1	222	50	264	23	306	84	348	118
181	87	223	123	265	1	307	84	349	66
182	27	224	19	266	1	308	98	350	75
183	74	225	71	267	1	309	45	351	96
184	50	226	108	268	1	310	84	352	118
185	50	227	123	269	1	311	45	353	118
186	50	228	33	270	1	312	42	354	123
187	65	229	33	271	1	313	107	355	118
188	26	230	22	272	1	314	98	356	84
189	48	231	49	273	1	315	117	357	{ 116
190	50	232	123	274	1	316	45		u.
191	1	233	46	275	1	317	45		118

Gespräch	Quelle	G.	N.	G.	N.	G.	N.	G.	N.
358	13	375	50	392	101	409	33	426	33
359	118	376	50	393	101	410	47	427	33
360	118	377	33	394	101	411	33	428	17
361	123	378	33	395	96	412	33	429	45
362	118	379	47	396	101	413	50	430	33
363	45	380	25	397	51	414	33	431	33
364	24	381	14	398	123	415	33	432	106
365	48	382	64	399	123	416	33	433	101
366	123	383	64	400	123	417	47	434	50
367	21	384	52	401	101	418	47	435	33
368	96	385	118	402	101	419	93	436	48
369	13	386	118	403	85	420	66	437	123
370	11	387	116	404	85	421	66	438	96
371	123	388	55	405	84	422	89	439	50
372	123	389	24	406	60	423	108	440	50
373	123	390	96	407	4	424	33	441	43
374	127	391	96	408	33	425	33	442	15

II. Verzeichniß der Quellenwerke.

Die kursiven Zahlen bezeichnen die Nummern der Gespräche im vorliegenden Werk, die folgenden stehenden Zahlen die Seiten der Quellenwerke.

1. Abeken, Bernh. Rud., Goethe in meinem Leben. Erinnerungen u. Betrachtungen. Hrsg. v. Ad. Heuermann. Weimar 1904.
180, 58. Abekens Erinnerung.
265/298, 189/202. Christiane v. Wurmb's Niederschrift.
251, 206. Abekens Erinnerung.
191, 208. Desgleichen.
260, 209. Abeken an f. Schwester Julie 10. 1. 1802.
299, 203. Abekens Erinnerung.
2. Abendzeitung auf das Jahr 1839. Hrsg. v. Th. Hell. Dresden. Nr. 225.
40, 8, 899. W. F. G. Reinwald's Aufzeichnung.
3. Anemüller, Bernh., Karoline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt geb. Prinzessin v. Hessen-Homburg. Nach ihren eigenen Aufzeichnungen usw. dargestellt. Rudolstadt 1869.
242, 117 f. Karoline Luise's Aufzeichnung.
Die auf Seite 118—122 mitgetheilten Äußerungen Schillers sind die Niederschriften Christianens v. Wurmb, von welchen anscheinend eine Abschrift im Nachlaß der Fürstin sich gefunden hat, siehe Gespräche Nr. 265—298.
4. Neuer Literarischer Anzeiger Nr. 26, Dienstag am 30. Juni 1807. Nr. 49. 8. Dez. 1807.
407, 401/406. Berichtigungen Friedrich v. Schillers Jugendgeschichte betreffend (von Reinwald).
5. Archiv f. Literaturgeschichte. Hrsg. v. Gosche. I. Bd. Leipzig 1870.
1, 25, 453/460. Schillers Jugendjahre, eine Skizze v. Christophine Reinwald geb. Schiller.
6. Archiv f. Literaturgeschichte. Hrsg. v. F. Schnorr v. Carolsfeld. VI. Bd. Leipzig 1877.
245, 274 f. F. Haide an Böttiger 22. 6. 12.
7. — XII. Bd. 1884.
77, 450. Götschen an Bertuch 28. 2. 86.
84, 451. Desgl. 5. 9. 87.
108, 453 f. J. M. Maufe an Bertuch 6. 1. 90.
8. Aus Jens Baggesens Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi. In zwei Theilen. 1. Teil. Lpzg. 1831. (Hrsg. Karl u. Aug. Baggesen.)
136, 93 f. Reinhold an Baggesen 16. 9. 91.
137, 114. Desgl. Dez. 91.

- 138, 151. Reinhold an Bag-
gesen 23. 1. 92.
9. Aus dem Leben von J. D.
Gries. Nach seinen eigenen
und den Briefen seiner Zeit-
genossen. (Als Handschrift
gedruckt.)
199, 16. 217, 34.
10. Aus dem Schiller-Archiv.
Ungedrucktes u. Unbekanntes
zu Schillers Leben u. Schrif-
ten. Hrsg. von J. Minor.
Weimar 1890.
100, 8f. Charl. v. Schiller
an Körner 1810.
35, 65, 12/16. Schwan an
Körner.
42, 57f. Luise Pistorius geb.
Schwan an Christophine
Reinwald 25. 7. 1847.
11. Aus Karl Ludw. v. Knebel's
Briefwechsel mit f. Schwester
Henriette (1774-1813). Hrsg.
v. H. Dünker. Jena 1858.
370, 223. Henriette an Kne-
bel 15. 5. 05.
12. Aus Schellings Leben in
Briefen. 3 Bde. Leipzig
1869 u. 70.
176, I. 113. Schelling an
seine Eltern 29. 4. 96.
13. Aus Schillers letzten Tagen.
Eine ungedruckte Aufzeich-
nung von Karoline v. Wol-
zogen. Zur Erinnerung an
Schillers 100. Todestag
9. Mai 1905, veröffentlicht
von Dr. Hans Gerh. Gräf.
Weimar 1905. (Privatdruck.)
358, 369.
14. Aus Weimars Glanzzeit.
Hrsg. von A. Diezmann.
Leipzig 1855.
381, 30ff. W. v. Humboldt
an Ch. G. Körner 26. 1. 11.
15. Baisch, Otto. Johann
Christian Reinhart und seine
Kreise. Ein Lebens- u. Cha-
rakterbild. Nach Original-
quellen dargestellt. Leipzig
1882.
68, 85, 25/46. Nach Aufzeich.
u. Mitteil. Reinharts.
442, 180. Karoline v. Hum-
boldt an Reinhart 11. 6. 05.
16. v. Bissing, Henriette. Das
Leben der Dichterin Amalie
v. Helvig geb. Freiin v. Im-
hoff. Berlin 1889.
172, 18/19. Aufzeichnungen
Amaliens.
17. Akademische Blätter. Bei-
träge z. Literaturwissenschaft.
Hrsg. von Otto Sievers.
Braunschweig 1884.
38, 65. Zeitgenöss. Mittei-
lungen über Schiller aus
den Handschriften d. Dres-
dner Bibliothek veröffent-
licht von Rob. Vorberger.
134, 70. Götschen an Wie-
land 14. 7. 91.
135, 71. Desgl. 1. 8. 91.
257, 355f. Böttiger an
Huber 8. 11. 01.
428, 617. Schadow an Böt-
tiger 22. 12. 05.
18. Voas, Ed. Schillers Ju-
gendjahre. Hrsg. v. Wende-
lin v. Maltzahn. Erster Bd.
Hannover 1856.
2, 61. Joh. Kasp. Schiller
an seinen Sohn 6. 3. 90.
33, 258. Emiliens Freifrau
v. Gleichen-R. Mitteilung
nach Christophinens Er-
zählung.
19. Briefe an Schiller. Hrsg.
v. L. Ulrichs. Stuttg. 1877.
43, 31/34. Luise Pistorius

- geb. Schwan an Emilie
v. Gleichen-Rußwurm geb.
v. Schiller, v. Datum.
78, 35 f. Desgleichen.
44, 37. Luise Pistorius an
Christophine Reinwald 5.
2. 47.
98, 62. Charlotte v. Lenge-
feld an Schiller, Anfang
August 1788.
224, 342. J. B. Vermehren
an Schiller 18. 12. 99.
20. Briefe an Fritz v. Stein.
Hrsg. u. eingel. v. L. Roh-
mann. Leipzig 1907.
318, 91 f. Ernst v. Schardt
an Fritz v. Stein 31. 12. 05.
21. Briefe von Goethe u. dessen
Mutter an Frdrch. Frhr. v.
Stein. Hrsg. v. Ebers u.
Kahlert. Leipzig 1846.
210, 144/147. Charlotte v.
Schiller an Fritz v. Stein
13. 10. 98.
216, 150 ff. Desgl. 21. 2. 99.
304, 157 f. Desgl. 22. 11. 02.
367, 161 f. Desgl. 1. 6. 05.
22. Briefwechsel u. mündlicher
Verkehr zwischen Goethe und
dem Räte Grüner. Leipzig
1853.
230, 112/114.
23. Briefwechsel zw. Goethe u.
Zelter in den Jahren 1796
bis 1832. Hrsg. v. Riemer.
Berlin 1833/34. 6 Teile.
(Briefe Goethes, f. Goethes
Werke IV. Abt.)
264, VI. 65 f. Zelter an
Goethe 13. 11. 30.
24. Briefwechsel zw. Schiller
und Cotta. Hrsg. v. Wilh.
Vollmer. Stuttgart 1876.
364, 555 f. Charl. v. Schiller
an Cotta 6. 5. 05.
389, 559. Desgl. 18. 11. 05.
220, 567 f. Cotta an Char-
lotte v. Schiller 19. 10. 16.
209, 316 f. Nach J. B.
Lachers Aufzeichnung.
25. Briefwechsel zw. Schiller
u. W. v. Humboldt. 3. Aufl.
Bearbeitet v. A. Leitzmann.
Stuttgart 1900.
380, 5. Humboldts Vorer-
innerung.
163, 358. W. v. Humboldt
an G. v. Brinkmann 14.
9. 94.
26. Burgsdorff, Wilhelm v.,
Briefe an Brinkmann usw.
Hrsg. v. Alfons Fedor Cohn.
Berlin 1907. (Deutsche Lite-
raturdenkmale des 18. u.
19. Jahrh. Nr. 139. Dritte
Folge 19.)
188, 50. W. v. Burgsdorff
an Rahel Levin 21. 11. 96.
27. Karoline, Briefe an ihre
Geschwister usw. Hrsg. v.
G. Waig. Leipzig 1871.
182, 173. Karoline an Luise
Götter 11. 7. 96.
28. Charlotte. (Für die Freunde
der Verewigten.) Gedenk-
blätter von Charlotte v. Kalb.
Hrsg. von Emil Pellerste.
Stuttgart 1879.
51, 114 f. Charlotte v. Kalbs
Niederschrift oder Diktat.
52, 127 ff. Desgleichen.
53, 130/131. "
54, 132/134. "
55, 134/137. "
56, 137 f. "
57, 138 ff. "
58, 140 ff. "
91, 171 f. "
88, 172 f. "
102, 177. "

- 59, 215 f. Maya—Fimanté:
Gespräch v. Charlotte v.
Kalb.
29. Constant, Benj. Journal
intime et lettres à sa famille
et ses amis précédés d'une
introduction par D. Mele-
gari. Paris 1895.
321, 7. Constants Tagebuch
20. Pluviose au XII.
322. Desgleichen 22. Pluvi-
ose XII.
324, 12. Desgleichen 6. Ven-
tôse XII.
30. Denkwürdigkeiten aus dem
Leben Jean Paul Fr. Richters.
München 1863.
178, II 19. Charl. v. Kalb
an Jean Paul 19. 6. 96.
31. Döderlein, Ludwig. Fest-
rede an Friedrich Schillers
hundertjährigem Geburtstag.
Erlangen 1859.
234, 4/5.
32. Dünker, Heinr., Charlotte
v. Stein, Goethes Freundin,
ein Lebensbild. Stuttgart
1874. 2 Bde.
212, II 105. Charlotte v.
Stein an Friz v. Stein
1799, Januar.
175, 42. Desgl. 18. 4. 96.
33. Eckermann, J. P. Gespräche
mit Goethe in den letzten
Jahren seines Lebens. Aus
Goethes Gespr. Gesamtausg.
In () Eckermann-Ausgabe
Hesse & Becker.
228, III 41 f. Gespräch vom
14. 11. 23. (Seite 53.)
229, III 61. 4. 1. 24. (440).
426, „ 93 f. 30. 3. 24. (80 f.).
409, „ 94. 30. 3. 24. (81).
377, „ 157/160. 18. 1. 25.
(109 ff.).
- 424, III 168 f. 22. 3. 25. (452).
425, „ 281 f. 26. 7. 26. (141).
427, „ 322. 17. 1. 27. (163).
378, „ 326 ff. 18. 1. 27.
(168/171).
430, „ 367. 11. 4. 27. (190 f.).
203, „ 393. 6. 5. 27. (508 f.).
412, „ 462 f. 7. 10. 27.
(523 ff.).
411, „ 467. 8. 10. 27. (529 f.).
414, IV 18. 11. 9. 28. (221 f.).
431, „ 50 f. 16. 12. 28. (239).
415, „ 79. 23. 3. 29. (263).
408, „ 103. 10. 4. 29. (268).
416, „ 182. 20. 12. 29. (302 f.).
435, „ 227. 7. 3. 30. (322).
323, „ 345. 16. 3. 31. (387).
206, „ 370 f. 25. 5. 31. (404).
34. Elysium u. Tartarus, Zei-
tung für Poesie, Kunst und
neuere Zeitgeschichte. Januar
1806. Weimar. (Herausgeber
J. D. Falk.)
319, 3.
35. Erhard, Joh. Benj., Den-
kwürdigkeiten des Philosophen
u. Arztes Joh. B. Erhard.
Hrsg. v. R. A. Barnhagen
v. Ense. Stuttg. u. Tüb. 1830.
153, 377 f. Charlotte Schiller
an Erhard 28. 1. 94.
36. Euphorion. Zeitschrift für
Literaturgeschichte. Hrsg. v.
August Sauer. Zweiter Bd.
Jhrg. 1895. Bamberg.
Schwäbisches, mitgeteilt von
Erich Schmidt.
104, 124 f. Brief eines Un-
genannten 26./27. 5. 1789.
37. Euphorion. Zwölfter Bd.
1905. Leipzig u. Wien.
Schiller und Dänemark v.
L. Bobé.
61, 154. Bed an Rahbeck
6. 11. 84.

- 121, 155 ff. J. Baggesens Tagebuch 5. 8. 1790.
 122, 157. Desgl. 14. 8. 90.
 149, 158. " 16. 7. 93.
 247, 163 f. Balthasar Bangs Selbstbiographie.
 146, 434 f. Lavaters Tagebuch 31. 5. 93.
 38. Euphorion. Fünfzehnter Band.
 106, 235. Karoline v. Beulwitz an Karoline v. Dacheröden 4. 12. 88 (?).
 39. Europa, Chronik der gebildeten Welt f. d. Jahr 1875. Leipzig. (Red. v. H. Kleinfteuber.) Nr. 8.
 81, 232. Ernst v. Brunnows Bericht über Einweihung des Schillerhäuschens in Loschwitz 1841.
 40. Fischer, Th. A., Drei Studien zur engl. Literaturgeschichte. Gotha 1892. Hierin: Erinnerungen eines Jenerser Studenten. Aus dem Tagebuch eines Engländers.
 329, 60. Erinnerungen von H. C. Robinson.
 41. Förster, Friedrich. Kunst und Leben aus F. F.s Nachlaß. Hrsg. von H. Kleffe. Berlin 1873.
 235, 22.
 76, 66/70, 73 f., 77.
 79, 87 f.
 66, 109 f., 117 f., 119 f., 121 bis 124.
 62, 126 ff.
 80, 129/130, 132, 134 f.
 42. Fouqué, Friedr. Baron de la Motte, Lebensgeschichte. 1840.
 263, 233. — 312, 251/256.
 43. Der Freimütige oder Ernst und Scherz. 1805. Nr. 107, Donnerstag, den 30. Mai. Nr. 220, Montag, d. 4. Nov. 441, 107. Von Gruber?
 15, 16, 220. Fragmente, Schillers Jugendjahre betreffend. Als Verfasser galt Petersen, doch bezweifelt von Hartmann, Schillers Jugendfreunde, S. 170.
 32, 221. Verfasser ungenannt, vermutlich Gonz.
 44. Fürst, J., Henriette Herz, ihr Leben und ihre Erinnerungen. Berlin 1850.
 336, 209/211. Erinnerung von Henr. Herz.
 337, 205. Desgleichen.
 45. E. Genast, Aus dem Tagebuche ein. alten Schauspielers. 4 Bde. Leipzig 1862/66.
 316, I 8.
 429, 90 f. Nach Anton Genasts Mitteilungen.
 208, 103. Desgleichen.
 213, 104 f. "
 243, 109/119. "
 262, 126. "
 309, 132 f., 135. "
 256, 139. "
 311, 142/144. "
 317, 144. "
 326, 146 ff. "
 363, 153 f. "
 46. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt (1795—1832). Hrsg. v. F. Th. Bratranek. Leipzig 1876.
 233, 4. Wilh. v. Humboldt an Goethe 15. 6. 95.
 47. Goethes Gespräche, Gesamtausgabe. Hrsg. von Flodoard Frhr. v. Biedermann. Lpzg. 1909/11. 4. Bd. 1911.

- 379, I 502. R. F. Reinhardts
Tagebuch, Mai/Juli 1807.
417, IV 221. F. v. Müllers
Tagebuch.
410, 259. F. Soret's Entree-
tien avec Goethe.
418, 478. F. v. Müllers
Tagebuch.
48. Goethes Werke. Hrsg. im
Auftrage der Großherzogin
Sophie v. Sachsen. 35. Bd.
Weimar 1892. (Tag- und
Jahreshefte.)
189, 63 u. 64, 1796.
202, 70 u. 71, 1797.
211, 78 u. 80, 1798.
219, 82 u. 83, 1799.
365, 190 f., 1805.
— — 36. Bd. 1893. (Bio-
graphische Einzelheiten.)
436, 267. Jacobi.
162, 246/252. Erste Bekannt-
schaft mit Schiller 1794.
165, 252 f. Ferneres in be-
zug auf mein Verhältnis
zu Schiller.
49. Goethes Werke usw. 2. Abt.
naturwissenschaftl. Schriften.
4. Bd. 1894. 5. Bd. 1. Abt.
Weimar 1897.
231, IV 309. Zur Farben-
lehre. Historischer Teil.
50. Goethes Werke usw. 4. Abt.
Goethes Briefe. 10.—49. Bd.
Weimar 1892—1909.
164, X 196. Goethe an J.
H. Meyer 22. 9. 94.
184, XI 219 u. 220. Goethe
an E. G. v. Voigt 30. 9. 96.
185, XI 221. Desgl. 1. 10. 96.
186, XI 273 f. Goethe an J.
H. Meyer 5. 12. 96.
197, XII 142 f. Desgl. 6. 6. 97.
198, „ 189 f. „ 14. 7. 97.
205, XIII 100 ff. „ 23. 3. 98.
v. Biedermann, Schillers Gespräche.
221, XIV 86. Desgl. 10. 5. 99.
222, „ 96 u. 98. Goethe an
W. v. Humboldt
26. 5. 99.
375, XIX 8. Goethe an Zelter
1. 6. 05.
376, „ 20. Desgl. 19. 6. 05.
434, „ 88. Goethe an Eich-
städt.
190, XLV 116 ff. Goethe an
Ch. L. F. Schütz 10. 1. 29.
439, XLVI 213. G. an Adele
Schopenhauer 16. 6. 30.
413, XLVIII 11 f. Goethe an
Zelter 9. 11. 30.
440, XLIX 119. Desgleichen
20. 10. 31.
51. Goethejahrbuch. Hrsg. v.
Ludwig Geiger. IV. 1883.
397, 264. Charlotte Schiller
an Goethe 18. 6. 10.
52. — VIII. 1887.
384, 73 f. W. v. Humboldt
an Goethe 12. 4. 06.
53. — XI. Frankfurt a. M. 1899.
338, 96/98. R. F. v. Beyme
an Ch. G. Schütz 15. 4. 30.
54. — XX. Bd.
339, 101. F. J. Niethammer
an F. v. Müller 29. 4. 30.
55. (Gruber, Joh. Gottfried),
Friedrich Schiller. Skizze
einer Biographie u. ein Wort
über seinen u. seiner Schriften
Charakter. Leipzig 1805.
128, 39 ff. 116, 44 f. 303, 49 f.
255, 51, 53 f., 54 f.
388, 132 ff.
56. Gubitz, F. W., Erlebnisse.
1. Bd. Berlin 1868.
328, 60 ff.
57. Hartmann, Julius, Schil-
lers Jugendfreunde. Stutt-
gart u. Berlin 1904 (vgl.
Morgenblatt 1807 u. 1809).

- 14, 201/2. Schillers Jugend-
geschichte. Niederschriften
von Petersen.
31, 207/8. Desgleichen.
160, 209.
58. Hartung, Herm., Schiller
in Leipzig. Separatabdruck
aus dem Leipziger Tageblatt
1859. Nr. 304/310.
67, 5.
59. Hennes, J. H., Andenken
an Bartholomäus Fischenich.
Stuttg. u. Tübingen 1841.
141, 11. Nach Mitteilungen
von Böhmer.
60. Hoffmeister, Karl, Schillers
Leben für den weiteren Kreis
seiner Leser. Ergänzt u. hrsg.
v. Heinr. Viehoff. Erster T.
Stuttgart 1846.
6, 24. Petersens Mitteilung.
406, 85. Ernst v. Schillers
Erzählung.
61. Hölderlins Leben in Brie-
fen von und an Hölderlin.
Hrsg. v. E. C. J. Eizmann.
Berlin 1890.
166, 246. Hölderlin an seine
Mutter 26. 12. 94.
167, 253/254. Hölderlin an
Neuffer 19. 1. 95.
168, 258. Hölderlin an seine
Mutter 22. 2. 95.
169, 270. Hölderlin a. Neuffer
28. 4. 95.
62. (v. Hoven.) Biographie des
Dr. Friedr. Wilh. v. Hoven.
Hrsg. v. einem seiner Freunde
u. Verehrer. Nürnberg 1840.
7/10, 54/56. — 154, 124/134.
155, 148.
63. L. F. Hubers sämtliche
Werke seit dem Jahre 1802,
nebst seiner Biographie.
71, 38.
64. Humboldt, W. v., Briefe an
eine Freundin, zum ersten
Male nach den Originalen
hrsg. v. Albert Leizmann.
2 Bde. Leipzig 1909.
382, I 205 f. W. v. Hum-
boldt an Charlotte Diede
6. 9. 25.
383, II 228. Desgl. 4. 4. 32.
65. Wilhelm v. Humboldts ge-
sammelte Werke. 5. Band.
Berlin 1846.
187, 172. W. v. Humboldt
an F. A. Wolf 7. 11. 96.
192, 189. Desgl. 31. 3. 97.
66. Wilhelm und Karoline v.
Humboldt in ihren Briefen.
Hrsg. von Anna v. Sydow.
Berlin I/II 1905; III 1909;
IV 1910.
109, I 60 f. Wilh. an Karo-
line, Jan. 1790.
110, „ 68 f. K. an W. 14. 1. 90.
111, „ 76. W. an K. 15./29.
1. 90.
112, „ 79. K. an W. 6. 2. 90.
114, „ 92. Desgl. 21. 2. 90.
115, „ 93. „ Febr. 90.
123, „ 349. „ 1. 1. 91.
126, „ 396. „ 10. 2. 91.
127, „ 414 f. W. an Karo-
line 20. 2. 91.
196, II 71. Karoline an W.
26. 5. 97.
333, „ 144. Desgl. 18. 4. 04.
344, „ 219. „ 4. 8. 04.
349, „ 240 f. W. an Karo-
line 5. 9. 04.
420, III 232 f. Desgl. 12. 9. 09.
421, „ 266. „ 17. 10. 09.
67. Weimarisches Jahrbuch
für deutsche Sprache usw.
Hrsg. v. Hoffmann v. Fallers-
leben und D. Schade. VI.
Hannover 1857.

- 144, 13, 21 ff. Joh. D. Falt an seinen Bruder David 28. 12. 94.
68. Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto. Hrsg. v. P. Herrlich. Berlin 1902.
179, 32. Jean Paul an Otto 26. 6. 1796.
87, 95. Desgl. 29. 12. 98.
214, 101. 27. 1. 99.
69. Kerner, „Justinus, Das Bilderbuch meiner Knabenzeit aus den Jahren 1786 bis 1804. Brschw. 1849.
156, 19 f.
70. Klischnig, K. F., Erinnerungen a. den letzten Lebensjahren mein. Freundes Anton Reiser. Berlin 1794.
74, 97. — 73, 120 f.
71. Köpfe, Rud., Ludwig Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündl. u. schriftl. Mittheilungen. 1. T. Leipzig 1855.
225, 254, 257/59.
72. Laube, Heinrich, Moderne Charakteristiken. Mannheim 1835.
174, 360/63.
73. Matthison, Friedrich v., Schriften. 2. Bd. Zürich 1823.
161, 325. Matthisons Erinnerungen.
74. Merkel, G., Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben. 2 Bde. Leipzig u. Riga 1839 u. 1848.
183, II 103/105.
75. Literarischer Merkur, Mittheilungen a. d. geistigen Leben der Gegenwart usw. Hrsg. unter Red. v. Dr. Karl Siegen. 4. Jhrg. 1883. Nr. 1, 1. Okt.
- 350, 5. Stephan Schütze an Jariges 20. 9. 1804.
76. Baltische Monatschrift. 41. Jhrg. Heft 11. Nov. 1899.
48. Bd. Hrsg. v. Arnold v. Tidebühl. Riga. S. 270 bis 308. Aus Tagebüchern u. Briefen des Malers Karl Graß. Mitget. v. F. Viennemann jun.
83, 297. — 124, 299 f.
131, 300. S. Charl. v. Schiller u. ihre Freunde, III 156.
77. Morgenblatt für gebildete Stände. 1807. Nr. 57, 164, 181, 182, 186 u. 201.
21, 227. Schiller als Schauspieler.
12, 721 f. Sch. im zweiten Zeitraum f. Entwicklung.
13, 741.
142, 801 f. Bem. zu den Aufsätzen üb. Schiller (v. Gonz).
78 fällt aus.
79. — 1837. Nr. 56, 57, 58, 85, 86 u. 87.
17, 221 f.; 29, 226 f., 230 ff. Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlschule in Beziehung auf Schiller (v. Scharffenstein) nach dem Original wieder abgedruckt in Hartmann, Schillers Jugendfreunde, S. 147 u. folg.
120, 340, 341 f., 347. Jena zu Schillers Zeit (v. Görig).
80. — 1838. Nr. 221—227. 4.—21. Sept.
140, 882, 886 ff., 889 f., 894 f., 899 f., 901 f., 906 f. Schiller in Jena von Görig.
81. — 1844. Nr. 53/55.
129, 211. F. v. Hardenberg an Schiller 22. 9. 91.

- 130, 214, 218. F. v. Hardenberg an Reinhold 5.10.91.
 82. — 1854. Nr. 45, 5. Nov. 151, 1057/1062. Schiller in der Reichsstadt Heilbronn.
 83. — 1855. Nr. 33. 64, 783 f. Schwan an Wieland 23. 3. 85.
 84. Müller, Ernst; Schiller, Intimes a. seinem Leben usw. Berlin 1905. 332, 99. Karl v. Schillers Niederschrift. 195, 127. Desgleichen. 306, 127 f. " 307, 128. " 310, 128. " 405, 128 f. " 356, 130 f. "
 85. Literarischer Nachlaß der Frau Karoline v. Wolzogen. 2 Bde. Leipzig 1848/49. 403, I 144. Karol. v. Wolzogens Niederschrift. 404, I 145. Desgleichen. 92, II 157 f. Karol. v. Wolz. an Wilh. v. W. 25. 5. 88. 90, II 190 f. Charl. v. Lengefeld an W. v. W. 18. 4. 88.
 86. Nachlese zur Schillerliteratur als Festgruß der Universität Tübingen zum 400. Jahrestag der Stiftung der Univ. Basel. Hrsg. v. Adelbert v. Keller. Tüb. 1860. 158, 33. K. v. Grüneisen an A. v. Keller.
 87. Parthey, Gustav, Jugenderinnerungen, Handschrift für Freunde. 2. Teil. 82, 52. — 181, 52 f.
 88. Rahbeck, K. L., Erinnerungen aus meinem Leben. Aus dem dän. Original ausgezogen u. ins Deutsche übertragen v. L. Kruse. 2 Teile. Leipzig 1829 u. 1830. 49, II 65, 68/71. Rahbecks Bericht. 75, II 70. Jünger an Rahbeck 2. 8. 86. 50, 84. Rahbecks Bericht.
 89. Riemer, F. W., Mitteil. über Goethe. Berlin 1841. 2 Bde. 422, I 455.
 90. Robinson, H. C., Diary, Reminiscences and Correspondances of H. C. R. Selected and ed. by Thomas Sadler. Vol. I second edition. London 1869. 261, 212 ff. Im Original in englischer Sprache.
 91. Rochlitz, F., Denkmale glücklicher Stunden. 2 Teile. Leipzig, Züllichau u. Freystadt 1810 u. 1811. 252, I 206 f.
 92. Deutsche Rundschau, hrsg. v. Jul. Rodenberg. Bd. 123. April/Juni 1905. Berlin. 170, 244. Friederike Bruns Tagebuch. Juni 1795.
 93. — 35. Jhrg. Bd. 137. Nov. 1908. 419, 200 ff. Wilh. v. Humboldt an Ch. G. Körner 1. 10. 11.
 94. Geliebte Schatten. Bildnisse u. durchzeichnete Autographen der sechs größten Dichter und Nationalschriftsteller Deutschlands aus den letzten 100 Jahren. Hrsg. v. Friedrich Götz. Mannheim 1858. 37, 18. Joh. Kaspar Schiller an C. F. Schwan 8.12.82.

95. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Hrsg. v. Heinrich Dünker. Leipzig 1856.
72, 70. Charlotte v. Schiller an Knebel 17. 12. 06.
96. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. 3 Bde. Stuttgart 1860, 62, 65. (Hrsg. v. E. Urlichs.)
117, I 59. Charlottens Tagebucheintrag.
3, 39, I 79. Charl. Niederschrift ü. Schillers Leben.
86, I 103 f. — 23, I 85.
302, I 347 f. Charl. an Christophine Reinwald 10. 5. 02.
368, I 350/354. Desgleichen 12. 6. 05.
391, I 387. Charl. an Frau Griesbach geb. Schütz 9. 7. 05.
301, I 467 f. Charl. an Friz v. Stein 1. 7. 02.
351, I 485. Desgl. 9. 10. 04.
438, „ 524. „ 8. 5. 21.
390, „ 540. Charl. an Erbprinzeß Karoline v. Mecklenburg-Schw. 20. 8. 10.
395, 559. Desgl. 14. 12. 10.
119, II 162. Wilh. v. Humboldt an Charl. v. Schiller 18. 5. 90.
132, III 132 f. R. Graß an Schiller 1795.
200, III 166. J. D. Gries an Charlotte 18. 4. 13.
97. Schiller, F. v., Dom Karlos, Infant von Spanien. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Für die Bühne in Prosa bearbeitet vom Verf. selbst u. hrsg. v. Dr. Albrecht. Hamburg u. Altona (1808).
69, V. Albrechts Vorwort.
98. Schillers Album. Eigentum des Denkmals Schillers in Stuttgart. 1837.
314, 87 f. J. J. Graffs Mittheilung.
308, 207. B. Schnorr v. Carolsfelds Mittheilung.
99. Schillers Beziehungen zu Eltern und Geschwistern und der Familie v. Wolzogen. Aus den Familienpapieren mitgeteilt (hrsg. v. Alfred Frhr. v. Wolzogen). Stuttgart 1859.
45, 52 ff. J. Caspar Schiller an seinen Sohn 19. 2. 84.
46, 56. Desgl. 9. 3. 84.
47, 65 f. „ 23. 9. 84.
100. Marbacher Schillerbuch. 2. Bd. Hrsg. v. Otto Güntter. Stuttgart 1907.
201, 399. R. W. F. v. Funt an Ch. G. Körner 4. 10. 97.
41, 284/6. W. F. H. Reinwald an Christ. Schiller 24. 5. 83.
101. Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung m. Einleitung von R. Schmidt. Paderborn 1893.
394, 75. Charl. v. Schiller an Ernst 23. 10. 12.
433, 112. Desgl. 19. 4. 17.
392, 179. „ 12. 11. 19.
393, 182. „ 19. 11. 19.
396, 224. „ 11. 11. 22.
401, 359 f. Karoline v. Wolzogen an Ernst 2. 6. 30.
402, 441. Desgl. 3. 3. 36.
102. Schiller und Lotte 1788 bis 1805. Dritte Ausg. Besorgt von W. Fiellig. 3 Bde. Stuttgart 1879.
93, I 38 f. Friedr. Ludwigs

- Prinzen v. Schwarzburg-
Rudolft. Tagebuch 29. 5. 88.
94, Desgl. 14. 6. 88.
95, I 49. " 7. 7. 88.
96, " 49. " 11. 7. 88.
97, " 51. " 19. 7. 88.
99, " 77. " 31. 8. 88.
101, I 100. Karoline v. Beul-
witz an Schiller, Herbst 88.
103. Schwäbischer Schiller-
verein. 7. Rechenschafts-
bericht über das Jahr 1902/03.
Zu Schillers Jugendjahren
von Otto Güntter.
4, 73/77. J. G. Elwert an
W. Petersen.
5, 82. Desgl. 10. 7. 07.
30, 85 f. F. v. Hoven an
W. Petersen 7. 7. 05.
104. Schlegel, Friedrich, Briefe
an seinen Bruder August
Wilhelm. Hrsg. von D. F.
Weigel. Berlin 1890.
139, 45. Friedrich Schlegel
an A. W. Schlegel 17. 5. 92.
105. Schmidt, Heinrich, Er-
innerungen eines weimar.
Veteranen. Leipzig 1856.
246, 98/101. — 250, 104 f.
106. Schriften der Goethe-Ges-
ellschaft. Bd. 18.
432, 303. Anton Dittrichs
Tagebuch 17. 7. 13.
107. Berühmte Schriftsteller
der Deutschen. (Hrsg. v. F.
W. Gubitz.) 1. Jhrg. Ber-
lin 1854.
145, 129/31. Aus dem Tage-
buch eines jungen Theo-
logen 1792.
313, 139/42. Ludw. Krahn's
Erinnerungsblätter.
334, 142/44. Anonyme Mit-
teilung (Küttnermüller?).
335, 144/46. Unterz. Dt.
108. Schwab, Gustav, Schillers
Leben. Stuttgart 1840.
70, 262. Sophie Albrecht.
423, 263. Brief eines Ungen.
an Schwab 28. 11. 39.
159, 480. Elwerts mündl.
Mitteilung an Schwab.
171, 529/33. Mündl. Mit-
teilung eines Ungenannten
(Michaelis) an Schwab.
226, 573. Karoline v. Wol-
zogen an Schwab 25. 1. 40.
236, 670. Brief eines Un-
genannten an Schwab.
109. Schwenke, P., Kleine Bei-
träge zur Schillerliteratur.
(Privatdruck.)
89, 13. Wilh. v. Wolzogens
Tagebuch 25. 11. 1787.
110. Seume, J. G., Mein
Sommer. 1805.
258, 109 f.
111. Staël-Holstein, Mme. la
Baronne de, (Anne-Ger-
maine). De l'Allemagne I.
Chap. XXVII.
320.
112. Steffens, Heinrich, Was
ich erlebte. Aus der Erinne-
rung niedergeschrieben. 4. Bd.
Breslau 1841.
215, 108, 112 f. — 249, 408.
113. (Streicher, Andreas.) Sch.
Flucht von Stuttgart und
Aufenthalt in Mannheim von
1782—85. Stuttg. u. Augs-
burg 1836.
36, 65/71, 73/76, 77/85, 86/89,
90/101, 107/122, 123/136.
114. Historisches Taschen-
buch. Hrsg. v. F. v. Rau-
mer. Neue Folge. Siebenter
Jhrg. Leipzig 1846.
34, 197. Graf R. F. Rein-
hards Niederschrift.

115. Urkunden über Schiller u. seine Familie usw. Gesammelt und hrsg. von Gustav Schwab. Stuttgart 1840. 8, 9, 39.
116. Voß, Heinr. [d. Jüngere], Briefe II. Hrsg. v. Abr. Voß. Mitteilungen über Goethe und Schiller. Briefe an Ch. v. Truchseß. Heidelberg 1834. 347, 20 f. H. Voß an H. Ch. Voie 22. 8. 04. 387, 81. H. Voß an Frau Griesbach 11. 2. 07. 357, 46. H. Voß an Niemeyer 12. 8. 06. NB. Das übrige ersetzt aus Qu. Nr. 118.
117. Voß, Joh. Frh., Briefe. Hrsg. von Abraham Voß. 3. Bd. 2. Abtlg. Halberstadt 1833. 315, 43/48, 50/53. Niederschrift v. Ernestine Voß geb. Voie.
118. Voß, Heinr., d. Jüngere, Goethe u. Schiller in Briefen. Hrsg. v. Hans Gerh. Gräf. Leipzig (1896). 327, 24 f. — 330, 30 f. 331, 36. — 341, 48. 342, 48 f. — 343, 49. 346, 54. — 348, 55 f. 352, 62 f. — 353, 63, 66. 355, 66 f. 357, 73 f., 75 ff. (Hierzu Einschub aus Briefe von H. Voß II 46.) 359, 77, 78. — 360, 78. 362, 81 f. — 150, 92. 193, 92 f. — 385, 93 f. 345, 100. Anm.: Die hier erwähnte Agnes ist die 1788 verstorbene erste Gattin d. Grafen F. L. Stolberg. 386, 100.
119. Weimars Album z. vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst. Weimar 1840. 244, 149/52. Erste Aufführung der Maria Stuart in Weimar am 14. Juni 1800 (von Cäcilie, Pseudonym für Amalie v. Voigt).
120. Weltrich, Rich., Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens u. Charakteristik seiner Werke. Stuttgart 1885. 18, 19, 24, 26, 27, 837/45. Jak. Friedr. Abels Aufzeichnungen.
121. Wieland und Reinhold. Hrsg. v. Robert Reil. Leipzig 1885. 103, 105. Wieland an Reinhold 18. 2. 89.
122. (Woltmann, L. v.), Memoiren des Freih. v. S—a. Prag u. Leipzig 1815. 232, 167 ff.
123. (Wolzogen, Karoline v.) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. 2 Teile. Stuttgart u. Tübingen 1830. 11, I 19/30. Mitteilungen F. v. Hovens. 22, I 31/34. — 227, I 37 f. 60, I 205. — 105, II 21 f., 33 ff. 107, II 48, 53 f., 58, 59 ff., 64. 113, „ 65. — 118, II 70 f. 125, „ 76 ff. — 133, „ 82/86. 152, „ 102, 105, 106. 177, „ 159. — 194, II 174 f. 207, „ 176 f. 218, „ 179/181.

- 223, II 181/82.
 237, „ 183 f. — 238, II 186 f.
 239, „ 191 f. — 240, „ 193.
 437, „ 196 f. — 241, „ 199 f.
 248, „ 202 f. — 253, „ 223 ff.
 300, „ 226 f. — 305, „ 235 ff.
 325, „ 257. — 354, „ 259.
 340, „ 260/67.
 361, „ 268/72.
 366, „ 274/79.
 371, „ 284/92.
 372, „ 293/97.
 373, „ 298/302.
 398, „ 304. — 399, II 306.
 400, „ 306 f.
 124. Wolzogen, Ludw. Frhr. v.,
 Memoiren. Hrsg. v. Alfred
 Frhr. v. Wolzogen. Leipzig
 1851.
 204, 13 f.
 125. Wurzbach, Constant, v.
 Lannenberg. Das Schiller-
 buch. Wien 1859.
 48, 290, Marg. 2886. Mit-
 teilung eines Ungenannten
 (Müller?).
 126. Zeitgenossen. Vierten Ban-
 des, dritte Abteilung. Leipzig
 1819. S. 123/83. Friedrich
 v. Schiller (v. D . . .)
 20, 139 f.
 127. Zeitschrift für Bücher-
 freunde. Hrsg. v. Fedor v.
 Zobelitz. 9. Jhrg. 1905/06.
 Erster Band. Bielefeld u.
 Leipzig.
 374. Karoline v. Wolzogens
 Niederschrift.
 128. Zeitschrift f. vgl. Literatur-
 geschichte. Hrsg. v. Max
 Koch. XIV. Bd. Berlin 1901.
 63, 327 f. J. F. Abels Auf-
 zeichnung.
 129. Zeitung für die elegante
 Welt. Hrsg. v. K. L. Methus.
 Müller. 23. Jhrg. Leipzig
 1823. Nr. 3/7.
 Einiges über Schiller v. Gonz.
 28, 17/20.
 143, 28/30, 34/37, 41.
 157, 41/43, 51/54.
 130. Zeitung, Frankfurt 1903.
 Nr. 62. 3. März. Erstes
 Morgenblatt.
 147. K. W. F. v. Funk an
 Ch. G. Körner 6. 6. 93.
 148. Desgl. 22. 8. 93.
 173. „ 17. 1. 96.
 131. Literarische Zustände u.
 Zeitgenossen. In Schilde-
 rungen aus K. A. Böttigers
 handschr. Nachlassen. Hrsg.
 v. K. W. Böttiger. Leipzig
 1838. Erstes Bändchen.
 259, 135/139. Böttigers
 Niederschrift nach Schillers
 Äußerungen.

III. Nachweise.

A. Personen und Orte.

Fettgedruckte Zahlen bezeichnen die Quellenwerke nach Verzeichnis II, kursive Zahlen die Gespräche, die anderen die Seitenzahlen. B bedeutet Berichtersatter.

- Abeken, Bernh. Rud. (1780—1866, Schulmann, 1808—10 Hauslehrer bei Schillers Kindern) B f. Qu. 1; — 462.
— dessen Gattin, f. Wurmb, Christiane v.
- Abel, Jak. Frdrch. (1751—1829, Prof. d. Philos. an d. Karlschule, später in Tübingen) B 18, 19, 24, 26, 27, 63. — 29, 65, 68, 260 ff.
- Adlerskron, G. v., 200.
- Albrecht, Joh. Friedr. Ernst (1752—1814, Arzt) B 69. — 154.
— Sophie, geb. Baumer, Gattin des Vor. (1757—1840, Schauspielerin) B 70. — 154, 155 f., 165, 170.
- Altdorf bei Speier 126.
- Ariadne auf Naxos, Melodram von Brandes 114.
- Aristophanes 251, 378.
- Aristoteles 191, 251.
- Arnim, Marie Henr. Elisabeth. 167 ff., 173.
- Äschylos 251, 297, 375.
- Asperg 64, 81.
- Augé, Joh. Abrah. Dav. v., (General) 66, 67, 83, 85 ff., 90.
- Bach, Emanuel (1714—88, Musiker) 73.
- Bachof, Gräfin 367.
- Bächler 263.
- Baggesen, Jens (1764—1826, dän. Dichter) B 121, 122, 149. — 210 f.
- Baggesen, Sophie, dessen Gattin 196.
- Bang, Balthasar (1779—1856, dän. Dichter) B 247.
- Batsch, Aug. Joh. Gg. Karl (1761—1802, Prof. der Med. und Philos.) 275.
- Bauerbach 111, 113, 117, 125, 173, 421.
- Bayern, Ludwig, Herzog v. 370.
— Ludwig I., König v. 298.
- Bas, Aug. Frdr. (1757—1820) 149.
- Beck, Heinrich (1760—1803, Schauspieler) 86, 123, 127, 129, 196.
— Karoline, geb. Ziegler, dessen Gattin 124, 127, 129, 135 (Amalia), 148.
- Becker (Kat) 176.
— Christiane, geb. Neumann (1778—97, Schauspielerin in Weimar, 1793 mit d. Schauspieler Heinr. B. verh., von Goethe als Euphrosyne poetisch verklärt) 335.
— Corona (geb. 1797, Tochter der Vorigen) 389.
— Heinr. (eigentl. v. Blumenthal, um 1764—1822, Schauspieler) 315, 336, 412.
- Beil, Joh. Dav. (1754—94, Schauspieler) 86, 123 f.

- Bergstraße 91, 95, 120.
 Berlin 394 u. folg.
 Bertuch, Frdch. Justin (1747—1822, Legationsrat, Buchhändler, Industrieller in Weimar) 163, 170, 184, 214.
 Bethmann, Friederike Auguste Konradine, geb. Flittner, geschied. Unzelmann (1766—1815, Schauspielerin) 342, 396, 397.
 Betsch 226.
 Beulwitz, Frdch. Wilh. Ludw. v. (1755—1829, Hofrat in Rudolstadt) 175, 181, 182, 186, 225.
 — Karoline v., f. Wolzogen.
 — Ulrike v. (Schwester des ersteren, Hofdame) 176, 262.
 Beyme, Karl Frdch. Graf v. (1765—1838, preuß. Staatsmann) B 338. — 401.
 Blümmer 337, 374.
 Böck, Joh. Mich. (1743—93, Schauspieler) 127.
 Bode, Joh. Joach. Christoph (1730—93, Schriftsteller in Weimar) 172.
 — August (1778—1804, Schriftsteller in Weimar) 390.
 Bodoni (Theaterunternehmer) 154.
 Bonaparte, Napoleon 471.
 Böttiger, Karl August (1760—1835, Schulmann, Direktor des Gymnas. in Weimar, Literat) B 257, 259. — 232, 340, 468.
 Breitkopf (Buchgewerbler in Leipzig) 152.
 Brendel 29, 35.
 Bretten 82.
 Brinkmann, Karl Gust. (1764—1847, schwed. Diplomat) 277.
 Brückenau 431.
 Brun, Friederike, geb. Münter (1765—1835, Schriftstellerin) B 170.
 Brunnow, Ernst v. 169.
 Büna, Fräulein v. 175.
 Bürger, Gottfr. Aug. 237, 256.
 Burgsdorff, Wilh. v. B 188.
 Campe, Joach. Frdch. (1746—1818, Pädagog u. Jugendschriftst.) 229.
 Caspers, Fanny (1787—1835, Schauspielerin) 340.
 Cervantes 33, 53.
 Coleridge, Sam. Taylor (1772—1834, engl. Dichter) 392.
 Conradi 208.
 Constant, Benj. (1767—1830, franz. philos. Schriftsteller) B 321, 322, 324.
 Conz, Karl Philipp (1762—1827, Geistlicher) B 28, 32, 142, 143, 157.
 Cordemann, Frdch. (Schauspieler in Weimar) 336.
 Correggio 349.
 Cotta, Joh. Frdch. (1764—1832, Buchhändler) B 220. — 232, 256, 269, 368, 424, 426, 430.
 Cottasche Buchdruckerei 22.
 Cramer 126.
 Curioni, Madame 109.
 Cuxhaven 451.
 Dacheröden, Karoline v., f. Humboldt.
 Dalberg, Karl Theodor Anton Frhr. v. (1744—1817, kathol. Geistlicher, Statthalter zu Erfurt 1772,oadjutor des Erzbischofs Mainz 1787, Kurfürst v. Mainz 1802, Fürst-Primas 1806, Großherzog v. Frankfurt 1810) 168f., 183f., 198, 209, 218ff., 264, 275, 402.
 — Wolfg. Heribert Frhr. v.

- (1750—1806, Bruder des Vorigen, Intendant des Hof- u. Nationaltheaters in Mannheim, spät. badischer Minister) 52, 53, 54, 75, 89, 90, 94, 97, 102, 108, 111 f., 119, 123.
 — dessen Gattin 142.
 Dannecker, Joh. Heinrich v. (1758—1841, Schillers Komilitone auf der Karlschule, Bildhauer) 65, 257, 271.
 Dante Alighieri 213.
 Darmstadt 91, 130, 150.
 Deutsche Gesellschaft in Mannheim 119, 150.
 Deutschland 365.
 Dithmarsen 451.
 Dittrich, Anton (1786—1849, Geistlicher und Gymnasialprofessor in Komotau, traf mit Goethe 1813 in Teplitz zusammen) 470.
 Döbelin 159.
 Döderlein, Ludwig, B 234.
 Dornburg 212, 403.
 Dresden 151 ff., 156, 157, 159 f., 164, 347, 408, 438.
 Drück (Lehrer an der Karlschule) 237.
 Eger 209.
 Ehlers, Wilh. (1774—1845, Schauspieler u. Musiker) 357.
 Eichstädt, Frdr. Karl Abrah. (1772—1848, Prof. in Jena u. Redakteur der allgemein. Literaturzeitung) 470.
 Elwert, Joh. Frdrch. (Leibmedikus in Stuttg.) 52, 66.
 — Im. Gottlieb (1759—1811, Karlschüler, Sohn des Vor.) B 4, 5, 30, 159.
 Entzweihingen 81.
 Eppstein (Bankier) 168.
 Erhard, Joh. Benj. (1766—1827, Arzt u. philosophischer Schriftsteller 1790 in Jena, in Nürnberg 1793) 207, 253.
 Erfurt 182, 186, 190, 198, 209, 216, 218 f.
 Eßlingen 80.
 Ettersburg 340.
 Euripides 199, 238, 251.
 Fabri 134.
 Falk, Joh. Dan. (1768—1826, Schriftsteller, seit 1798 in Weimar) B 144.
 Feller 127.
 Ferguson, Adam (1723—1816, engl. Historiker u. Philosoph) 29, 42.
 Fichard, Joh. Karl v. (1773—1829) 232.
 Fichte, Joh. Gottlieb (1762—1814, Philosoph, Prof. in Jena, dann in Berlin) 226, 227, 268, 281, 401.
 Fischenich, Bartholom. Ludw. (1768—1831, Student in Jena, 1800 Prof. in Bonn) 192, 194, 214, 218 f.
 Fleck, Joh. Frdr. Ferd. (1757—1801, Schauspieler) 397.
 Fleischmann, Joh. Christian (1758—1832, Hofrat in Meiningen) 121.
 Foerster, Frdrch. (1791—1868, Student in Jena, Hofrat in Berlin) B, f. Qu. 41.
 — K. Ch. (Vater d. Vorigen) B 235.
 Fouqué, Frdrch. Baron de la Motte (1777—1843, preuß. Offizier, Dichter) B 263, 312.
 Frankenthal 105.
 Frankfurt a. M. 91 ff., 114, 142, 150, 454.
 Frankreich 249, 264.
 — Ludwig XVI. König v. 230.
 Frauenberuf 362, 365.
 Fund, Karl Wilh. Ferd. v.

- (1761—1828, sächs. Offizier)
B 147, 148, 173, 201.
- Galetti 215 f.
- Garve, Christian (1742—98,
philosophischer Schriftst.) 29.
- Gellert, Chr. F. (1715—69) 24,
391.
- Gelnhausen 114.
- Genast, Anton, eigentl. Kynast
(1765—1831, Schauspieler u.
Regisseur) B 45.
- Eduard (1797—1866, Schau-
spieler u. Sänger, Sohn des
Vorigen) B 316.
- Gerstenberg, Heinr. Wilh. v.
(1737—1823, Dichter und
Schriftst.) 28 f., 32, 42, 257.
- Gesler, Karl Frdr. Graf v.
(1752—1829, preuß. Gesandter
in Dresden) 229, 348, 403.
- Gesner, Salomon (1730—88,
Idyllendichter) 24, 150.
- Gibbon, Edw. (1737—94, engl.
Historiker) 359, 360, 365.
- Gildemeister, Frdrch. (1779—
1849, aus Bremen, studierte
in Jena, Advokat, Senator)
312.
- Gleim, Joh. Wilh. Ludw. (1719
—1803, Dichter) 24.
- Gluck, Christoph Wilh. v. (1714
—87) 191, 439.
- Gmelin, Eberh. (1761—1809,
Arzt in Heilbronn) 252.
- Gohlis 152, 154, 156.
- Goldsmith, Oliver (1728—74,
engl. Schriftst. u. Dichter) 24.
- Göriz, Ludw. Frdrch. (1764—
1823, Hofmeister des jungen
v. Richard, später Dekan in
Malen) B 120, 140. — 236.
- Göschen, Gg. Joach. (1752—
1828, Buchhändler in Leipzig)
B 77 (bezieht sich zwar fast
allein auf den Leipziger Auf-
enthalt, könnte aber wohl auf
einem Zusammentreffen in
Dresden beruhen, daher an
dieser Stelle), 84, 134, 135. —
152 f., 154.
- Gotha 122, 174.
- Goethe, Joh. Wolfg. B 22, 33,
47, 48, 49, 50, 106. — 24,
28 f., 32, 33, 39, 43, 47, 49,
50, 53, 56, 63, 171, 177, 226,
227, 229, 231, 251, 256, 266,
283, 284 f., 288, 314, 315,
321 f., 323 f., 327, 329, 330,
345, 346, 350, 356, 367, 369,
373, 382 f., 388, 396, 404,
405, 415, 420, 424, 439, 455,
456.
- Jul. Aug. Walther (1789—
1830, Sohn des Vorigen)
371, 372.
- Gotter, Luise 290.
- Göttling, Joh. Friedr. August
(1755—1809, Prof. d. Chemie)
226.
- Gög, Gg. Christn. (Buchhändl.
in Mannheim) 146, 150.
- Graff, Anton (1736—1813, Por-
trätmaler) 165, 198, 222.
- Joh. Jak. (1768—1848,
Schauspieler) B 314. — 315,
336, 356, 389.
- Graß, Karl Gotth. (1761—1814,
aus Livland, anfangs Theo-
log, dann Maler) B 83, 124,
131, 132. — 291.
- Graubünden 52, 53.
- Gries, Joh. Dietr. (1775—1842,
Schriftsteller) B 199, 200,
217.
- Griesbach, Joh. Jak. (1745—
1812, Prof. der Theol. in
Jena und dessen Frau Fried.
Juliane geb. Schük) 190,
236, 290, 296, 297, 346, 355,
383.

- Gros, Karl Heinr. v. (1765—1840, studierte in Jena, Prof. der Rechte in Erlangen) 194, 214, 218, 223.
- Grotius, Hugo (1583—1645, humanistischer Gelehrter) 237.
- Gruber, Joh. Gottfr. (1774—1851, Literaturhistor. Privatdoz. in Jena, Prof. in Wittenberg u. Halle) B 55.
- Grüneisen, Karl v. (1802—78, württemb. Geistlicher) B 158.
- Grüner, Joh. Seb. (1780—1864, Polizeirat, dann Bürgermeister in Eger, verkehrte intim mit Goethe, bei dessen Aufenth. in Böhmen) B 230.
- Gubitz, Friedr. Wilh. (1786—1870, Schriftsteller u. Holzschneider in Berlin) B 328.
- Hagedorn, Frdr. v. (1708—54, Dichter) 24, 150.
- Haide, Friedr. (1771—1832, Schauspieler) B 245. — 315, 334, 389.
- Hain, Ludw. Friedr. Theod. (1781—1836, Literat) 390, 412.
- Haller, Albrecht v. (1708—77, Naturforscher, Arzt u. Dichter) 28, 29, 43, 50, 77.
- Hamburg 73 u. folg., 113.
- Harteneck 20.
- Hardenberg, Frdr. v. gen. Novalis (1772—1801) B 129, 130. — 200, 203, 213.
- Hartung, Herm. B 67.
- Hartwig, Madame 468.
- Haug (Prof. an d. Karlschule) 21, 24.
- Joh. Christn. Friedr. (1761—1829, Sohn des Vorigen, Karlschüler, Dichter) 39, 57, 58, 215, 259.
- Heidelberg 120.
- Heilbronn 246 u. folg., 252.
- Heinse, Wilh. (1746—1803, Dichter) 208, 274.
- Hellebeck 211.
- Helvig, Amalie v., geb. v. Imhoff (1776—1831, Hofdame in Weimar, verm. mit dem dänischen Oberstl. v. Helvig, späterem preuß. General, Dichterin) B 172. — 404.
- Hennes, J. H. B 141.
- Herbert, Frz. Paul v. (1759—1811, studierte in Jena) 207.
- Herder, Joh. Gottfr. v. (1744—1803) 29, 171, 226, 229, 335, 421.
- (Sohn des Vor., Arzt) 429.
- Herz, Henriette, geb. de Lemos (1764—1847) B 336, 337.
- Heutingsheim 259.
- Hirt, Alons Ludw. (1759—1837, Kunsthistoriker) 300.
- Hohenheim 74.
- Franziska Gräfin v. (1748—1811, Gemahlin des Herzogs Karl Eugen v. Württemberg) 49, 224.
- Hölberlin, Frdrch. (1770—1843) B 61.
- Hölty, Ludw. Frdr. Christoph (1748—76) 24.
- Homer 237, 249, 251, 256, 456.
- Honold 14, 20.
- Horaz 19.
- Hoven, Frhr. Wilh. v. (1759—1838, Karlschüler, Arzt in Ludwigsburg) B 7, 10, 11, 154, 155. — 268.
- Huber, Ludw. Ferd. (1764—1804, Schriftsteller, zeitweise Gesandtschaftssekretär) 151, 154, 156, 157 f., 164, 166, 174, 351.
- Therese, geb. Heyne (1764—1829, Gattin d. Vor.) B 71.

Hufeland, Christoph Wilh. (1762—1836, Prof. der Med. in Jena, seit 1801 in Berlin) 191, 192, 220, 226, 227, 345, 401, 472.
 Hugo (Major) 131.
 Humboldt, Alexander v. (1769—1859) 229.
 — Karoline v., geb. v. Dacheröden (1766—1820, Gattin des Folg.) B 66; 442. — 180, 181, 185.
 — Wilh. v. (1767—1835, Legationsrat 1791, in Erfurt, Weimar u. Jena mit Unterbrech. 1789—96, Ministerresident in Rom 1801, Minister 1806 u. in weiteren hohen Staatsämtern, Sprachforscher u. Ästhetiker) B 109, 111, 118, 127, 163, 187, 192, 233, 349, 380—84, 419—21. — 183, 186, 187, 188, 193, 227, 229, 293, 313, 317, 456.
 Jagemann, Karoline, nachmals Frau v. Hengendorf (1777—1848, Schauspielerin und Sängerin in Weimar, Geliebte d. Herzogs Karl Aug.) 315, 331, 335, 338, 341.
 Jahn, B 8. — 17, 18f., 21, 233, 266.
 Jden, Christoph Wilh. (1770—1843, Geistlicher) 414.
 Jena 178, 181f., 190, 195, 207, 253, 266, 272, 384, 394.
 Jenisch, Daniel (1762—1804, Prediger in Berlin) 239.
 Jffland, Aug. Wilh. (1759—1814, Schauspieler in Mannheim, 1796 Theaterdir. in Berlin) 86, 112, 123, 127, 129, 196, 231f., 294, 342, 394, 397, 400, 467.
 Jlm 172.

Jlmenau 173.
 Imhoff, Amalie v., f. Helvig.
 — Luise, geb. v. Schardt (Mutter der Vor.) 174, 177.
 Jünger, Joh. Frdch. (1759—97, Schriftst. in Leipzig) B 75. — 128, 154, 156, 164.
 Kahla 190.
 Kalb, Charlotte v., geb. Marschall v. Ostheim (1761—1843, verm. mit Heinrich v. Kalb, pfalz-zweibr. Major; Freundin Schillers, Jean Pauls, Hölberlins, Witwe 1804, geriet durch Verlust ihres Vermögens in dürftige Verhältnisse, seit 1820 im Berliner Schlosse vom Hof unterhalten, viele Jahre in gänzlicher Erblindung) B 28, 178. — 146, 147, 166, 171, 173, 278, 291, 313.
 — Heinrich v. 133, 137.
 Kant, Immanuel (1724—1804) 41, 207, 220, 235, 250, 265, 268, 275, 319, 385, 457.
 Kapf, Franz Joseph (1760—91, Leutn. in Stuttgart) 58, 61.
 Karlsbad 208, 209.
 Karlschule 16, 23, 25 u. folg., 36f., 44f., 67, 117.
 Keller, A. v. (Prof. in Tübingen) 271.
 Kerner, Justinus, B 156.
 Ketelhodt, v. 176.
 Klein, Ritter v. 150.
 Kleist, Christn. Ewald v. 24, 150.
 Klopstock, Frdch. Gottlieb (1724—1803) 24, 28, 29, 31, 36, 43, 58f., 64, 78, 345, 458.
 Knebel, Henriette v. (1755—1813, Hofdame der Prinzessin Karoline v. S.-Weimar, nachmal. Erbprinzessin v. Mecklenburg) B 370.

- Kochberg 177.
 Königsee 174.
 Kopenhagen 212.
 Körner, Joh. Gottfried (1726—85, Superintendent u. Prof. d. Theol. in Leipzig) 152.
 — Christian Gottfried (1756—1831, Sohn des Vor., Konsistorialr., dann Appellationsgerichtsrat in Dresden) 146, 151, 158, 159 u. folg., 164 ff., 177, 179 f., 213, 229, 244, 283, 302, 447, 456, 465.
 — Emma (1788—1815, dessen Tochter) 160 u. folg.
 — Marie (Minna), geb. Stöck (1762—1843, dessen Frau) 147, 151, 159, 165, 166, 170, 290.
 Koseritz (württemberg. Offizier) 108, 115.
 Kogebue, Aug. v. (1761—1819, Dramendichter) 184, 251, 329, 393, 424, 446, 460, 472.
 Krahm, Ludwig, B 313.
 Kreichgau 248.
 Kremenbitter (Fourier) 67.
 Kumbach bei Rudolstadt 174.
 Kurland, Dorothea Herzogin v., geb. Gräfin Medem (1761—1821) 165.
 Lacher, J. B. (1776—1809, studierte in Jena) B 209.
 Laclos, Choderlos de (1741—1803, französ. Schriftsteller, Verfasser v. *Liaisons dangereuses*) 168.
 Lamen, Andreas (1726—1802, Sekretär der Akademie u. Oberbibliothekar in Mannheim) 141.
 Laroche, Marie Sophie v., geb. Gutermann (1731—1807) 120, 214.
 Laube, Heinrich, B 174.
 Lauchstädt 179 f., 356, 373—81, 391.
 Lavater, Joh. Kasp. (1741—1801, Pfarrer in Zürich) B 146. — 199, 434.
 Le Bon 199.
 Lebrun, Charles (1619—90, französ. Maler) 110.
 Leibniz, Gottfr. Wilh. Frhr. v. (1646—1716) 250.
 Leipzig 144, 146, 150, 151, 164, 179 f., 228 f., 349.
 Leisewitz, Joh. Anton (1752—1806) 29, 32.
 Lenep, Albrecht Frdr. (1763—1819, Regierungsekretär) 65.
 Lengefeld, Luise Juliane Leonore Friederike v., geb. v. Wurmb (1743—1823) 175, 176, 179, 182 f., 189, 190, 394.
 — Charlotte v., deren Tochter, f. Schiller.
 — Karoline v., desgl., f. Wolzogen.
 Lessing, Gotth. Ephr. (1729—81) 28, 29, 32, 52, 56, 270, 335.
 Leuchsenring, Franz Mich. (1746—1827) 61.
 Levin, Rahel (1771—1833, nachmals Gattin Barnhagen v. Enses) 293.
 Lillo, William (1693—1739, engl. Dramatiker) 356.
 Livius 421.
 Lorch 12 ff., 17 f., 57.
 Loschwitz 153, 159 f.
 Lucanus, Marcus Annäus (39—65, röm. Dichter) 238.
 Ludwigsburg 14, 15, 17, 18 f., 21, 22, 23, 25, 74, 80, 106, 252, 254 u. folg.
 Lufianos (125—ca. 180, griech. Schriftsteller) 251.

- Luther, Martin (1483—1546) 29, 31.
 Lüttemüller, B 334.
 Lynfer, Frln. v., 391.
 Mader (Konsulent in Heutingsheim) 259.
 Mainz 100 f., 184.
 Malcolm, Amalie, f. Wolff.
 Mannheim 52, 54, 67, 69, 79, 81, 82 u. folg., 94, 103, 112, 113, 115, 117, 119, 122 u. folg., 149, 228, 438, 454.
 Marbach 11, 57.
 Marezoll 405.
 Masson 39.
 Matthiesson, Frdrh. v. (1761—1831, Dichter) B 161. — 257, 269.
 Maufe, Joh. Wilh. (Buchhändler in Jena) B 108.
 Meiningen 118, 171, 173.
 Meissen 164.
 Mendelssohn, Moses (1729—86, Kaufmann u. philosoph. Schriftsteller) 29.
 Merkel, Garlieb, B 183.
 Meyer, Christian Dietr. (1749—82, Schausp. in Mannheim) 83 ff., 87 ff., 91, 97, 99 f., 102, 106, 108, 110, 111, 113, 115. — dessen Frau, 75 f., 84 f., 102. — Frch. (1759—1832, Maler u. Kunstschriftsteller, Goethes Freund) 274, 278, 292, 296, 299 f., 306, 308, 331, 439.
 Michaelis, Salomon (Buchhändler) B 171.
 Michelangelo Buonarotti (1475—1564) 34.
 Mieg, Joh. Frdrh. (1744—1811, Kirchenrat in Heidelberg) 120.
 Miller, Joh. Martin (1750—1814) 50.
 Mohl 228.
 Moltke, Adam (1765—1843, Dichter u. Gelehrter) 196.
 Moriz, Karl Philipp (1757—93, Altertumsforscher) 158, 164, 274 f.
 Moser, Frdr. Karl Ludw. Frhr. v. (1723—98, hessisch. Staatsmann) und dessen Frau 141. — (Pastor) 12.
 Moskau 347.
 Müller, Frdrh. (1749—1825, Maler u. Dichter) 32. — Friedrich v. (1779—1849, weim. Staatsmann) B 417, 418. — 399. — (Schauspieler in Mannheim, später in Wien) B 48.
 Nahl, Joh. Jak. Frch. (1751—1822, Prof. an der Karlschule) 237.
 Naumann, Joh. Gottl. (1741—1801, Musiker) 165, 166.
 Neckar 17, 91.
 Neckarweihingen 20.
 Neuffer, Christn. Lud. (1769—1839, Geistlicher) 279.
 Nierstein 101.
 Nies 37.
 Niethammer, Frdrh. Immanuel (1766—1848, Prof. d. Philos. u. Theol. in Jena) B 359. — 214, 226, 235, 309.
 Nürnberg 246, 253.
 Oberndorf, Graf 109.
 Oberweimar 362.
 Ochsenheimer, Ferd. (Schauspieler) 351.
 Oggersheim 102 f., 109, 113 f.
 Oels, Karl Ludw. (1771—1833, Schauspieler) 341.
 Ofsian 34, 176.
 Osterreich, Friedr. Erz. v. 370.
 Otto, Gg. Christn. (1763—1828, Freund Jean Pauls) 289.
 Ovid 19.

Palavicini (Postmeister) 82.
 Paris 188, 313.
 Parthen, Gust. (1798—1872, Jnh. d. Nicolaischen Buchhandlung in Berlin) B 82, 181.
 Paulus, Frh. Eberh. Gottlob (1761—1851, Theolog u. Orientalist) 190, 214, 217, 220, 226, 308.
 Petersburg 347.
 Petersen, Joh. Wilh. (1758—1815, Karlschüler, Bibliothekar) B 6, 12, 13, 14, 15, 16, 31, 160. — 39, 47, 53, 95, 69, 259 f.
 Pilnig 163.
 Pindar 299.
 Pistorius, Luise, geb. Schwan B 43, 43a, 44, 78.
 Plato 251, 440.
 Pleiße 160.
 Ploucquet, Wilh. Gottfr. (1744—1814, Prof. der Med. in Tübingen) 261.
 Plutarch 29, 33, 251.
 Potsdam 393, 399.
 Preußen 345.
 — Friedr. Wilh. III., König v. (1770—1840, König 1797) 318, 399.
 — Ludwig Ferdinand, Prinz v. (1772—1806) 394, 401.
 — Luise Königin v. (1776—1810) 318, 399, 400.
 Quintilian (35—117, röm. Rhetor) 270.
 Rahbeck, Knut Lyne (1760—1830, dän. Dichter) B 49, 50. — 159, 196.
 Rapp, Gottlob Frh. (1761—1832, Kaufmann u. Kunstkennner in Stuttgart) 214, 269.
 Reinecke, Joh. Frdrh. (1745—87, Schauspieler) 154.

Reinhard, Karl Frdrh. (1761—1837, franz. Staatsmann, Graf 1829) B 34. — 222, 446.
 Reinhart, J. Ch. (1761—1841, Maler u. Kupferst., lebte in Rom) B 68, 85. — 472.
 Reinhold, Karl Leonhard (1758—1823, Prof. der Phil. in Jena, später in Kiel) B 136, 137, 138. — 41, 171 f., 178, 191, 196 f., 204, 207, 220, 226, 235, 243.
 — Sophie, geb. Wieland, dess. Frau 196.
 Reinwald, Christophine, geb. Schiller (1757—1847, Schw. des Dichters, Frau des Folg.) B 1, 25, 33. — 18, 73, 76, 121, 171 f., 368, 455.
 — Wilh. Frdrh. Herm. (1737—1815, Bibliothekar in Meiningen) B 40, 41, 407. — 118, 130, 171.
 Rétif de la Bretonne, Nicolaß Edm. (1734—1806, franzöf. Schriftst.) 313.
 Rhein 101.
 Richter, Jean Paul Friedrich (1763—1825, als Schriftsteller Jean Paul) B 87, 179, 214. — 289.
 Riemer, Frdrh. Wilh. (1774—1845, Philolog, Hauslehrer bei W. v. Humboldt u. Goethe, Bibliothekar in Weimar) B 422. — 412.
 Robinson, Henry Crabb (1775—1867, Rechtsanwalt in London, in Jena 1801—05) B 261, 329.
 Rochlitz, Frdrh. (1769—1842, Schriftsteller) B 252.
 Rom 177, 272, 451.
 Rottbeck 199.

Rousseau, Jean Jacques (1712—78) 33.

Rudolstadt 172, 173 f., 177, 180, 191, 206, 213, 317.

Rußland, Paul, Kaiser v. 75.

— Alexandra Feodorowna, Kaiserin v. 352.

Saale 160, 177.

Sachsen 142.

— Friedrich August, Kurfürst v. 250.

— Weimar-Eisenach, Anna Amalie, Herzoin v., geb. Prinzessin v. Braunschweig (1739—1807, seit 1758 Witwe u. Regentin bis 1775) 230, 328.

— — Karl August, Herzog v. (1757—1828, Sohn des Vor., Großherzog 1814) 50, 149, 150, 169, 179 f., 182, 212, 327 f., 402.

— — Karl Friedrich, Erbprinz v. (1783—1853, Sohn des Vorigen) 329.

— — Karoline, Prinzessin v. (1786—1816, verm. mit Erbprinz Friedrich Ludw. v. Mecklenburg-Schw. 1810, Tochter von Karl August) 432.

— — Luise, (Groß-)Herzogin v., geb. Prinzessin v. Hessen-Darmstadt 1757—1830) 219, 328.

— — Maria Paulowna, Erbprinzess v., geb. Großfürstin v. Rußland (1786—1859, Gemahlin von Karl Friedrich) 403, 432.

Sachsenhausen 94.

Saint Réal, César Richard (1639—92, franz. Historiker) 119.

Salis-Seewis, Joh. Gaudenz v. (1762—1834, Schweizer Militär u. Staatsm., Dicht.) 187 f.

Salust 57. Die Stelle lautet übersezt: Vom Geiste nutzen wir Herrschaft, vom Körper mehr Dienste. Daher scheint es mir richtiger zu sein, mit den Mitteln des Geistes als mit denen der Körperkräfte Ruhm zu suchen und dadurch, zumal da das Leben an sich kurz ist, sich so lange als möglich im Gedächtnis der Menschen zu erhalten.

Sandhofen 91, 95.

Schade 126.

Schadow, Joh. Gottfr. (1764—1850, Bildhauer in Berlin) B 428.

Schäfer, Mademoiselle 356.

Schardt, Ernst v. (1744—1833, weimar. Beamter, Bruder der Charl. v. Stein) B 318.

Scharffenstein, Gg. Friedrich (1758—1817, Karlschüler, Leutnant, später General) B 17, 29.

Scharndorf 17.

Schelling, Frdrch. (1775—1854, Philosoph, 1798—1803 Prof. in Jena) B 176. — 345.

Schiller, Charlotte v., geb. v. Lengefeld (1766—1826, verm. mit dem Dichter 22. Febr. 1790) B 3, 23, 39, 72, 86, 90, 98, 100, 117, 153, 210, 216, 301, 302, 304, 351, 364, 367, 368, 389—97, 433, 438. — 177, 179 ff., 182, 186—92, 201 ff., 211, 218, 225, 235, 243, 252, 265, 284, 309, 316, 357, 390, 394, 397, 402, 404, 412 f., 419, 423, 432.

— Christine, f. Reinwald.

— Elisabeth Dorothea, geb. Rodweiß (1732—1802, des

- Dichters Mutter) 11, 14, 17, 22, 65, 76, 91, 225, 368.
- Schiller, Emilie v. (1804—72, verehel. von Gleichen-Rußwurm, des Dichters jüngere Tochter) 384, 404, 414, 419, 423, 430, 452.
- Ernst v. (1796—1841, des Dichters jüngerer Sohn) B 406. — 291, 292, 296, 360, 361, 430, 455, 456, 470.
- Schiller, Friedrich, siehe besonderes Register S. 502.
- Joh. Kaspar (1723—96, des Dichters Vater, württemb. Feldscher, dann Offizier u. Hofgärtner) B 2, 37, 45, 46, 47. — 11, 12, 13, 14, 16, 21, 22, 51, 65, 73, 76f., 91, 228, 267, 271, 292.
- Karl v. (1793—1857, des Dichters älterer Sohn) B 195, 306, 307, 310, 332, 356, 457. — 265, 270, 283, 290, 297, 309, 347, 368, 411.
- Karoline Nannette (1777—1796, des Dichters jüngste Schwester) 225, 271, 289.
- Karoline v. (1799—1850, des Dichters ältere Tochter) 346, 352, 371, 411, 419.
- Schimmelmänn, Ernst Heinr. Graf v. (1747—1831, dän. Finanzminister) 211.
- Schlegel, Aug. Wilh. v. (1767—1845, Schriftsteller) 213, 237, 318, 404, 471, 472.
- Friedrich v. (1772—1829, Bruder des Vor., Schriftsteller) B 139.
- Karoline, geb. Michaelis (1763—1809, Frau von A. W. Schlegel) B 182.
- Schleswig-Holstein-Augustenburg, Friedrich Christian, Herzog v. (1765—1814) 211, 256.
- Schmalz, Mademoiselle 422.
- Schmid, Karl Christn. Erhard (1761—1812, Theol.) 220, 226.
- Schmidt, Frdr. (1779—1857, Schauspieler) B 246, 249.
- Diakonus 190.
- (Dr. in Tübingen) 261.
- Schnorr v. Carolsfeld, Veit Hans (1764—1841, Maler, Direktor der Kunstakademie in Leipzig) B 308.
- Schnurrer 261.
- Schönberg, Moriz Haubold v. (1771—1860, sächs. Kammerherr) 348.
- Schönleber 266.
- Schopenhauer, Adele (1796—1849) 471.
- Schröder, Friedr. Ludw. (1744—1816, Theaterdirektor in Hamburg) 127, 130, 196, 422.
- Schubart, Christn. Frdr. Dan. (1739—91, Dichter u. Schriftsteller, 1777—87 Gefangener a. dem Hohenasperg) 64, 81.
- Schübler, Christn. Ludw. (Senator in Heilbronn) B 151.
- Schulz, Christph. Frdrch. Ludw. (1781—1834, Staatsrat in Berlin) 295.
- Schütte, Daniel (1763—1850) 154.
- Schück, Christn. Gottfr. (1747—1832, Prof. in Jena, Herausgeber der Allgem. Literaturzeitung) 191, 226, 251, 398.
- Schüke, Stephan (1771—1839, Schriftsteller, seit 1804 in Weimar) B 350.
- Schwab, Gustav (1792—1850, Geistlicher, Schulmann, Dichter, Verfasser einer Schillerbiographie) B 226.

- Schwab (Prof. an der Karls-
schule) 41.
Schwäbisch-Ölmünd 12.
Schwan, Christn. Frdrch. (1733
—1815, Buchhändl. in Mann-
heim) B 35, 38, 64, 65. —
99, 106, 112, 113, 115, 122 f.,
126.
— Luise, dessen Tochter, siehe
Pistorius.
— Margarete (1767—96, Tocht.
von Ch. F. Sch.) 124, 146 ff.,
150, 165, 228.
— Frdrch. (d. Sonnenwirt) 53.
Schwarzburg-Rudolstadt, Ka-
tharine, Fürstin v. 176.
— Karoline Luise, Fürstin v.
B 242.
— Ludwig Friedrich, Fürst v.
(1767—1807, reg. seit 1793)
B 93—97, 99.
Schwefingen 67, 82, 120, 129,
131, 142.
Schweden, Gustav Adolf, König
v. 344.
Seckendorf, Leop. v. (1775—
1809)
Seeger, Christoph Dionysius
(1740—1802, Oberst in Stutt-
gart) 225.
Seegner, Fräul. v. (in Jena) 190.
Selchow 26.
Seufert 51.
Seume, Joh. Gottfr. (1763—
1810, Schriftsteller) B 258.
Shakespeare (1564—1616) 24,
29, 30, 43, 77, 131, 158, 319,
343, 355, 370, 385.
Sigwart, Roman v. Miller, s. d.
Solitude 16, 22, 67, 74, 76 f.,
80.
Sophokles 191, 251.
Soret, Frdrch. Jak. (1795—
1866, Erzieher des Großhrz.
Karl Alex. v. Sachsen-W.) 458.
Spener 120.
Spittler, Ludw. Timoth., Frhr.
v. (1752—1810, Geschicht-
schreiber, Publizist, württemb.
Minister) 68, 225, 237.
Stael-Holstein, Anne Ger-
maine, Baronin v., geb. Necker
(1766—1817, französ. Schrift-
stell.) B 320. — 385, 386 ff.,
398.
Stark, Joh. Christn. (1753—
1811, Prof. der Med. in Jena)
199, 266, 394, 403, 405, 427,
430.
Starray, Graf (österr. Feld-
marschall-Leutnant) 316.
Stäudlin, Gotth. Frdrch. (1758
—96, Dichter in Stutt-
gart) 61.
Steffens, Heinrich (1773—1845,
Philosoph, Prof. in Halle,
Breslau, Berlin) B 215, 249
(hier als Vorname irrtüm-
lich: G.).
Stein, Charlotte, Freifr. v., geb.
v. Schardt (1742—1827)
B 175, 212. — 182, 194,
348, 404, 471.
— Frdrch. Frhr. v. (1772—1844,
Sohn der Vor., studierte in
Jena, in preuß. Staatsdienst)
192, 194, 214, 218, 223, 288,
314, 348, 369, 385, 410, 429,
471.
Steinbrüchel, Joh. Jak. (1729
—96) 199.
Stoß, Dorothea (1760—1832,
Malerin) 151, 153, 160, 165,
166 f., 229.
Stolberg, Agnes, Gräfin (erste
Frau des Folg.) 405.
— Friedrich Leop., Graf zu
(1750—1819, Dichter) 375,
414.
— Gräfin 224.

- Storr, B 9.
 Strähle 35.
 Straßburg 129.
 Streicher, Andreas (1761—1833, Musiker, lebte später in Wien) B 36.
 Stuttgart 11, 18, 27, 47, 54, 55, 69, 74, 77, 82 f., 90, 98, 106, 111 f., 117, 257, 259, 272.
 Suhl 173.
 Sulzer, Joh. Gg. (1720—79, Ästhetiker) 29.
 Tasso, Torquato (1544—95) 208.
 Teller, Wilhelmine (Schauspielerin) 333, 372.
 Tharandt 168.
 Tibullus (um 55—18 v. Chr., röm. Dichter) 68.
 Tiedt, Ludwig (1773—1853) B 225, 254. — 385, 404.
 Troja 359.
 Tübingen 57, 225, 260.
 Uechtritz, Frau v. 174.
 Ulrich, Joh. Aug. Hrch. (1746—1813, Prof. der Philos. in Jena) 220.
 Ungenannte Berichterstatter: 20, 104, 145, 335, 423.
 Unterseen in der Schweiz 196.
 Unzelmann, s. Bethmann.
 Urich (Lehrer an der Karlschule) 43.
 Ursinus 24.
 Uz, Joh. Pet. (1720—96, Dichter) 24, 28, 64.
 Vega, Lopez de (1562—1635, span. Dichter) 319.
 Vergil (70—19 v. Chr.) 19, 31, 237.
 Vermehren, Joh. Bernh. (1774—1803, Privatdoz. d. Philos. in Jena) B 224.
 Vischer, Luise Dorothea, geb. Andrä (1751—1816, Hauptmannswitwe) 62, 67, 68.
 Vogesen 120.
 Vohs, Hrch. († 1804, Schauspieler) 315, 331 f., 336, 341.
 — Friederike Marg., geb. Porth (1777—1860, Gattin des Vor., Schauspielerin) 335 f., 351.
 Voigt, Amalie v. B 244.
 — Christ. Gottlob (1743—1819, weimar. Staatsm.) 292.
 Volkstätt 180.
 Voltaire (1694—1778) 176, 331, 334, 343.
 Voß, Ernestine, geb. Voie (1756—1834, Gattin des Folg.) B 315.
 — Joh. Hrch., der Ält. (1751—1826, Dichter) 29, 249, 256, 382 ff., 403.
 — Joh. Hrch., der Jüng. (1779—1822, Sohn des Vorigen, Gymnasialprof. in Weimar) B 116, 118. — 355, 383, 419, 426.
 — Wilhelm 406.
 — Gräfin 395.
 Wack, Gottlob Moriz Chrstn. v. (Bürgerm. in Heilbronn) 249.
 Waphäusel 82.
 Waldbenbuch 260.
 Waldheim 141.
 Waldstein, Graf 168.
 Walter (Garteninspektor) 54.
 Waltershausen 174.
 Wangenheim, Fräulein v. 175.
 Weimar 69, 116, 122, 150, 171, 174, 177, 327, 408.
 Weiße (Finanzrat in Dresden) 165.
 Wenigenjena 190.
 Werner, Zachar. (1768—1823, dramat. Dichter) 394.
 Wieland, Christoph Martin (1733—1813) B 103. — 24,

43, 53, 56, 171, 209, 226, 229 f., 237, 251, 313, 328, 344.
 Winter (Lehrer in Ludwigs-
 burg) 16, 19, 21.
 Witthöft, Henriette († 1832,
 Schauspielerin) 135.
 Wolf, Frdrch. Aug. (1759—
 1824, klass. Philolog) 293, 297.
 Wolff, Anna Amalie, geb. Mal-
 colmi (1780—1851, Gattin
 des Folg., Schauspielerin)
 327, 369, 372.
 — Pius Alexander (1784—
 1828, Schauspieler) 327.
 Woltmann, Ludwig v. (1770—
 1817, Geschichtschreiber, zeit-
 weise Prof. in Jena) B 232.
 — 237.
 Wolzogen, Adolf v. (1795—
 1825, Sohn v. Wilh. v. W.)
 371.
 — Henriette v., geb. Marschall
 v. Ostheim (1745—88) 110,
 117, 121, 130, 172.
 — Karoline v., geb. v. Lenge-
 feld, gesch. v. Beulwitz (1763
 —1847) B 123; 92, 101, 106,
 226, 369, 374, 401—404. —
 147, 175, 185 u. folg., 190,
 194, 195, 200 ff., 214, 262,
 394, 397, 404, 405, 413, 429 f.,
 431, 432.

Wolzogen, Ludwig v. (1773—
 1845, Offizier in württemb.,
 dann in preuß. Dienst.) B 204.
 — 310 f.
 — Wilhelm Friedr. Ernst v.
 (1762—1809, Sohn v. Hen-
 riette v. W., Gatte v. Karo-
 line, weimar. Staats- u. Hof-
 beamter) B 89. — 117, 172,
 175, 176, 188, 266, 329, 427,
 430.
 Worms 100, 114.
 Wurmb, Christiane v., nachm.
 Frau Abeken (1781—1858,
 Hofdame in Rudolstadt) B
 265—298. — 367, 462.
 Württemberg, Karl Eugen, Her-
 zog v. (1728—93) 12, 14, 15,
 25, 26, 27, 44, 48, 49, 50, 51,
 52, 66, 70, 73, 82 ff., 90, 116,
 117, 126, 225, 254 f., 257 f.
 — Ludwig Eugen, Herzog v.
 (1731—95, Bruder d. Vor.)
 258.
 Zelter, Frdrch. (1758—1832,
 Musiker, Direktor der Sing-
 akademie in Berlin) B 264.
 — 442, 472.
 Ziegler, Karoline, s. Beck.
 Zumsteeg, Joh. Rud. (1760—
 1802, Musiker) 67.
 Zürich 243.

B. Schiller.

Schiller, Johann Christoph Friedrich:

1. Zeitliche Übersicht.

Geboren in Marbach 10.11.1759,
 in Lorch 1763—67,
 in Ludwigsburg 1767—72,
 auf der Solitude als Karls-
 schüler 1773—75,
 in Stuttg. a. Karlsfch. 1775—80,

in Stuttgart als Regiments-
 medikus 1780—82,
 flüchtig 22. 9. 1782,
 in Bauerbach, Nov. 1782 bis
 Juli 1783,
 Theaterdichter in Mannheim,
 Juli 1783 bis April 1785,
 Sachsen-Weimarischer Rat
 1784,
 in Leipzig, April/Sept. 1785,

in Dresden, Sept. 1785 bis
Juli 1787,
in Thüringen 1787—90,
Professor in Jena 1789,
Sachsen-Meining. Hofrat 1790,
verm. mit Charlotte v. Lenge-
feld 22. 2. 1790,
Übersiedelung nach Weimar,
Dez. 1799,
gest. Weimar 9. 5. 1805.

2. Persönliches (vgl. auch
Nachweis C).

Adelung 369, 453.

Arbeits- u. Dichtweise 34, 95,
104, 122 f., 227, 238 f., 240,
244, 287, 317, 322, 351, 407,
443, 446, 456, 458, 465.

Aristokratismus 321.

Ästhetische Empfänglichkeit 67,
68.

Außerliche Erscheinung:

Allgemeines 152, 153, 222,
239 f., 242, 243, 255, 280,
287, 308, 318, 390, 396,
408, 436.

Augen 11, 37, 64, 70, 436,
442.

Figur 37, 64, 68, 70, 203, 239.

Gesichtsbildung 64, 70, 272.

Haar 11, 68, 70, 239, 287.

Haltung 257, 267, 442.

Kleidung 59, 195, 222, 280,
286.

Charakter 12, 30, 33, 40, 44 ff.,
99, 178, 324, 325, 387, 433.

Dichterische Neigung u. Talent
23, 27, 33, 43.

Einwirkung auf Jüngere 302,
318.

Flucht 52, 54, 63, 70, 116.

Frauen, Liebe 55, 62, 67, 147,
154, 166, 201, 202, 228, 387,
465, f. a. Henriette v. Arnim,
Karoline Beck, Charl. v. Kalb,

Marg. Schwan, Charl. v.
Schiller, Luise Vischer, Karo-
line v. Wolzogen.

Freigebigkeit 14.

Freundschaft 30, 40, 440.

Geistesentwicklung 17, 19, 27,
36, 60.

Geselligkeit 226, 231, 260, 280,
391, 410 ff., 453.

Gesundheit 11, 17, 23, 48, 124,
149, 170, 196, 198 ff., 206 f.,
209 f., 210, 212, 244, 255,
259, 284, 403, 405 ff., 410,
415 ff., 422, 450.

Heirat 188 ff.

Idealität 277 f.

Juristische Studien 16, 17, 25,
26.

Kinderstreiche 18, 22.

Kritiker 36, 71, 389, 459.

Lebensweise 193 ff., 197, 201,
208, 230, 281, 283, 286.

Medizinische Studien u. Beruf
27 f., 29, 31, 32, 35, 39, 43,
50, 51, 52, 64, 66, 116, 149,
150, 163, 216, 224 f., 320.

Militärische Erziehung 47, 48,
455.

Mitleid 433 f.

Naturempfindung 68, 236, 438,
444.

Phraseologie 67, 68.

Porträts: 63 (Scharffenstein),
65, 271 (Dannecker), 165 f.,
198, 222 (Graff), 171 (Rein-
hart), 267, 346 (Simanovits),
452 (Schmidt), 466.

Reiten 192, 222, 420.

Religion 227, 231.

Schauspieler u. Deklamator 43,
47, 65, 86 ff., 222, 312, 326,
333, 339 f., 342.

Selbstgefühl 46, 149, 220.

Speise u. Trank 68, 195, 230,
391, 438, 445.

- Spiel 67, 155, 194, 208, 218,
 223, 236, 242, 244, 419.
 Schnupfen 67, 222.
 Sprache 127, 287, 387, 437.
 Sprachkenntnisse 385 f.
 Tod 123 u. folg.
 Umgangsformen 71 f., 126, 152,
 153, 174, 192 f., 197, 203,
 213 u. folg., 232, 236, 276,
 281, 288, 289, 322, 373, 392,
 438, 447.
 Unreinlichkeit 37.
 Unterricht 13 ff., 18 u. folg., 23,
 25, 41.
 Vorlesungen 178, 181, 192, 196,
 200, 337 f., 342.
 Wirtschaftliche Verhältnisse 55,
 61 f., 125, 126, 163, 185, 197,
 211 f., 214, 225, 442, 445, 453.
 Wohnungen 298, 367, 459.

 3. Werke u. Entwürfe.
 Der Abend 24, 28.
 Absalom 50.
 Aeneide (Dido) 206, 209, 237 f.
 An Laura 55, 57, 62, 152.
 An Scharffenstein 38.
 Die Braut von Messina 315,
 327, 347, 369, 372, 379 ff.,
 452.
 Briefwechsel mit Goethe 295,
 463.
 Die Christen 17.
 Cosmus von Medici 29.
 Demetrius 414, 425 f., 427 ff.
 Don Carlos 119, 120, 129, 146,
 148, 156, 159, 160, 162, 173,
 198, 240, 256, 275, 294, 347,
 439, 469. — Briefe über Don
 Carlos 241.
 Egmont-Bearbeitung 294, 353,
 443.
 Der Eroberer 24, 28, 58.
 Fiesko 53, 54 f., 60, 68, 82, 85
 u. folg., 98 f., 102 f., 105 ff.,
 110 f., 113, 116, 123, 148 f.,
 151, 326, 468.
 Die Fürstengruft 34, 36.
 Geschichte des Abfalls der Nie-
 derlande 159, 215.
 Geschichte des 30jähr. Krieges
 197, 209, 210, 215, 237, 294,
 321 f.
 Die Glocke 287, 317.
 Hektors Abschied 140.
 Die Huldigung der Künste 403.
 Der Jahrmarkt 36.
 Die Jungfrau von Orleans
 326, 327, 342, 346, 349—54,
 377, 395, 413.
 Kabale u. Liebe 96 f., 103 f.,
 124, 127, 130, 148, 151, 158,
 159.
 Konfirmationsgedicht 23, 233.
 Lateinische Gedichte 17, 22, 23,
 233, 271.
 Das Lied an die Freude 177,
 367 (die Zeitbestimmung an
 dieser Stelle ist falsch), 380,
 438, 451.
 Macbeth 316, 331, 381.
 Maria Stuart 119, 315, 335,
 337—42, 393, 468.
 Moses 28, 31.
 Modowessische Totenklage 463.
 Pegasus im Joche 107.
 Phädra 414.
 Die Räuber 24, 29, 30, 33 f.,
 52 f., 54, 60 f., 62, 67, 68, 69,
 71, 82, 87, 96, 128, 137, 140,
 148, 149, 151, 158, 159, 232,
 256, 274, 326.
 Des Räubers Moor letzte
 Schicksale 159.
 Der Student v. Nassau 232, 270.
 Der Taucher 303, 357.
 Wilhelm Tell 303 ff., 322, 327,
 347, 370, 374, 382, 387, 388,
 391, 394, 399, 409, 443, 444,
 458.

Teufel Amor 99.
 Der Triumph der Hölle 34, 36.
 Turandot 356.
 Über Anmut und Würde 275,
 276, 451.
 Über die ästhetische Erziehung
 des Menschen 256, 268.
 Über sentimentale und naive
 Poesie 285, 446.
 Über den Zusammenhang der
 tierischen Natur usw. 27, 44,
 51.

Übersetzung aus Euripides 238
 (Iphigenie?).
 Die Verschwörung der Pazzi 50.
 Die vier Weltalter 367.
 Wallenstein 209, 228, 237, 248,
 255 f., 267 f., 293, 294, 298,
 299, 302, 303, 305, 308,
 310—15, 317, 328, 381, 392,
 397, 400.
 Xenien 229, 287 f., 290, 293,
 294, 303, 328.

C. Stoffliches (vgl. auch Nachweis B 2).

Anthologie 54, 55, 62, 69.
 Astronomie 249 f.
 Erdkunde 208.
 Farbenlehre 311, 323, 346.
 Geschichtschreibung 324.
 Hören 256, 269, 276, 290, 294,
 296, 303, 328.
 Kunst (bildende) 130 f., 315,
 316, 348, 349, 438.
 Liebe 440.
 Literaturzeitung 257.
 Magazin (schwäb.) 24, 30, 57.
 Menschentum (in den Gesprä-
 chen m. Christiane v. Wurmb):
 358 (Benutzung des Augen-
 blicks),
 358 f. (Wiederg. d. Erlebten),
 359 (Eindruck d. Geschichte),
 359 (Billigkeit),
 360 (Ausfüllung f. Postens),
 360 (Literar. Zeitbildung),
 360 (allgem. Menschenliebe),
 361 (Ernsthaftigkeit des Ler-
 nens u. Arbeitens),
 361 (Furcht, Gottesbegriff
 für Kinder),
 362 (Heiterkeit des Gemüts),
 363 (Konzentrierung der
 Seelenkraft),
 363 (Neid),

363 (Zweckvereinigung der
 menschl. Tätigkeit),
 364 (Selbsterkenntnis),
 364 (Verpassen des Augen-
 blicks),
 364 (Verstandesbildung),
 364 (Ausprechen d. Gefühls),
 365 (Gefühl),
 365 (übermäß. Forderungen),
 365 (ernster Wille),
 366 (Wert der Wissenschaft
 fürs Leben),
 366 (Tugenden),
 366 (Beseitig. des Schlechten
 vor Genuß d. Schönen),
 366 (Schicksal),
 367 (Berufswahl).
 Merkur, Teutscher 163.
 Musenalmanach 57, 62, 69,
 283, 294, 296, 303, 317, 318.
 Musik 104, 190 f., 301, 356 f.,
 358, 422, 439.
 Philosophie 26, 41 f., 60, 207,
 212, 268, 320, 350, f. a.
 Fichte, Kant, Reinhold.
 Prinzenerziehung 357.
 Religion, Christentum usw.:
 Bibel 11, 29, 31, 320,
 Christentum 319, 350, 421,
 456, 457,

- | | |
|--|---|
| <p>Kinderpredigt 13, 17,
Konfirmation 22, 23,
Religionsbegriffe 17 f., 31,
Theologie (Bestimmung dazu)
15, 17, 59,
Tod 422.
Repertorium, württemb. 54, 62.
Revolution, französische 180,
184, 188.
Säkularfeier 344.</p> | <p>Taschenbuch für Damen 151.
Temperamentenrose 312, 316.
Thalia 146, 152, 163, 181, 256.
Theater 15, 294, 315, 327, 329,
359, 375 ff., 453, 466—69,
s. a. bei den Schillerschen
Stücken und den Namen der
Schauspieler.
Tragische Stoffe 370.
Zeitungen 455.</p> |
|--|---|
-

61/24319

Hesse & Becker Verlag in Leipzig

Goethes Gespräche.

Gesamt-Ausgabe.

Begründet

von

Woldemar Freiherr von Biedermann.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

Neu herausgegeben

von

Flodoard Freiherr von Biedermann.

Unter Mitwirkung von Max Morris, Hans Gerhard Gräf und
Leonard L. Macfall.

5 Bände, in Leinenband M. 25.—, in Halbfranz M. 32.50.

Das Werk umfaßt sämtliche Berichte der Zeitgenossen und glaubhafte Überlieferungen über mündliche Äußerungen des Dichters und die aus dem persönlichen Verkehr mit ihm gewonnenen Eindrücke. In der Zeitfolge geordnet, bilden diese einzelnen Berichte eine vollständige Biographie und eine Erfassung seiner lebendigen Persönlichkeit, wie sie seinen Mitlebenden, Wohlwollenden und Übelwollenden, erschien, eine Fülle von Äußerungen, die zum Verständnis seiner Werke und seines Wesens dienen, Aussprüche der Weisheit und Klugheit, die aus dem unendlichen Vorn seiner Lebenserfahrung geschöpft sind.

Diese neue Auflage umfaßt auf fast 3000 Seiten etwa 4000 Einzelgespräche (gegen etwa 1800 der ersten Auflage!), außerdem bringt der 5. Band außer wertvollen Erläuterungen mehrere ausführliche Register, die dies reiche Quellenwerk eigentlich erst völlig erschließen; so wurde hier ein Hauptwerk der Goethe-Literatur geschaffen, das in keiner deutschen Bücherei fehlen dürfte.

**Eine Goethe-Biographie
in Original-Zeugnissen der Zeitgenossen!**

Hesse & Becker Verlag in Leipzig

Goethes Gespräche.

Herausgegeben von
Freiherr v. Biedermann.

Zwei Briefe Paul Heyse's an d. Herausg. v. Goethes Gesprächen.

Wertester Herr!

Die gedruckte Karte, in der ich meinen Freunden für überreiche Gaben [zum 80. Geburtstage] meinen Dank aussprach, wird in Ihre Hände gelangt sein. Es drängt mich aber jetzt, da ich angefangen habe, mich in das kostbare Werk, das Sie mir gesendet, zu vertiefen, Ihnen zu sagen, wie hoch Sie mich dadurch erfreut haben. Ich glaubte über Goethe so ziemlich Bescheid zu wissen, aus Briefen auch über sein Verhältnis zu Freunden und Verehrern hinlänglich unterrichtet zu sein, und so fühlte ich kein Bedürfnis, mich mit den von Ihrem vereinigten Vater herausgegebenen „Gesprächen“ bekannt zu machen. Nun erst erfahre ich, welch eine Fülle von unschätzbbarer Belehrung über das innerste Wesen dieses unerschöpflichen Allmenschen mir noch vorbehalten war, und da ich zu gleicher Zeit den letzten Briefband der Weimarer Ausgabe erhielt und den eben aufgefundenen ersten Wilhelm Meister, habe ich in den letzten Tagen mit unendlichem Genuß mich in die Betrachtung dieser wunderbaren Erscheinung vertieft, deren „groß' und kleine Menschlichkeiten sich erhöhen zur Menschheitsfrage“. Dafür Ihnen zu danken ist mir ein herzliches Bedürfnis, das zu befriedigen ich nicht länger aufschieben kann, obwohl mein Befinden infolge der großen Aufregungen der letzten Zeit derart ist, daß mir der Arzt zur Pflicht gemacht hat, für einige Zeit sogar meine Brieffeder völlig ruhen zu lassen.

Seien Sie der aufrichtigsten Hochschätzung versichert, mit der Sie grüßt
Ihr sehr ergebener

München, 15. IV. 1910.

Dr. Paul Heyse.

Sie haben mich hoch erfreut, wertester Herr, durch diese Weihnachtsgabe, mit der das große Werk jetzt beschlossen ist. Wie viel Genuß mir die ersten drei Bände gewährten, wie sehr mir's auch die Freunde dankten, die ich daran teilnehmen ließ, können Sie nicht ahnen. Wohl niemals ist von dem geistigen und geselligen Leben eines großen Mannes eine so anschauliche, allseitige Vorstellung der Welt gegeben worden, wie wir sie hier erhalten haben, dank dem unermüdlichsten Fleiß, der die entlegensten Dokumente zusammentrug und das Unscheinbarste nicht zu gering hielt. Ich kann Ihnen nur von neuem danken und werde mir in der bevorstehenden Festzeit ein besonderes Fest daraus machen, mich in den neuen Band recht *con amore* zu vertiefen.

Seien Sie der aufrichtigsten Hochachtung versichert, mit der Sie grüßt
Ihr dankbar ergebener

München, 22. XII. 1910.

Paul Heyse.

Hesse & Becker Verlag in Leipzig

.....

Goethes ausgewählte Gespräche.

Volksausgabe (mit Ausschluß der Gespräche mit Eckermann).

Herausgegeben von Flodoard Frhr. von Biedermann.

In Leinenband M. 3.—, in Geschenkband
M. 4.—, in feinem Lederband M. 5.—.

Ein Auszug aus dem großen Werke der Goethe-Gespräche. Es sind die Berichte bevorzugt, die die Besonderheit im Wesen Goethes, seine vielseitigen geistigen Interessen und die Tiefe seiner Anschauungen zur Erscheinung bringen. So wurde hier ein echtes Volksbuch geschaffen, das für die weitesten Kreise bestimmt ist, und ein richtiges Seitenstück zum Eckermann bildet.

.....

J. P. Eckermanns Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens.

Herausgegeben von Dr. Conrad Höfer.

Mit Einleitung v. Geh. Rat Prof. Dr. Ludwig Geiger.

In Leinenbd. M. 3.—, In Geschenk-
band M. 4.—, In Lederbd. M. 5.—.

Neue reich illustrierte Ausgabe.

(Mit 73 Bildnissen, Abbildungen und Plänen.)

Die seit Jahren vorbereitete Ausgabe des berühmten Werkes umfaßt 820 Seiten und ist mit zahlreichen Bilder-Beilagen auf Kunstdruckpapier geschmückt, die dem Entgegenkommen des Goethe-Nationalmuseums und der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar zu verdanken sind. Die Ausgabe ist vollständig, bietet zuverlässigen Text — der Herausgeber gilt als Autorität auf diesem Gebiete —, hat ein ausführliches Namen- und Sachregister, entzückt durch den reichen Bilderschmuck und ist sowohl eine der besten als auch der wohlfeilsten — wenn nicht in Hinsicht auf die vortreffliche Ausstattung die wohlfeilste!

Hesses Klassiker-Ausgaben

Goethes Werke

Volksausgabe

in 18 Bänden

Mit Briefen, Tagebüchern und Gesprächen

Herausgegeben von

Prof. Dr. Eduard Engel

Mit 18 Bildnissen, 6 Abbildungen und 24 Handschriften

In 5 Leinenbänden M. 8.—

In 5 Halblederbänden M. 12.50

In 8 Leinenbänden M. 10.—, in 8 Halblederbänden M. 16.—

Diese Volksausgabe von Goethes Werken soll alles in sich schließen, was für Goethes menschliches, künstlerisches und wissenschaftliches Auswirken kennzeichnend und für die lebendige Dauer in Herz und Geist seines Volkes von unbestreitbarem Werte ist.

„... Eine reiche Auswahl der Briefe, Tagebücher und Gespräche erscheint hier zum ersten Male als Bestandteil von Goethes Werken und füllt die Dichtung in äußerst geschickter Weise mit dem Leben des Dichters aus. Die trefflichen Bildnisse, Abbildungen und Handschriftenproben sind recht geschmackvolle Beigaben. Alles in allem — Engels Volksausgabe ist eine rechte, echte Gabe fürs Volk, welche mit dazu beitragen wird, die Scheidewand, die zwischen den gebildeten und den weniger gebildeten Kreisen vielfach noch besteht, zu durchbrechen und, wenn's gut geht, mehr und mehr ganz zu beseitigen. . . .“ (Geh. Rat A. Matthias-Berlin im „Tag“.)

Hesse & Becker Verlag in Leipzig

Briefe der Frau Rat Goethe.

Vollständige Ausgabe.

Anhang:

Goethes Briefe an seine Mutter.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Ludwig Geiger.

Mit einem Bildniß in Lichtdruck.

In Leinenband M. 3.—.

In feinem Lederband M. 5.—.

Die Briefe der Frau Rat Goethe, der Frau Aja, wie sie genannt wurde, zählen zu den kostbarsten Beständen, die die reiche deutsche Literatur aufzuweisen hat, und wir hoffen, daß die vorliegende, trotz des billigen Preises vorzüglich ausgestattete Ausgabe, von berufenster Seite herausgegeben, den Weg in die weiteste Öffentlichkeit finden wird. Wir haben nicht viele Bücher ähnlichen Inhalts, die sich diesem ebenbürtig an die Seite stellen können! — Ein besonderer Vorzug unserer Ausgabe neben ihrer Wohlfeilheit liegt in der Beigabe der Briefe Goethes an seine Mutter.

Hesses Klassiker-Ausgaben

.....

Schillers sämtliche Werke

Histor.-kritische Ausgabe in zwanzig Bänden

Unter Mitwirkung von

R. Berger, E. Brandenburg, Th. Engert, C. Höfer,
Alb. Köster, Alb. Leitzmann, Fr. Munder

herausgegeben von

Prof. Dr. D. Güntter und Prof. Dr. G. Witkowski.

Beigaben: Bildnis Schillers nach G. v. Kugelgen, 15 Seiten Familien-Drucke, 10 Abbildungen und 2 Kartensfizzzen.

In 8 Leinenbden. M. 16.—, in 10 Leinenbden. M. 20.—, Feine
Ausg. in 10 Halblederbden. M. 28.—, Luxus-Ausg. in 10 eleg.
Halbfrauzbden. in Karton M. 36.—.

Handausg. in 4 Enbden. M. 6.—, In 4 Halblederbden. M. 10.—.

Dr. Carl Busse schreibt in *Belhagen & Klasings Monatsheften* (Okt. 1911): „... Da erfreut eine Vollständigkeit, die bisher nicht erreicht war... wer für die nächsten Jahre einen guten, auf der Höhe der literarischen Forschung stehenden und doch wohlfeilen ‚Schiller‘ braucht, kann sich getrost an die Hessesche Ausgabe halten.“

Strasburger Post: „... So stellt das Werk, wissenschaftlich gebiegen, vollständig wie keine andere Ausgabe, übersichtlich und schmuck in Anordnung und Ausstattung, sich als die Schillerausgabe dar, die dem deutschen Volke bisher gefehlt hat.“

Die Zeit (Wien): „... Die Hessesche Schiller-Ausgabe übertrifft an literarischer Qualität alle ähnlichen Gesamt-Ausgaben.“

Deutsche Rundschau: „... Diese gebiegene Ausgabe wendet sich an breiteste Kreise und kann dem Laien wie dem Fachmann in gleicher Weise dienen.“

Deutsche Zeitung, Berlin: „... Wie schon gesagt, übertrifft diese Sammlung an absoluter Vollständigkeit und kritischer Durcharbeitung alle bis jetzt erschienenen Gesamtausgaben Schillers.“

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

